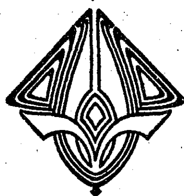
"SCHLUNK"

Niederländisch-Indien als Missionsfeld



Von Martin Schlunk

Handbücher für Missionsstudienkreise

Band III

Niederländisch-Indien als Missionsfeld

mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Missionsarbeit

dargestellt

von

Martin Schlunk



Basel ✧ 1922

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung

für Deutschland: Evangelischer Missionsverlag in Stuttgart

Niederländisch-Indien als Missionsfeld

mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Missionsarbeit

dargestellt von

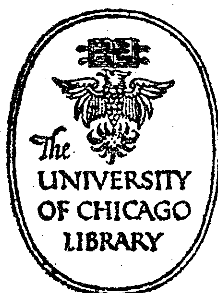
Martin Schlunk



Basel ✦ 1922

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung

für Deutschland: Evangelischer Missionsverlag in Stuttgart


The
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Den Freunden
von Lunteren



Vorwort.

In Lunteren, einem freundlichen Flecken der holländischen Heide, entstand 1911 der Gedanke, die Missionsstudienbewegung nach Deutschland zu verpflanzen. In Lunteren erhielt der Verfasser 1920 die Möglichkeit, eine zusammenhängende Darstellung der Missionsarbeit in Niederländisch-Indien zu versuchen, und die Freunde von Lunteren halfen aus eigenem Antrieb, die erheblichen Druckkosten für die fertige Arbeit zu vermindern. So sei ihnen das Buch gewidmet und damit dreifachem Danke Ausdruck gegeben.

Das Buch führt in ein vielen ganz unbekanntes, den Freunden der Rheinischen Mission nur zum Teil bekanntes Gebiet holländischer Kolonialpolitik mit unendlich vielen kleinen und größeren Sprachen. Daher war eine einheitliche Schreibweise der Namen kaum zu erzielen. Doch ist sie angestrebt. Zur Aussprache merke man, daß in holländischen Namen oe wie u, u wie ü, s stimmlos und scharf, z stimmhaft und weich zu sprechen ist. Bei den Ortsnamen ist eine Schreibweise durchgeführt, die etwa der deutschen Sprache entspricht.

Daß ich die Arbeit versuchte, ohne selbst in Niederländisch-Indien gewesen zu sein, kann ich nur damit entschuldigen, daß sich trotz dringender Bitten der Deutschen Kommission für die Missionsstudienbewegung keiner der gefragten Sachkenner bereit fand, das seit Jahren erwünschte Buch zu schreiben. Ich hoffe, daß gründliches Studium und der Rat und die Hilfe mancher sachkundigster Freunde — ich nenne mit besonderem Dank Herrn Missionsdirektor D. Gunning, Oegstgeest, Herrn Jan Willem Gunning, Utrecht, den Sekretär des Missionsstudienrates der Niederlande, Herrn Professor D. Julius Richter, Berlin, und Herrn Missionsdirektor E. Fries, Barmen — doch dazu geholfen haben, eine zuverlässige Darstellung zu geben.

Hamburg, 31. Januar 1922.

M. Schlunk.

Inhalt.

1. Erd- und volkskundliche Umschau.

Unter den Missionsfeldern, die uns Deutschen geblieben sind und unverändert offen stehen, also für eine neue Arbeit ernstlich mit in Frage kämen, beansprucht Niederländisch-Indien deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil es als Kolonialgebiet eines europäischen Volkes unter Völkern primitiver Kultur zu beiden Seiten des Äquators mit den uns genommenen Schutzgebieten mancherlei Ähnlichkeit hat, und weil die in ihm getriebene Arbeit der Rheinischen und der Neukirchener Mission vielerlei überaus anziehende Züge aufweist. Darüber hinaus aber zeigt es eine überraschende Vielgestaltigkeit der Aufgaben und Schwierigkeiten, eine solche Fülle wechselnder Bilder, ja fast unvereinbarer Gegensätze, daß man bei tieferem Eindringen auf immer neue Fragen und Anregungen stößt. Nur muß man sich dazu auf eine höhere Warte stellen und muß versuchen, die verwirrend vielen kleinen Missionsarbeiten als einheitliches Ganzes im Rahmen eines ganz außerordentlich reichen Koloniallebens zu verstehen.

Damit soll die Kleinarbeit der Mission in ihrem religiösen Wert ja nicht als geringfügig hingestellt sein. Das Schwergewicht des Missionsdienstes liegt in dem Wirken von Person zu Person, in dem Unwägbaren und Unmeßbaren, was sich dem Blick entzieht oder wenigstens nur ganz gelegentlich in größerem Maßstabe sichtbar wird, wie in unserer Zeit die Kirchengründung auf Sumatra oder die Erweckungsbewegung auf Nias. Aber über dieses eigentümlich Religiöse hinaus wirkt die Mission als Kulturträgerin durch ihre Eigenart so bemerkenswert in dem Gesamtleben der Kolonie, daß die koloniale Berichterstattung an ihr nicht mehr vorübergehen kann.

Versuchen wir, dieses Missionsleben Niederländisch-Indiens, soweit es vom Protestantismus ausgeht, in seinem Wesen und Wirken zu verstehen, so müssen wir uns zuerst durch eine erd- und volkskundliche Umschau die nötigen Vorkenntnisse verschaffen.

Niederländisch-Indien ist erdkundlich keine Einheit, und doch eine Einheit. Es ist keine Einheit, weil in ihm zwei Kontinente zusammenstoßen. Ein Teil der Inselwelt gehört zu Asien, der andere zu Australien. Das kommt in der Pflanzen- und Tierwelt deutlich zum Ausdruck. Verfolgt man nämlich den Steilabfall der Meeresküste, wie er sich am südlichen Außenrande der großen Sundainseln Sumatra, Java, Bali, Lombok entlang zieht, so stößt man hinter Bali auf eine zweite, von Norden nach Süden ziehende Tiefenscheide, die sich zwischen Bali und Lombok und zwischen Borneo und Celebes hinzieht und durch die Sulusee nach dem Festlande Asiens zurückführt. Damit ist der Westteil der Inselwelt als zu Asien gehörig gekennzeichnet, während der Ostteil zu Neuguinea und Australien gehört.

Dementsprechend findet man westlich der Nord-Südgrenze die Tierwelt Asiens, den Löwen, den Tiger, den Leoparden, den Elefanten, den Affen, von Vögeln die Drossel, den Specht, den Bartvogel und eine asiatische Pflanzenwelt, im Osten das Beuteltier, den Kakadu, den Leierschwanz und die Casuarine, was wieder deutlich nach Australien hinüberweist. Dennoch ist, und zwar nicht nur infolge der holländischen Kolonialherrschaft, die vielmehr durch die englische Besitzung in Nordborneo und die amerikanische Herrschaft auf den Philippinen beeinträchtigt wird, diese ganze Inselwelt von jeher als eine Einheit betrachtet worden, als die große Brücke, die das Festland Asiens mit Australien verbindet, und die als der größte Archipel auf der Erde klimatisch, geologisch und durch seine Bewohner ein zusammengehöriges Ganzes bildet. Von der Größe und Ausdehnung dieser Inselwelt machen sich selbst Kundige oft keine richtige Vorstellung. Zahlen sagen wenig. Aber wenn wir hören, daß die Niederlande 34 186 qkm umfassen und 5 858 000 Einwohner zählen, während Niederländisch-Indien 1,9 Millionen qkm Land enthält und 35—40 Millionen Einwohner umschließt, also an Größe Frankreich fast um das Vierfache übertrifft und ihm an Einwohnerzahl nahezu gleichkommt, so ahnt man doch noch nicht, daß das Inselgebiet, in eine Karte von Europa eingezeichnet, keinen Platz fände. Die Westspitze Sumatras würde weit über Spanien und Irland hinaus in den Atlantischen Ozean hineinragen, die Nordspitze der Philippinen fast an das Nordkap reichen, die Ostspitze Neuguineas noch über das Kaspische Meer hinausragen und endlich die südlichste der Inseln etwa in der Höhe des Vesuvs liegen. Der Niederländische Besitz allein umspannt etwa den achten Teil des Äquators und ist fast gleichmäßig auf die nördliche und südliche Erdkugel verteilt. Er erstreckt sich vom 6° nördlicher Breite bis 11° südlicher Breite und vom 95° zum 141° östlicher Länge. Man unterscheidet hier vier Inselgruppen, zunächst die großen Sundainseln: Java, Sumatra, Borneo und Celebes, dann die kleinen Sundainseln: Bali, Lombok, Sumbawa, Flores, Timor, Sumba, drittens die Molukken mit vielen kleineren Inselgruppen und besonderen Inseln und endlich viertens Neuguinea mit den zu ihm gehörigen Inselchen. Von diesen Inseln gilt Borneo als die zweitgrößte der Erde, umfaßt sie doch allein ein Gebiet zweiundzwanzigmal so groß wie die Niederlande selbst, aber von dieser Riesengröße führt es hinab zu den winzigsten nur denkbaren Inselchen, Korallenriffen oder Vulkanspitzen, die nur eben aus dem Meere herausragen und völlig unbewohnt sind. Zwischen den Inseln liegt der Meeresboden, abgesehen von der gezeichneten Linie, meist recht flach, nur 45 m im Durchschnitt unter dem Meeresspiegel, es finden sich aber auch ganz große Tiefen, die in der Timor- oder Sawusee, ganz im Süden, bis zu 3000 m, in der Celebessee bis zu 5000 m, in der Bandasee gar bis zu 6500 m Tiefe führen, also fast die größte im Meere gemessene Tiefe erreichen.

Die meisten Inseln sind hoch und bergig. Nur an den großen

langgestreckten Inseln bilden die Küsten zum Teil eine flache Ebene, während sich in Borneo und Sumatra Hochebenen finden. Das Bergland besteht meist aus kurzen Ketten, die sich oft in langer Reihe aneinanderschließen, vielfach aus noch tätigen oder bereits erstorbenen Vulkanen zusammengesetzt. So zieht sich eine lange Vulkanreihe von Hinterindien in der Längsachse der Inseln über die Andamanen und Nikobaren nach Sumatra, Java und Lombok, ja bis nach Sumbawa und Flores, eine zweite kürzere Reihe bilden die Vulkane der Bandasee, eine dritte trifft man in der Halmaheragruppe, während eine vierte über den Nordosten von Celebes, die Sangirinsel und die Philippinen läuft. Das Zentrum bildet das Vulkangebiet Borneos, das aber nicht mehr tätig zu sein scheint. Die Höhe dieser Gebirge steigt in den Schneebergen Neuguineas bis zu 4800 m, in Britisch-Nordborneo bis zu 4200 m, im eigentlich niederländischen Kolonialgebiet auf Sumatra und Lombok bis zu annähernd 3800 m. Größere Flüsse können sich naturgemäß nur auf Borneo, Sumatra und Neuguinea entwickeln. Der Kapuas auf Borneo erreicht mit 1200 km Stromlänge fast den Rhein. Borneo hat auch zahlreiche Binnenseen und Sümpfe, die meist durch das Überfluten der Ströme entstanden sind. Auch die Bergseen auf Sumatra und Celebes verdienen Erwähnung.

Das Klima „Insulindes", wie die Holländer gern ihr Ostindien nennen, ist milder, als man bei der Lage unter dem Äquator annehmen sollte. Die mittlere Jahrestemperatur von Batavia beträgt zum Beispiel 26° C, eine Wärme, die allerdings dadurch etwas mühsam zu ertragen ist, daß der Unterschied zwischen dem Durchschnitt des kältesten und des heißesten Monats nur 1,12° C beträgt. Die höchste in Batavia gemessene Hitze von 35° C bleibt hinter der höchsten in den Niederlanden gemessenen sogar noch um 0,4° zurück. Die niederste Temperatur von Batavia ist bisher mit 19° gemessen worden. Tag und Nacht schwanken in der Trockenzeit um 6—7°, in der feuchten Zeit nur um 4—5°.

Wie überall unter dem Äquator sind Sonnenaufgang und Sonnenuntergang fast pünktlich um 6 Uhr, und Tag und Nacht gehen fast ohne Dämmerung ineinander über.

Die Regenmenge ist längst nicht so reich, wie man annehmen sollte, schwankt aber je nach der Lage ganz beträchtlich. In Batavia ist die mittlere Regenmenge des Jahres 1843 mm, in Buitenzorg, weiter landeinwärts im Gebirge, 4375 mm. Der größte Regenfall ist in Mitteljava mit 9824 mm gemessen, während es die Niederlande nur zu 710 mm Regenhöhe im Jahre bringen. Doch ist die Zahl der Regentage in Ostindien geringer als bei uns, und da man keine ununterbrochenen Regen kennt, vielmehr fast jeder Regentag seine sonnigen Stunden hat, muß die jeweils fallende Regenmasse beträchtlich sein. Immerhin darf man es auch hier mit der Redensart: es regnet Bindfaden, nicht zu genau nehmen. Den Regentagen entspricht eine, besonders im Osten, sich durch Wochen und

Monate hinziehende Trockenheit. Aber, wenn es da auch nicht regnet, behält die Luft doch bei der Nähe des Meeres einen erstaunlich hohen Gehalt an Feuchtigkeit (78—88 %), der die Haut selbst für kleinste Temperaturschwankungen äußerst empfindsam werden läßt. Mit dem Regen sind vielfach Gewitter verbunden. An manchen Orten kehren die Gewitter in der Regenzeit täglich zu bestimmter Zeit wieder, und das mit einer Heftigkeit, für die wir hier keine Vorstellung haben. Die Regelmäßigkeit des Wechsels von Regen und Trockenzeit ist mit darin begründet, daß ganz Niederländisch-Indien im Passatgürtel liegt, also, soweit nicht Bergketten hindernd dazwischen treten, nördlich vom Äquator vom April bis Oktober westliche, vom Oktober bis April östliche Winde hat. Südlich vom Äquator ist es jedesmal umgekehrt. April und Oktober bringen mit dem Passatwechsel plötzliche Witterungsumschläge mit Sturm und Unwettern. Die Windstärke ist auffallend gering, vor allem in den Küstenstrichen.

Hitze und Feuchtigkeit machen das Klima für Europäer ziemlich ungesund. Schwere körperliche Arbeit und angestrengte Geistesarbeit fallen auf die Dauer sehr schwer. Die sumpfigen Küstenstriche sind ausgesprochene Fieberherde, die Hochflächen im Innern bieten durch frische Winde Erquickung.

Der fruchtbare Boden, die hohe, gleichmäßige Wärme, sowie der Wechsel von Sonnenschein und reichlichem Regen erzeugen den üppigsten Pflanzenwuchs, den man sich denken kann. Viele Inseln, vor allem Borneo und Sumatra, sind beinahe ganz mit Urwald bedeckt, dessen Bäume, Sträucher, Stauden, Kletter- und Schlingpflanzen eine lebende Pflanzenmauer bilden. Blumen von ungeahnter Farbenpracht und Größe fallen kaum gebührend auf, da die gewaltige Entwicklung der Blätter ihre Schönheit oft nicht hervortreten läßt oder die Schönheit sich in solcher Höhe entfaltet, daß das Auge sie kaum entdeckt. Mit dem dichten Urwald wechseln ausgedehnte Grasflächen, und besonders auf den Höhen nimmt die Pracht der Vegetation allmählich ab.

Unter den Bäumen der Inselwelt steht die Kokospalme wegen ihrer mannigfaltigen Verwendbarkeit an erster Stelle. Sie wächst mit Vorliebe in den tieferen Strichen und findet sich meist in Gruppen in der Nähe der Dörfer. Jeder Tropenreisende kennt sie mit ihrem schlanken Stamm, ihrer Krone aus den federförmigen, 4—5 m langen, oft 1 m breiten Blättern und ihren unter den Blättern sich versteckenden Früchten. Alles an ihr ist verwendbar, Kern und Schale der Frucht mit ihrem süßen, erquickenden Wasser, Blätter, Blattstiele und Bast, selbst Blattknospen und Blütenkolben, Stamm und Wurzel. Unter den vielen anderen Palmen seien wenigstens die Sagopalme und die Arekapalme genannt. Pisang und Banane, Guttapercha- und Kampferbaum, Indigo, Bambus, Casuarine finden weite Verbreitung, und Reis, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Kaffee, Tee, Pfeffer, Gewürznelken, Muskat und Chinarinde werden

teils zum eigenen Bedarf, teils für die reichliche Ausfuhr fleißig und zum Teil mit großer Kunst und Sorgfalt angebaut.

Die Tierwelt ist im Osten an Zahl und Arten reicher als im Westen. In den Wäldern Sumatras und wohl auch Borneos finden sich noch der Elefant, das Rhinozeros und der Tapir. Überall gibt es wilde Schweine und Hirsche. Wilde Rinder hausen auf Sumatra, Java und Bali, doch sind sie sehr scheu. Unter den Raubtieren sind Tiger und Panther vor allem gefürchtet. Königstiger gibt es nur auf Java und Sumatra. Die Zahl der Affensorten ist sehr groß. Sumatra beherbergt noch den Orang Utang, ebenso Borneo. Zahlreich und sehr verbreitet sind die Fledermäuse, unter denen der fliegende Hund beträchtliche Größe hat. Beuteltiere finden sich nur im Osten bis hin nach Celebes. Schlangen aller Art, giftige und ungiftige, winzig kleine und bis zu 10 m lange, sowie Eidechsen finden sich überall, leider auch in den Sumpfgegenden die Moskiten, diese Quälgeister der Tropen mit ihrem Fieber bringenden Stich, dazu wilde Bienen, Schmetterlinge von auffallender Größe und Farbenpracht, Käfer, Skorpione, Tausendfüßler, Spinnen und auch die weißen Ameisen mit ihrer bekannten Vernichtungswut. Flüsse und Seen sowie das Meer bergen einen Reichtum an Fischen, Schildpatt und Perlen, dazu Korallen, aber auch Haifische und Krokodile. Als Haustiere zieht man endlich Büffel, Rinder, Pferde, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Hühner, Enten, Gänse und Tauben.

An Bodenschätzen findet sich Eisen, und zwar auf Borneo und Celebes in größerer Menge, ferner hier und da Gold, doch nur in unbedeutenden Mengen im Flußsand, wohl aber in reicher Menge Zinn. Die Inseln Bangka und Blitung im Osten von Sumatra gehören zu den wichtigsten Fundstellen des Zinns. Sumatra hat nicht unbeträchtliche Lager an Steinkohle, ebenso der Südosten von Borneo. Noch größere Bedeutung haben die Petroleumquellen im Osten von Sumatra, auf Java und im östlichen Borneo. Diamanten kommen gelegentlich auf Borneo vor, schließlich noch Antimon, Schwefel, Marmor und Salz.

Alles in allem hat die Natur ihr Füllhorn in verschwenderischem Reichtum über die Inselflur ausgeschüttet, und da die Bodengestalt überall wechselt, Berge, Ebene und Meer in überraschender Mannigfaltigkeit einander berühren, wirkt die Schönheit der Tropen oft überwältigend. Das Auge kann sich nicht satt sehen an dem Reiz der Formen und der Farben. Hier liebliche Anmut, dort groteske Erhabenheit, hier die Schwüle des Urwaldes, dort eine Gartenlandschaft, hier die Krater feuerspeiender Berge, dort die Spiegelfläche riesiger Binnenmeere, hier steile, schmale Bergpfade, dort bequeme Alleen und Gärten, in denen menschliche Kunst die Urkraft der Tropen bändigt und dadurch oft erst zur vollen Wirkung kommen läßt, hier die Romantik der Felsengebirge, dort Ausblicke in das unendliche Meer mit seiner wogenden Ruhe, hier farbensatte Reisfelder oder Kaffee- und Teepflanzungen, dort in Sonnenglut fast

verdürstende Grassteppe, und überall dazwischen die Menschen mit ihren Wohnungen und den Spuren ihrer Arbeit!

Wenn die Bevölkerungszahl der niederländischen Inseln zusammen auf 40 Millionen geschätzt wird, so ist bei der Schätzung zu berücksichtigen, daß viele Inseln im Innern noch nicht soweit durchforscht sind, daß eine zuverlässige Schätzung möglich wäre. Von der Gesamtzahl sind 98 % Insulaner, 2 % Fremde, nämlich außer den Mitgliedern des Heeres und der Flotte rund 80 000 Europäer oder den Europäern rechtlich Gleichgestellte, 570 000 Chinesen, 30 000 Araber und 23 000 andere Fremde aus dem Osten. Am dichtesten sitzt die Bevölkerung auf Java und dem benachbarten Madura. Da man für beide Inseln fast 32 Millionen Bewohner rechnet, bleiben für die gesamte übrige Inselflur nur etwa 8 Millionen, und dabei sind Java und Madura nur etwa viermal so groß wie das Mutterland, die übrigen Inseln zusammen aber 56 mal so groß. So sitzen die Menschen hier, wo die Urkraft der Natur mitunter furchtbar waltet, besonders dicht beieinander. „Die Zerstörung von 40 000 Menschenleben durch den Ausbruch des Vulkans von Sumbawa 1815, die Wegschwemmung von 16 000 Menschen durch die Flutwellen, die 1883 den Ausbrüchen von Krakatau folgten, steht nicht allein da." (Ratzel, Völkerkunde I, S. 358.)

Die Europäer sind meist Beamte, aber auch Kaufleute oder in Landbau und Industrie beschäftigt. Zu vier Fünfteln wohnen sie auf Java.

Chinesen finden sich zwar fast überall, sind aber auf Java am zahlreichsten. Sie leben vom Groß- und Kleinhandel, oder als Kuli in den Pflanzungen oder in den Minen oder treiben auch ein Handwerk. Ihre Bescheidenheit macht sie zu gefürchteten Wettbewerbern. Da Chinesenfrauen ihre Heimat in der Regel nicht verlassen, bilden sie meist eine Mischrasse, bleiben aber nach Sitte und Gewohnheit echte Chinesen. Wo sie in größerer Anzahl leben, bewohnen sie besondere Dörfer oder Viertel und stehen unter eigenen sogenannten Kapitänen.

Die Araber sind gering an Zahl, stehen aber bei den mohammedanischen Insulanern in größtem Ansehen. Soweit sie nicht als Lehrer tätig sind, leben sie vom Handel oder von der Küstenfahrt. Auch sie sind meist gemischter Rasse und gehen ziemlich schnell in der eingeborenen Bevölkerung auf. Vor allem werden die Hadji, die Mekkapilger, sehr geehrt.

Die übrigen Fremden stammen wohl meist aus Vorderindien, aus Bengalen. Sie leben meist vom Handel oder üben ein Handwerk, arbeiten aber in Ost-Sumatra auch als Kuli auf den Tabakpflanzungen.

Am wichtigsten sind für uns die angestammten Inselbewohner. Sie sprechen fast ohne jede Ausnahme alle untereinander verwandte Sprachen. Daraus darf man nicht auf gemeinsame Abstammung schließen. Wohl aber zeigen sie in ihrem Äußeren

mancherlei verwandte Züge, die sich vielleicht am leichtesten durch eine Rassenmischung zwischen papuanischen Stämmen, wie wir sie auf Neuguinea und im äußersten Osten der Inselwelt noch nahezu rein vorfinden, und Angehörigen der in Südindien vorhandenen Volksart erklären. Möglich auch, daß die in der Minahassa auf Celebes und auf Borneo sich findenden hellfarbigen Stämme, die in vieler Hinsicht den Polynesiern auf Samoa, Tonga u. s. f. ähneln, den Urtyp der Inselbewohner am reinsten bewahrt haben. Auch chinesische Abkunft wird bisweilen vermutet. Jedenfalls handelt es sich bei den Indonesiern um ein Mischvolk, das man gern als malaiisch-polynesisch oder auch als austronesisch bezeichnet. Einen besonderen Typ bilden die Bewohner von Ternate, Tidore und der Hauptteile von Halmahera, einen zweiten die Negritos auf den Philippinen, die zwar einen malaiischen Dialekt reden, aber sonst eine ganz fremde Rasse zu bilden scheinen. Die Vermutung, daß die scheuen Waldbewohner Sumatras, die Kubus, einen Rest der Urbevölkerung darstellen, darf nur mit größter Vorsicht ausgesprochen werden. Von diesen Malaien sagte Grundemann 1879 in Burkhardts kleiner Missionsbibliothek, Bd. 2, S. 4, mit Berufung auf Berghaus, Die Völker des Erdballs: „Ihrer äußeren Erscheinung nach sind die Malaien nicht schön zu nennen. Die Hautfarbe ist ein gelbliches Olivenbraun, die Lippen dick und hervorspringend, die Nase platt, die Backenknochen stehen viereckig hervor. Ihre Gemütsart ist besonders heftig und aufbrausend. Ihre besseren Anlagen scheinen unter dem Einflusse des Piratenhandwerks ausgeartet zu sein. Der Malaie ist stolz, aber dies hindert ihn nicht, niedrige und betrügerische Handlungen zu begehen; er ist versteckt, eifersüchtig, rachsüchtig, undankbar und hat fast kein Gefühl mehr für Ehre und Schande. Sein Mut ist nur die Wirkung einer augenblicklichen Aufregung, die ihn zu Handlungen der heftigsten Verzweiflung antreibt. Aber Kaltblütigkeit im Kampfe, Großmut und heroische Entschlüsse kennt er nicht. Er ist grausam und blutdürstig. Am schrecklichsten kommt seine Leidenschaftlichkeit beim Amoklaufen zum Vorschein. „Amok“ bedeutet soviel wie Wut, Raserei. Durch einen plötzlichen Entschluß getrieben, bewaffnet sich ein Malaie mit einem langen Kris (Dolch), nimmt denselben in die rechte Hand und stürzt in die belebtesten Straßen, um alle Menschen, die ihm entgegenkommen, niederzustoßen. Es ist der Fall vorgekommen, daß in Singapur von einem einzigen Amokläufer 15 Menschen getötet oder schwer verwundet wurden, bevor der Mörder erschlagen werden konnte. Sobald ein Amokläufer auf der Straße erscheint, hört man einen warnenden Schrei und alle unbewaffneten Menschen flüchten in die Häuser. Wer aber Waffen trägt, hat das Recht, den Rasenden wie ein wildes Tier niederzuschlagen. Alles haut und schießt auf ihn ein, besonders da ein Amoklaufer sich nie gefangen gibt.“ Ich vermute, diese Schilderung mit ihrer falschen Verallgemeinerung, die aus dem Malaien einen fürchterlich blutgierigen Räuber macht, würde heute niemand wiederholen dürfen, ohne der schlimmsten

Übertreibungen geziehen zu werden. Ich habe sie aber wörtlich angeführt, um durch sie deutlich zu machen, wieviel weiter wir in der Völkerkunde in den letzten 40 Jahren gekommen sind.

Wir haben gelernt, auf die Unterscheidungen zu achten, die alle Volksgruppen untereinander zeigen, und die zum Teil mit der Beschaffenheit des Landes in Zusammenhang gebracht werden. So weist man darauf hin, daß die Heimat der Batak eine Hochebene mit kühler, leichter Luft ist, infolgedessen schweife der Blick der Batak ungehemmt weit in die Ferne, ihr Gesichtskreis sei offen, ihre Verfassung frei, der Javane aber wohnt in Tiefländern, verborgen im Schatten von Bäumen, sein Gemüt sei eng, kleinherzig hänge er sich an seinen Herd. Die Küstenvölker mit reichem Verkehr seien fortgeschritten, die Binnenvölker abgeschlossen und altertümlich. Aber bei aller Verschiedenheit gibt es doch gemeinsame Züge, und das Gesamtbild, wie wir es jetzt sehen, ist wesentlich freundlicher, als es vor 40 Jahren gezeichnet wurde.

Ratzel faßt ihren Charakter in seiner Völkerkunde in folgenden Worten zusammen: „Mild, friedlich, ruhig und artig, gegen Vorgesetzte unterwürfig und selten zu Verbrechen geneigt, nur muß Mißtrauen und dessen Zwilling, Mangel an Offenheit, hinzugefügt werden. Schweigsamkeit, Ruhe in Versammlungen, Förmlichkeit des Verkehrs gehören auch dazu". Eine wildere Ausprägung dagegen zeige der freie Malaie mit seiner Kriegslust, seinem Hang zur Seeräuberei, seinen gelegentlichen Wutausbrüchen, seiner hier und da vorkommenden Menschenfresserei. Nehmen wir zu dieser Charakteristik noch das reiche Seelenleben hinzu, das die umfassenden religionspsychologischen Untersuchungen Johannes Warnecks in seinem nun schon in sechster Auflage gedruckten Buche: „Die Lebenskräfte des Evangeliums, Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums" (Berlin, 6. Aufl., 1922, bei M. Warneck), voraussetzt, so wird sich unsere Vorstellung vom Wesen des Malaien noch wieder vertiefen und wir werden vor kurzem, wegwerfendem Urteil geschützt sein und es glauben, daß der Mission hier eine große und lohnende Aufgabe warte.

Das Bild der Bevölkerung wird noch bunter durch eine Übersicht über die auf der Inselwelt vertretenen Sprachen. Ich folge dabei der Aufzählung, die Professor Dr. H. Kern in dem Sammelwerk von H. Colijn, „Neerlands Indië" (2 Bde. Amsterdam, Elsevier, 1911), Bd. I, S. 105 f. gegeben hat. Die wichtigsten Sprachen auf den Philippinen sind Tagalog, Bisaya, Bikol, Pangasinan, Pampanga, Iloko, Igorot, Ibanag und Mindanao. Nahe verwandt mit diesen Dialekten und nicht minder reich an Form und fein an Bau sind die Sprachen von Sangir und Talaur sowie das Beutenan und Bantik in der Residenz Menado. Etwas weiter ab stehen Mongondon und Ponosakan, Gorontalo und Holontalo, wieder noch weiter ab die Dialekte der Minahassa Tombulu, Tontemboan, Tondano, Tonsea, Tonsawang. Im Süden der Minahassa, in Posso, spricht man das Bare, eine Sprache mit einer bemerkenswerten Volksliteratur, an die sich wieder zahllose Dialekte von Nord- und Mittel-Celebes, die von Posso-Todjo, Loinan, Bobongko, Saluan und Babantak anschließen. Die Makassaren und Buginesen verfügen über eine reiche Literatur in ihrer Sprache. Da

sie als Seefahrer und Händler fortdauernd mit dem ganzen Archipel Beziehung hatten, ist bei ihnen fremder Einfluß, wie er sich schon im Gebrauch indischer Schrift kundtut, aber auch in einer ganzen Reihe von Lehnwörtern aus dem Sanskrit, leicht nachweisbar. Die Sprache von Saleier kann als Dialekt des Makassar gelten, während die Sprache von Buton noch nicht eingeordnet werden kann. Ebenso unbefriedigend ist unsere Kenntnis der Sprachen auf Borneo. Nur die Sprache der Oloh Ngadju Dajak ist gründlich bekannt. Brauchbare Wörterverzeichnisse existieren von Sampit, Katingan und Tidong. An der Küste wird meist Malaiisch gesprochen. Auch Sumatra beherbergt recht verschiedene Völker. Auf der Ost- und Westküste und bis ins Innerhochland hinein erstreckt sich der Geltungsbereich des Malaiischen, und zwar einerseits der Dialekt des Riu und Lingaarchipels, andererseits der von Menangkabau. Danach ist die Hauptsprache von Sumatra das Batak mit den Dialekten von Toba, Dairi, Karo und Mandeling. Auch die Batak besitzen eine ansehnliche Literatur in ihrer formenreichen Sprache. Sie bedienen sich indischer Schriftzeichen, die sich aber in Jahrhunderten bereits eigenartig entwickelt haben. Die Sprache von Nias zeigt wieder nur geringe Verwandtschaft mit der Batakſprache. Die Sprache von Atjeh zeigt auch größere Abweichungen, und zwar in allen ihren vier Dialekten Baru, Tunong, Pedir und Pasei. Die Sprache von Redjang ist noch ziemlich unerforscht, die Sprache von Lampong, die im Süden von Sumatra gesprochen wird, zerfällt in zwei Dialekte, Abung und Pabijan. Auf den westlich von Sumatra gelegenen Mentawei-Inseln, auf Si Berut und Si Kobo und den Nassau-Inseln wird Mentawei gesprochen. Engano hat seine eigene Sprache. Auf Java sind die Hauptsprachen Javanisch, Sundanesisch und Maduresisch. Das Javanische ist schon durch 1000 Jahre geschichtlich zu verfolgen und besitzt eine alte, reich entwickelte Literatur von hoher Kunstform. Die Balisprache weicht vom Javanischen erheblich ab. Sie ist bereits durch alte Urkunden belegt und wird auch auf Lombok gesprochen von den dort ansässigen Balileuten, während die Einheimischen, die Sasak, ihre eigene, an das Neujavanische und Bali anklingende Sprache sprechen. Die Insel Sumbawa hat wieder eine deutlich abgewandelte Sprache, die aber nur oberflächlich bekannt ist. Die Bimasprache dagegen, die in Bima und Dompo gesprochen wird, ist gründlich durchforscht und hat eine beträchtliche Literatur. Verwandt mit ihr ist das Sumba und das Sawu, das man fast als einen vereinfachten Dialekt des Sumba bezeichnen kann. Die Sprachen von Flores, das Sikka, das Manggara und das Endeh führen endlich an die von Brandes entdeckte Grenzlinie, die die östlichen und westlichen Sprachen scheidet. Sie läuft zwischen Sawu und Rotti, östlich der Solorinseln, östlich von Buton, westlich der Sula-Inseln längs der Minahassa und der Sangir- und Talaur-Inseln nordwärts und scheidet zwei ganz verschiedene Sprachgruppen je nach der Art der Genitivbildung und der Zusammensetzung von Worten, so daß vielleicht im Osten der Einfluß des Papuanischen merkbar wird, obwohl das eigentümliche Kraushaar der Papua auf den meisten der Inseln östlich der Sprachgrenze sich nicht findet, also der Einfluß Australiens ethnologisch nicht nachweisbar ist. Die Rottisprache zerfällt in sehr viele Idiome, das wichtigste das von Termanu oder Pada. Verwandt mit dem Rotti sind die Dialekte von Timor, während auf den nördlich von Timor liegenden Inseln Letti, Mou, Lakor, Wetar, Babar das Letti gesprochen wird, ebenso auf Luang, Sermata und Kebir. Die östlich liegenden Tanimber und Timorlaut-Inseln sollen fünf verschiedene Sprachen aufweisen, der Aruarchipel gar ihrer dreizehn. Die Keiinseln im Westen haben nur eine Sprache; während die Watubelagruppe, Gorong und Ceramlaut sowie Ostceram sehr nahe sprachliche Beziehungen haben, werden auf Ceram selbst nicht weniger als 35 verschiedene Dialekte gesprochen, die alle der auf Amboina gesprochenen Sprache verwandt sein dürften. Amboina hat allein 11 Dialekte, zu denen noch 3 Dialekte der Nachbarinseln kommen, das Amboina-Malaiisch mit seinem starken holländischen Einschlag gar nicht gerechnet. Auch die Burusprache mit ihren vier

Dialekten sowie die Sprache der Sulainseln gehört hierher, während die meisten Sprachen auf Halmahera, Ternate und Tidore (es gibt hier auch drei rein indonesische Idiome) sich deutlich sowohl von der indonesischen wie von der austronesischen Sprachgruppe abheben und eine Enklave eigener Art bilden.

Nehmen wir endlich hinzu, daß für diese Sprachen mehr als ein halbes Dutzend ganz verschiedene Schriftarten verwandt werden, so begreift man, daß ein vereinfachtes mit englischen, holländischen, arabischen Worten durchsetztes Malaiisch die Lingua franca des Archipels werden mußte, und daß die missionarische Aufgabe schon rein literarisch ganz ungeheuer verwickelt ist. Jedes kleine Insel- und Sprachgebiet fordert seine eigene Behandlung und eine Vertauschung der Missionskräfte ist eigentlich kaum möglich ohne Verlust an Kraft und Zeit und wissenschaftlicher Energie. Und doch schien es mir wichtig, diese bunte Sprachenkarte hier einmal vorzulegen, da so am leichtesten die ungeheure Mannigfaltigkeit des Archipels zum Bewußtsein gebracht werden konnte.

Ihren Unterhalt gewinnen die Bewohner Niederländisch-Indiens meist durch den Landbau, wenn der auch außerhalb von Java, Bali, Lombok und West-Sumatra noch auf einer sehr tiefen Stufe steht und größtenteils Raubbau ist. Hauptgewächs ist, vor allem im Westen, der Reis, dessen Kultur sich in ganz verschiedenen Formen findet. Die primitivste Form ist der Gagabau. Dabei wird ein Stück Land des Urwaldes von Bäumen und anderen Gewächsen befreit, verbrannt und in die Asche hinein bepflanzt. Das geschieht, indem man mit einem spitzen Stock Löcher in den Grund macht, die Reiskörner hineinlegt und die Löcher mit der Hand zuschüttet. Auch beim Tegalbau wird unbebautes Land urbar gemacht, doch ist die Bearbeitung sorgfältiger, nur haben die Felder keine Bewässerung, und infolgedessen bleibt das Rieselwasser nicht auf den Feldern stehen oder es zieht nicht rechtzeitig ab. Die beste Art, der Sawahbau, schließt den ganzen Acker durch Kanäle ein, der Trockenbau ist nur auf Regen angewiesen, der nasse Sawahbau nimmt künstliche Rieselung zu Hilfe. Nur dadurch wird eine volltragende Ernte gesichert, die einzubringen mit viel Mühe verbunden ist. Neben dem Reis wird vor allem Mais angebaut. Auf den Molukken bildet der Sago das Hauptnahrungsmittel. Auch Tabak, Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr finden sorgfältigen Anbau, und zwar teils auf Privatbesitz, teils auf Erbpachtungen, teils auf Regierungsland in Zwangskultur. Der Staat ist im Archipel der größte Grundeigentümer und hat in einigen Gebieten Javas die Bewohner gezwungen, Kaffeepflanzungen anzulegen, zu unterhalten, abzuernten und den Ertrag den Regierungspackhäusern gegen einen bestimmten Preis (15 Gulden für 1 Pikol = 61,7 kg) zu verkaufen. Mit 1922 soll aber die Zwangskultur als unrentabel aufgegeben werden. Außer Kaffee wird auch Chinarinde vom Staat angebaut.

Von Handwerken findet man Spinnerei, Weberei und Färberei, Holzschnitzerei, gelegentlich Schmiedekunst. Alle diese Handwerke sind Sache der Männer, ebenso das Bereiten des Kokosöls, das Kochen des Zuckers, das Einsammeln von wildem Honig, Gummi, Harz, Bambus und Rottang. Dagegen hat die Gewinnung der

Bodenschätze — Eisen, Gold, Diamanten — nur da Bedeutung, wo sie von Europäern oder Chinesen betrieben wird, und das gleiche gilt von der Gewinnung von Petroleum, Steinkohle und Gold auf Sumatra, Java und Borneo und von Zinn auf Bangka und Blitung. Die Bereitung und der Verkauf von Salz ist auf Java und Madura, Sumatra und Borneo Regierungsmonopol. Jagd und Fischfang hat im Westen wenig zu bedeuten. Im Osten wird noch auf Hirsche und wilde Schweine gejagt.

Das häusliche und gesellschaftliche Leben zeigt zu verschiedenartige Züge, als daß es einheitlich dargestellt werden könnte. Hausrat, Kleidung, Schmuck, Waffen, Nahrungs- und Genußmittel, Sitten, Gewohnheiten und Vergnügungen weichen ebenso sehr voneinander ab wie die Sprachen und Dialekte der verschiedenen Stämme.

Geschriebenes Gesetz gibt es meist nicht. An seine Stelle tritt die „Adat", das Gewohnheitsrecht, das die Bewohner eines Dorfes, eines Dessa, eines größeren Bezirks zusammenhält. Die Wohnungen einer Dorfschaft, meist aus Pflanzenstoffen gebaut, erstrecken sich oft unregelmäßig verstreut über weite Gebiete. Neben Häusern zu ebener Erde finden wir viele Pfahlbauten, die zum Teil ins Wasser hineingebaut sind. Bei den Dajak auf Borneo sind die Häuser zum Teil so groß angelegt, daß zahlreiche Familien in einem Hause Platz finden und manches Dorf von mehreren hundert Seelen nur aus zwei bis drei Häusern besteht. Die meisten Wohnungen sind im Innern in zwei bis drei Räume geteilt. Fenster sind selbst auf Java für die ärmere Bevölkerung ein unbekannter Luxus, so daß Licht und Luft allein durch die Tür und durch eine Dachöffnung eindringen können. Möbel und Hausrat findet man nicht viel, meist nur einige Matten zum Sitzen, einige Töpfe und Pfannen, irdene Schüsseln u. s. f. Daneben wenige Waffen und Gerätschaften, auch hier und da Schmuck. Eine Kiste dient dazu, Kleider und Sachen von Wert zu bergen. Das Bett besteht aus einer Matte und, wenn es hochkommt, einem Kapokkissen. Eine hölzerne Bank oder gar eine einfache Lampe sind schon ein seltener Reichtum.

Die Lebensweise ist höchst einfach. Sowohl Frauen wie Männer beschäftigen sich in erster Linie mit dem Landbau. Geburten, Hochzeit, Tod geben willkommene Gelegenheit, das Gleichmaß des Alltags durch Feste zu unterbrechen, bei denen man ausgiebig dem Genuß von Fleisch und berauschenden Getränken huldigt. Im Gegensatz dazu ist die tägliche Nahrung höchst einfach, im Westen hauptsächlich Reis und Wasser, im Osten Mais, Sago und Wasser, wozu höchstens noch getrockneter oder gesalzener Fisch kommt.

Zum Verständnis der Missionsarbeit ist auch einige Kenntnis von der Verwaltung der Kolonie unumgänglich nötig. Da Niederländisch-Indien nach dem Niederländischen Gesetz einen Teil der Niederlande bildet, ruht die höchste Regierungsgewalt bei der Königin, die vom Minister der Kolonien unterstützt wird. Im Archipel wird sie durch den Gouverneur-General vertreten, der in

Buitenzorg seinen Sitz hat. Er hat ziemlich umfassende Vollmachten. Neben ihm steht unter seinem Vorsitz der „Rat von Indien“ als beratende Körperschaft mit einem stellvertretenden Vorsitzenden und vier Mitgliedern. Die einzelnen Regierungsgeschäfte werden von Direktoren der neun „Departementen“ wahrgenommen, die dem Generalgouverneur unterstellte Beamte, nicht ihm gleichgeordnete Minister, sind.

Die höchste gesetzgebende Gewalt für Niederländisch-Indien beruht bei der Königin und der holländischen Kammer, den sogenannten „Staten generaal“, während erst seit kurzem im sogenannten „Volksraad“ die Anfänge einer Selbstregierung vorliegen. Auch ist jetzt das Bemühen zu beobachten, einzelnen Plätzen und Gemeinden in Java und Sumatra das Recht der Selbstregierung zuzuerkennen. Deshalb gilt auch, soweit die Eingeborenen ihre „Adat“, ihr Gewohnheitsrecht nicht behalten haben, allgemein das Niederländische Recht, und zwar ebenso für die Europäer wie für die fremden Ansiedler aus dem Osten. Der hohe Gerichtshof in Batavia ist die höchste Instanz, darunter stehen die Gerichtsräte (Raden van Justitie) und die Residenturgerichte. Die Inländer können sich bei den Regentschafts- und den Bezirksgerichten, den sogenannten „rechtbanken“ Recht holen.

Bei der Regelung der landwirtschaftlichen und gemeindlichen Verwaltung hat man den Grundsatz der Ostindischen Kompanie beibehalten, die eingeborene Bevölkerung möglichst ihren eigenen Häuptlingen zu unterstellen. Diese Häuptlinge werden von der Regierung bestimmt oder anerkannt. So ergibt sich eine doppelte Gerichtsbarkeit, die für Europäer, und die ihr untergeordnete von Eingeborenen an Eingeborene geübte. Auf Java und Madura haben die Dörfer eine Art Selbstverwaltung. Jedes Viertel einer Ortschaft wählt seinen Kampong-Häuptling. Eine Reihe von Dorfschaften steht unter einem Unterbezirkshäuptling, eine Anzahl dieser wieder unter dem Bezirkshäuptling und eine Anzahl dieser wieder unter dem Regenten, der wie alle seine Untergebenen von der Regierung ernannt wird. Einige Regentschaften bilden dann eine Residentur mit einem Europäer als Residenten an der Spitze, dem eine Anzahl europäischer Beamter unterstellt ist. In den „Vorstenlanden“ haben die Fürsten die Leitung der einheimischen Beamtenschaft, doch haben sie einen von der Regierung bestellten und bezahlten Reichsverwalter zur Seite und sind vertragsgemäß der Leitung des Residenten unterstellt. Mit ihrer Selbständigkeit hat es also nicht allzuviel auf sich. Die Chinesen und Ostindier haben auch meist eigene, durch die Regierung berufene Aufseher.

Politisch unterscheidet man in Niederländisch-Indien zwei große Bezirke, Java und Madura einerseits, und das übrige als Außenbesitzungen (Buitenbezittingen) andererseits.

Java mit Madura wird in 17 Residenturen geteilt: 1. Bantam, 2. Batavia, 3. Cheribon, 4. de Preanger Regentschappen, 5. Pekalongan,

6. Semarang, 7. Banjumas, 8. Kedu, 9. Djokjakarta, 10. Surakarta, 11. Rembang, 12. Surabaja, 13. Madiun, 14. Kediri, 15. Pasuruan, 16. Besuki, 17. Madura. In den Außenbesitzungen unterscheidet man Gouvernementen, Residenturen und eine selbständige Assistentresidentur. Die Außenbesitzungen umfassen

Sumatra mit der Residentur Sumatras Westküste,
der Residentur Tapanuli,
dem Gouvernement Atjeh,
dem Gouvernement Ostküste von Sumatra,
der Residentur Djambi,
der Residentur Palembang,
der Residentur-Bezirke von Lampong,
der Residentur Benkulen,
der Residentur Riouw en Onderhoorigheden,
der Residentur Bangka en Onderhoorigheden
und der Assistent-Residentur Blitung.
Borneo zerfällt in die Residenturen West-Borneo
und Süd- und Ost-Borneo,
Celebes bildet das Gouvernement Celebes en Onderhoorigheden
und die Residentur Menado,
die Molukken, die kleinen Sundainseln und Neu-Guinea bilden die
Residenturen Ternate,
Ambon,
Bali en Lombok,
Timor.

Die Regierung bezieht ihr Einkommen durch die verschiedenen Steuern, durch das Opiummonopol und den Salzhandel. Dazu kommen noch beträchtliche Einnahmen aus den Zinngruben von Bangka und Blitung. Die Steuern werden teils direkt eingezogen, teils an Chinesen in Pacht gegeben. Auf Ein- und Ausfuhr, auf Tabak, Petroleum und Streichhölzern liegen beträchtliche Abgaben, die Erlaubnis zum Aufmachen einer Spielhölle, der Verkauf von Spirituosen unterliegen gleichfalls großen Abgaben. Auch Brücken- und Fährzoll wird erhoben, ja selbst das Einsammeln der eßbaren Vogelnester, die bei den Chinesen als Leckerei gelten, bringt nicht unbeträchtliche Einnahmen. Zwar arbeitet die Kolonie noch mit Unterbilanz, die durch Anleihen gedeckt werden mußte, doch ist der Stand der Finanzen günstig, wenn man in Rechnung stellt, wieviel Millionen in werbende Anlagen, Häfen, Wege, Bahnen gesteckt werden. Der Betrag der Gesamtschulden war 1914 geringer als der Anlegewert des Eisenbahnnetzes und der Reingewinn der Bahnen reichte völlig aus, um die Gesamtschuld zu verzinsen.

Der Verkehr der Kolonie mit dem Mutterlande und mit dem übrigen Europa wird durch regelmäßige Dampferverbindungen, vor allem die Niederländischen Gesellschaften: „Nederland" und „Rotterdamsche Lloyd", aufrecht erhalten, während die „Koninglijke Paketvaart-Maatschappij" den Verkehr von Insel zu Insel, die Küstenschiffahrt und die Stromschiffahrt besorgt, unterstützt von kleinen indischen Reedereien und Seglern für den Güterverkehr. Auch mit Japan, China, Britisch-Indien und Australien bestehen regelmäßige Verbindungen. Die Reisen im Innern von Java werden durch ein ausgedehntes Bahnnetz und ein gutes Wegesystem, das auch beträcht-

lichen Kraftwagenverkehr hat, erheblich erleichtert. Von den Außenbesitzungen hat nur Sumatra einige Bahnen. Die vierspännigen Wagen sind heute meist durch kleine zweirädrige Karren abgelöst, die sogenannten „Sados“, die, mit einem bis drei Pferdchen bespannt, schnell auf den guten Wegen vorwärts kommen. Auf Bergpfaden benutzt man auch Tragstühle. Außerhalb Javas zieht sich der Verkehr vielfach auf die Flußnetze zurück, doch finden sich auch dort schon Wege, die selbst für Kraftfahrzeuge brauchbar sind. Auf Java und Sumatra haben alle größeren Plätze Anschluß an das Telegraphen-, ja selbst an das Telephonnetz, und selbstverständlich liegen Kabel zwischen den größeren Inseln und zwischen dem Archipel und den benachbarten Kontinenten.

So bietet Niederländisch-Indien im ganzen das Bild einer aufblühenden Europäerkolonie, deren Entwicklung, langsam begonnen, in immer schnellerem Fortschritt den Zusammenstoß europäischer Kultur mit dem Leben primitiver Völker verschiedenster Kulturstufen zeigt. Gegenden von fast europäischer Kulturhöhe wechseln mit völlig unberührtem Urwald und dieser eigenartige Prozeß der Angleichung eines großen reichbewohnten Tropengebietes an die europäische Kultur und Zivilisation schafft der in die kulturellen Einflüsse der Inselwelt sich einordnenden Missionsarbeit eigenartige Schwierigkeiten und Aufgaben. Und das wieder ist der Grund, weshalb die geographisch-ethnographische Umschau in solchem Umfange zur Darstellung gekommen ist.

Doch bedarf das Bild noch einer Ergänzung durch eine geschichtliche Einführung.



2. Geschichtliche Einführung.

Indem die Holländer, die Engländer und die französischen Hugenotten durch Seefahrt und Kolonialbetätigung in die Weltgeschichte eingriffen, zeigte die Reformation eine neue Form politischer Kraftentfaltung. Die Niederländer hatten seit langem kolonisatorische Erfahrung. Zwischen Elbe und Oder, ja bis zur Weichsel hin haben sie zuerst ihre Fähigkeit als Siedler bewiesen, und was sie dort gelernt, haben sie in der Ferne verwendet, nachdem sie in 80 jährigem Kampfe, von 1567—1648, ihre Freiheit errungen hatten. Die Zeit ihrer höchsten Bedrängnis ist die Geburtsstunde ihrer Seeherrschaft geworden. Zu schwach, um auf dem Lande dem kampferprobten Heere der Spanier Widerstand zu leisten, flüchteten ihre besten und kühnsten Kräfte aufs Meer. „Das alte befreundete Element wurde der Boden der nationalen Wiedergeburt. Die Schwere des Kampfes gegen die übermacht bewirkte eine innige Vertrautheit mit Wind und Wasser, eine unglaubliche Beweglichkeit und Schlagfertigkeit, Sicherheit, Geistesgegenwart und zahlreiche Verbesserungen der Kunst des Schiffbaues. Das ganze Volk wurde durch sein verzweifeltes Ringen um sein wirtschaftliches und sittliches Dasein zu einer fast märchenhaften Höhe der Kraftentfaltung erhoben." Und diese Kraftentfaltung lenkte naturgemäß den Blick in die Ferne über See. Der holländische Kaufmann van Linschoten verstand es, durch eine Beschreibung seiner Weltreise und den Hinweis auf die verrotteten Zustände in den portugiesischen Kolonien die Begehrlichkeit zu wecken. Das Bekanntwerden britischer Besetzungsgelüste führte zu schnellem Handeln und zur ersten Indienfahrt. Im Sommer 1595 landeten sie auf Java, vertrieben die Portugiesen und fuhren dann weiter nach Bali. Am 18. August 1597 kehrten sie heim. Sie hatten einen Segler und von 250 Mann Besatzung 160 Mann verloren, brachten aber Pfeffer, Muskat, Nelken, Zimt und weckten, obwohl sich die Fahrt ganz und gar nicht gelohnt hatte, eine fieberhafte Fernhandelsbetriebsamkeit in ihrem Lande, so daß 1600 schon über 70 000 Menschen im Seemannsberuf arbeiteten. überall auf den Sudaninseln suchten sie die Freundschaft oder doch die Duldung der kleinen Sultane zu erlangen, indem sie weder Land noch Sklaven, sondern nur Handelsverträge begehrten. So gewannen sie das Vertrauen der Eingeborenen und meist sehr günstige Bedingungen und bedrohten die Portugiesen ernstlich in ihren Einkünften.

Als die Ertragsfähigkeit des ostindischen Handels abzunehmen drohte, veranlaßte Oldenbarnevelt Verhandlungen zwischen den verschiedenen, miteinander wetteifernden Handelsgesellschaften, die am 20. März 1602 zur Errichtung der Niederländisch-Ostindischen Handels-

gesellschaft führten, in der alle kleineren Betriebe aufgingen. Sie hatte ein Grundkapital von 6 600 000 Gulden in Aktien zu 2000 Gulden und erhielt ihren Freibrief allerdings mit Aussicht auf Erneuerung nur für 20 Jahre. Die Niederländische Regierung erteilte ihr aus eigener Vollmacht die Befugnis, Kauffahrtei und Kaperei zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und dem Westeingang der Magelhaensstraße zu treiben. Für alle Ausfuhr aus Holland mußten 3 % bezahlt werden, die Einfuhr dagegen von Gewürzen blieb vollständig zollfrei. 60 Direktoren, die nach Landschaften in Kammern geteilt waren, besorgten die Leitung, 20 von ihnen in Amsterdam. „Also Selbständigkeit des bürgerlichen Unternehmens, leichte Staatsaufsicht und Genossenschaftsverfassung." Die Handelsgeschäfte standen unter 17 von den 60 Direktoren, und von diesen 17 waren wieder 8 aus Amsterdam. Die Gesellschaft durfte auf eigene Rechnung Krieg führen, Kolonien gründen, Festungen errichten und Münzen prägen. Mit einem für damalige Zeiten genialen wirtschaftlichen Blick gewährte diese Verfassung dem Kaufmann wertvolle und unerläßliche Freiheit, zugleich die ganze Nation an dem großen Unternehmen interessierend. Jene beruhte teilweise auf dem alten germanischen Grundsatze der Arbeitsgenossenschaft, wie er sich in den Kaufmannsgilden und Hansen von Schweden bis Süddeutschland ausgebildet hatte: Gemeinsamkeit in Arbeit und fröhlicher Erholung, in Frieden und Kampf, in Gewinn und Verlust.

Von der Gründung dieser Ostindischen Kompanie ab sind die Holländer in Indien als kolonisierende Macht aufgetreten. Noch im Frühjahr 1602 wurde eine Flotte von 14 Schiffen unter Admiral Wybrand van Waerwijck ausgesandt, die schon 1603 in Bantam und Gresik auf Java Erlaubnis zur Errichtung von Faktoreien erhielt. Eine zweite Flotte unter Steven van der Hagen war 1604 gerade bei dem Ausbau der Feste van Verre bei Bantam, als die Nachricht eintraf, die Portugiesen verübten auf den Molukken Greuel gegen die Eingeborenen. Sofort segelte van der Hagen nach der Gewürzinsel, beschoß und unterwarf das portugiesische Fort und verpflichtete den Häuptling von Amboina, Gewürznelken nur noch an Holländer zu verkaufen. Frederik Houtman wurde der erste Gouverneur der Insel, van der Hagen aber wandte sich nach Tidor, zwang auch dort die Portugiesen zur Übergabe und brachte so den ganzen östlichen Archipel mit Ausnahme des Forts auf Solor unter die holländische Herrschaft. Da ein Bar Gewürznelken (gleich 625 Amsterdamer Pfund) nur 180 Gulden kostete, aber 1200 Gulden brachte, war die Besetzung der Molukken ein großer Gewinn. Zwar gewannen die Portugiesen die Inseln Ternate und Tidor bald eine Zeitlang zurück, aber der Grund zur Niederländischen Kolonialherrschaft war doch gelegt. Ein holländisches Fort nach dem anderen entstand. Schon 1615 verfügte man über ein kampfbereites Heer von 10 000 Mann. 1607 setzten sie sich in Makassar auf Celebes fest. Amboina aber wurde der Mittelpunkt des Handels und, um alle unliebsame Konkurrenz un-

möglich zu machen und den Preis für die Gewürznelken selbst und allein bestimmen zu können, ließen sie alle Gewürznelkenpflanzen auf den Molukken außer auf Amboina zerstören und scheuten sich auch nicht, die Führer einer englischen Expedition, die sich auf Amboina festsetzen wollten, hinzurichten. Härte und Gewalt waren neben kaufmännischer Klugheit die Mittel ihrer Kolonisation, die sie mit großem Geschick zu handhaben wußten. Pieter Both, Jan Pieter Coen und Joan Maetsuyker sind die Namen der ersten bezw. bedeutendsten Generalgouverneure, die den Kompaniestaat fest gründeten und immer weiter ausbreiteten. Jan Pieter Coen hat 1619 Batavia auf Java gegründet und zum Hauptort des holländischen Handels und der Verwaltung gemacht.

Doch können und wollen wir der holländischen Kolonialgeschichte nicht in die Einzelheiten folgen. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß ein Kolonialunternehmen, das sein Begehren ebensogut auf Ceylon und Malakka wie auf Japan richtete, mit den anderen Kolonialmächten, vor allem mit England, in Streit geriet. Dennoch breitete sich die Herrschaft der Holländer immer weiter aus. 1753 war ganz Java in ihrer Hand. 1756 fielen ihnen die meisten der kleinen Sundainseln mit dem halben Timor zu. Gleichzeitig griff ihre Macht nach Westborneo über. Der Vorstoß, den Abel Janszon Tasman 1642 im Auftrage des Statthalters van Diemen über Australien hinaus bis zum heutigen Neuseeland, ja bis zum Bismarckarchipel, machte, brachte äußerlich vielleicht die größte Ausdehnung holländischer Kolonialherrschaft, aber ein so großer Besitz konnte nicht dauernd gehalten werden.

Schwere Vorwürfe gegen die Kompanie wurden erhoben und erwiesen sich zum großen Teil als berechtigt. 1742 stand die Kompanie vor dem Zusammenbruch. Trotzdem man alles tat, sie zu retten, hatte sie 1794 über 112 Millionen Gulden Fehlbetrag. Sie mußte aufgelöst werden und die holländische Regierung erbte mit dem ihr zufallenden Kolonialbesitz auch den Haß der europäischen Völker, den die Kompanie sich durch die rücksichtslose Ausnutzung ihrer Monopole zugezogen hatte und der die Ursache der späteren, erbitterten Kriege wurde. Von Pflugk-Harttung sagt von ihr: „Auf ihre Kolonien hat die ostindische Kompanie geradezu verheerend gewirkt, jedenfalls viel schlimmer als vorher der portugiesische Staat. Man hat gesagt, von allen privilegierten Gesellschaften habe sie am gewissenlosesten gewirtschaftet. Ohne Bedenken stellte sie ihre Herrscherpflichten den Kaufmannstrieben nach und beutete deshalb die Eingeborenen aus in jeglicher Weise. Sie verbot ihnen, gewisse notwendige Lebensmittel zu pflanzen und griff zu den fürchterlichsten Gewaltmitteln, wo es ihr Vorteil gebot. Die Niedermetzelung der Malaien von Banda und der Chinesen auf Java standen nicht vereinzelt da."

Zur Zeit der Aufhebung der Kompanie waren nur Java, Palembang, Bandjermasin, Makassar, Timor und Ternate im Besitz der Holländer, den Rest hatten die Engländer erobert und das An-

sehen der holländischen Seemacht war derart gesunken, daß der Handel der holländischen Besitzungen nur noch unter neutraler Flagge erfolgte. Bald fiel auch das Kapland an die Engländer und gleichzeitig nahmen die Engländer die vor Batavia liegenden holländischen Schiffe, während der Rest der holländischen Seemacht in Insulinde in Flammen aufging. Dennoch stand es damals mit Java besser als früher. Die Produktion von Zucker und Kaffee wurde die Rettung des Landes, zumal als die Revolution auf Santo Domingo die Kaffeekultur dort lahmlegte. Vor allem dem Wirken des Generalgouverneurs Willem Herman Daendels ist ein neues Aufblühen der Kolonie zu danken, wenn es ihm auch nicht gelang, es allen recht zu machen. Er wurde abberufen und sein Nachfolger, Jan Willem Janssens, war unklug genug, im Wahne, dem Lande könne kein Angriff drohen, auf die von Daendels angeordneten Schutz- und Verteidigungsmaßregeln zu verzichten. So ging Java 1811 durch einen Angriff der Engländer verloren und fiel erst nach dem Vertrage vom 13. August 1814 wieder an die ursprünglichen Herren zurück. Nur Westsumatra behielten die Briten vorerst, auf das übrige holländische Indien aber verzichteten sie nur deshalb, weil es mehr gekostet als eingebracht hatte. Aber die Übergabe erfolgte doch nicht ganz glatt und brachte den Briten noch die Möglichkeit, in Singapur festen Fuß zu fassen und damit einen politisch wie handelsgeographisch höchst bedeutsamen Stützpunkt zu gewinnen.

Seitdem hat die holländische Verwaltung in steigendem Maße die Herrschaft über das ihr vertragsmäßig zuerkannte Gebiet an sich genommen, ohne von anderen Mächten in ihren Hoheitsrechten angegriffen zu sein. Natürlich gab es da manche Schwierigkeiten zu überwinden und manche Kämpfe zu führen, auf Westborneo mit Chinesen, auf Celebes mit Seeräubern und Aufrührern, auf Java mit dem Sultan Dipô von Djokjakarta, auf Sumatra mit den Malaienstaaten des Westens und so fort. Die Einführung des sogenannten „culturstelsel“, das heißt des angeblich freiwilligen, in Wahrheit erzwungenen Anbaus bestimmter Kulturpflanzen, eine durch die finanzielle Not des Mutterlandes notwendig gewordene, von den Eingeborenen sehr drückend empfundene Maßregel, verursachte jahrelang Scherereien und Reibereien. Zwistigkeiten mit England brachen immer wieder aus. Die Bewohner von Bali erklärten die Unbotmäßigkeit in Permanenz und waren durch verschiedene Strafunternehmungen nicht zu bändigen. Aber 1848 konnte doch das Grundgesetz („Grondwet“) proklamiert werden, das noch heute die Grundlage der holländischen Kolonialpolitik bildet. In Ausführung der Bestimmungen des Regierungsreglements von 1854 ist dann am 1. Januar 1860 für die Kolonie die Sklaverei abgeschafft und dem Schulwesen größere Aufmerksamkeit zugewandt worden. So ist allmählich das blühende Kolonialreich entstanden, das sich von Sumatra bis nach Neuguinea erstreckt, und nur auf Nordborneo, auf Ost-Timor und auf den Philippinen ist es den Holländern nicht gelungen, den Engländern

bezw. den Portugiesen und Amerikanern ihre Ansprüche streitig zu machen.

Infolgedessen spielt sich die holländische Kolonialgeschichte im Osten auf verhältnismäßig engerem Raum ab. An äußeren Ereignissen, an Heldentaten zu Wasser und zu Lande, ist sie arm, arm auch an Überraschungen. Mit zähem, niederdeutschem Willen, ganz von Handelsgrundsätzen geleitet, ohne Drang nach Eroberungen und Abenteuern haben sich die Holländer zu ausschließlichen Herren der wichtigsten Gewürzgebiete der Erde zu machen gewußt. „Wenn sie durch Beschränkung der Gewürzwälder auf bestimmte Zahlen von Bäumen und Verbrennung überschüssiger Erzeugnisse ohne jede Rücksicht auf das Wohl der betroffenen Eingeborenen die Preise künstlich hochhielten und keine Gewalttat zur Durchführung des Monopols scheuten, taten sie nichts anderes als heute die Kaufleute oder Industriellen der Kulturstaaten, die durch Trusts und Ringe die Welt für ihre Zwecke auszubeuten suchen." (Zimmermann, S. 288.) Mit bewunderungswerter Zähigkeit und Kraft haben sie ihr Ziel verfolgt, aber sich selbst durch die ausschließliche Betonung kaufmännischer Interessen eine schwierige Lage geschaffen. Erst in der neuesten Periode, die mit Marschall Daendels einsetzt, ist das besser geworden; und wenn es erst gelungen sein wird, den letzten aufständischen Regungen auf Sumatra ein Ziel zu setzen, geht Niederländisch-Indien offenbar einer großen Blüte entgegen. Seit die holländische Kolonialpolitik ihren Schwerpunkt in der Gewinnung des guten Willens und der Zuneigung der eingeborenen Bevölkerung, ihrer Erziehung und Fortbildung, in der Erschließung und Entwicklung der Kolonien und der Heranbildung eines vorzüglichen Beamtenstandes gefunden hat, darf sie als mustergültig bezeichnet werden.

Zum Verständnis der neueren Mission in Niederländisch-Indien bedürfen wir aber nicht nur dieser Einführung in die Kolonialgeschichte. Wir müssen weit zurückgreifen. Denn längst ehe die Portugiesen, Spanier, Engländer und Niederländer kamen, war die Insel wiederholt einer starken Kulturexpansion ausgesetzt, die dem Lande und seinen Völkern bis heute das Gepräge aufgedrückt hat. Vor allem eine Beeinflussung von Indien her und eine von Arabien und dem Islam her ist festzustellen, während die von China herkommende bei der Zurückgezogenheit der Chinesen den Volkscharakter kaum bestimmt hat.

Indischen Einfluß zeigen besonders Java und Bali, etwas geringer Sumatra, noch weniger das übrige Niederländisch-Indien.

Die Zeit der ersten Berührung zwischen den Indern und den Inselvölkern ist nicht genau zu bestimmen, doch dürften wir etwa bis in den Beginn unserer Zeitrechnung zurückzugehen haben. Schon Ptolemäus, der um 100 nach Christus lebte, kannte Java und Sumatra unter dem Namen Jabadiu, was er mit Gersteninsel deutet. Kenner meinen, Jabadiu sei in der Tat mit dem schon im Râmâyana vorkommenden Sanskritwort Jawadwîpa identisch und bezeichne Hirse-

insel. Ptolemäus rühmt die Fruchtbarkeit und den Goldreichtum seiner Gersteninsel, beides Kennzeichen, die auf Java, für Gold noch mehr auf Sumatra zutreffen würden.

Im Jahre 414 schon hat ein chinesischer Buddhist Fahian auf der Rückreise von einer Pilgerfahrt nach Indien und Ceylon auf Java viele Brahmanen gefunden, aber noch keine Buddhisten. Dem entsprechen Funde von alten Sanskrit-Inschriften auf Steinen und Felsen an den verschiedensten Stellen Javas, die nach Schriftform und Inhalt in das fünfte Jahrhundert zurückgehen müssen und den Beweis liefern, daß die Herrscher des Landes Brahmanen waren. Ferner studierte der chinesische Buddhist Itsing von 683 ab geraume Zeit zu Bhodja in der Nähe des heutigen Palembang. Er nennt in einem Bericht an seine Heimat Sumatra die Goldinsel: Suwarnadwipa, und nennt Bhodja als Hauptort von Malaja und versteht unter diesem Namen offenbar den von Malaien bewohnten Teil Sumatras. Itsing erzählt unter anderem: „Viel Könige und Häuptlinge auf den Inseln des südlichen Meeres bewundern und bekennen den Buddhismus. In der befestigten Stadt Bhodja zählt man mehr als 1000 buddhistische Mönche." Diese Mönche müssen der Hinajanarichtung angehört haben, während in anderen Gegenden Sumatras auch Anhänger der Mahajanalehre zu finden waren. Nach Itsings Bericht muß im buddhistischen Sumatra Bildung und Wohlfahrt geherrscht haben. Eine Inschrift von 732 bezeugt indische Kultur und Herrschaft des Sivaismus auch für Mitteljava, eine andere von 760 für den ferneren Osten, und den Inschriften entsprechen Denkmäler von durchaus indischem Typus und oft eigenartiger Schönheit, zum Teil Standbilder und Säulen, zum Teil Riesenbauten, wie die von Borobudur mit ihren eigenartigen Reliefs oder der Durgatempel in Sangsit oder die Tempeltürme in Mendut, Sewu, Prambanan, deren Trümmer mitten in der Landschaft oft fast wie Märchen wirken. Bauten von solcher Größe und Schönheit sind nur zu erklären, wenn der fremde Glaube zur Religion der Herrscher wie des Volkes geworden war, und in der Tat können noch manche Namen milder, tüchtiger buddhistischer Herrscher aus jenen Zeiten genannt werden. Es hat sich aber nicht um eine Gewaltpropaganda gehandelt, die Ausbreitung indischer Glaubenslehre scheint vielmehr durchaus auf friedlichem Wege vor sich gegangen zu sein, durch den Zeugeneifer brahmanischer Gelehrter und buddhistischer Geistlicher, die Baukunst und Bildhauerei, Wissenschaft und Recht in ihre Dienste gestellt und es bewirkt haben, daß sich noch heute im Javanischen und Malaiischen viele reine Sanskritworte finden, obwohl damals das Sanskrit längst keine lebende Sprache mehr war, sondern nur von denen studiert und gebraucht wurde, die auf das Studium der Sanskritquellen durch ihren Glauben und ihren Beruf hingewiesen waren. Gewiß werden sich auch indische Händler im Archipel niedergelassen haben, und das wird nicht ohne Einfluß auf die materielle Kultur des Landes gewesen sein. Ob aber z. B. der Reisbau als indisch erwiesen werden kann, wird durch die Tatsache fraglich, daß

für die Hochkultur des Reisbaues mit künstlicher Bewässerung rein einheimische Worte gebraucht werden und Sanskritworte hier nicht nachweisbar sind. Merkwürdigerweise spielen in Sumatra, wo im siebenten Jahrhundert der Buddhismus ganz ausschließlich geherrscht hat, noch heute brahmanische Gottheiten in der Religion eine beträchtliche Rolle. Aber die können aus javanischem Einfluß erklärt werden. Denn in Java hat der Brahmanismus damals die Herrschaft gehabt. Um 654 ist Wischnudienst, zwei Jahrhunderte später Siwadienst nachweisbar, der bis zum Ende der sogenannten Hinduzeit die Herrschaft behalten, sie allerdings in sehr freundschaftlicher Weise mit dem Mahajana-Buddhismus geteilt hat. Vielleicht ist es sogar richtiger, statt von einer Freundschaft von einer Vermischung beider Religionen zu sprechen. Zum Beispiel heißt es in einem Gedicht aus jener Zeit: „Gott Buddha unterscheidet sich nicht von Siva, dem höchsten Gott der Götter. Wie kann man sie, die unscheidbar sind, scheiden? Das Wesen Djinas (Buddhas) und das Wesen Sivas ist eins. Sie sind unterschieden und sie sind eins." Solcher Lehre entsprechend genoß König Kertanagara nach seinem Tode (1292) göttliche Ehre als Siva-Buddha. Auf Sivakult deuten die Bilder der Durga, des Ganesa, des Nandi, des Siva selbst und deutet endlich die merkwürdige Beobachtung, daß die volkstümlichste Bezeichnung Sivas bei den Javanen als „Bhatara-Guru" sich bei den Batak, in den Überlieferungen von Makassar, bei den Buginesen und in der entstellten Form Mahatara bei den Dajak auf Borneo findet.

Von der religiösen Haltung Sumatras zwischen dem 7. und 14. Jahrhundert ist uns so gut wie nichts bekannt. Nach dieser Zeit muß der Buddhismus von Java her Eingang gefunden haben. Daß Javanen, Sundanesen, Maduresen, Balier, Makassaren, Buginesen, Bataks, Lamponger, Redjanger und einige Stämme Mittel-Sumatras indische Schriftzeichen angenommen und behalten haben, daran mag in diesem Zusammenhang nur erinnert werden, ebenso daran, daß die altjavanische Literatur die altindischen Heldengedichte kennt, aber in völlig freier Form wiedergibt, meist so, daß brahmanisches Gut buddhistisch gefärbt ist.

Die indische Kultur hat bei all ihrem Einfluß die einheimische Kultur und Religion nirgends völlig ausgerottet. Vor allem hat sie die Landessprachen nirgends verdrängt, höchstens geholfen, sie zu Schriftsprachen zu erheben.

Es mag genügen, auf diese stummen und doch so beredten Zeugen indischer Kultur in ferner Vergangenheit hier hingewiesen zu haben. Die aus der Geschichte sich ergebende Frage, wie weit der Hinduismus und Buddhismus und nach ihnen der gleich zu besprechende Islam die Religion der Völker des Archipels wirklich bestimmt haben, ist einer besonderen Untersuchung vorbehalten.

Der Islam ist die zweite Religion, die Niederländisch-Indien stark bestimmt hat, und zwar erst vom Anfang des 14. Jahrhunderts an. Wohl mögen schon früher mohammedanische Kaufleute und Aben-

teurer in die Inselwelt gekommen sein, aber geistiger Einfluß ist ihnen nicht nachzuweisen. In der Mitte des 14. Jahrhunderts kam der arabische Reisende Ibn Batuta nach Sumatra und fand da bereits ein blühendes mohammedanisches Reich, das nach erhaltenen Grabschriften damals schon ein Jahrhundert bestanden haben muß. Eine Grabschrift in Gresik an der Nordküste Javas erinnert an Maulana Ibrahim, einen der Männer, die den Javanen den Islam gebracht haben sollen, und weist ins 15. Jahrhundert zurück. So ergibt sich an einigen Punkten die Möglichkeit chronologischer Fixierung des islamischen Einflusses. Seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts scheinen islamische Händler und Glücksritter sich, den Spuren ihrer indischen Landsleute folgend, in den Häfen der großen Sunda-Inseln niedergelassen zu haben. Durch Heirat mit Heidinnen, die ohne viel Förmlichkeit und innere Belastung zum Islam übertraten, müssen hier — wie es noch heute auf islamischen Vorposten sich wiederholt — kleine mohammedanische Familiensiedelungen entstanden sein, die zu Kristallisationspunkten einer unauffälligen, aber um so wirksameren mohammedanischen Propaganda wurden. So kam der Islam nach Ostindien, und obwohl er hier auf Java, Sumatra, aber auch sonstwo im Hinduismus einen kräftigen Wegebestreiter fand, feierte er ohne Hilfe von außen her recht beträchtliche Siege.

Leider ist es unmöglich, den Umschwung, den das Eintreten des Islam in den Kulturkreis der Inseln brachte, geschichtlich zu verfolgen. Die Quellen sind dürftig, und die Erinnerung der Eingeborenen ist stark von Phantasie durchsetzt. So hat das Volk von Java aus den islamischen Glücksrittern Heilige gemacht, deren Gräber noch heute gezeigt und verehrt werden. Wahrscheinlich sind Gresik, Surabaja, Tuban und Kudus die wichtigsten Ausgangspunkte der mohammedanischen Bewegung für Mittel- und Ostjava gewesen, die an die Stelle des Hindureiches von Madjapahit um 1518 das moslemische Fürstentum von Demak treten ließ. Von Demak ging die politische Leitung des islamischen Java bald auf Padjang und dann auf Mataram über, das sagenumwobene Kaiserreich, dessen letzte Erinnerungen noch heute die Vorstenlande bergen.

Im Westen faßte der Islam erst später als auf Mitteljava festen Fuß, konnte hier aber, weil die Hindukultur nicht so viel Einfluß gehabt hatte, um so schneller und um so tiefer Wurzel schlagen. Cheribon und Bantam sind hier die Ausgangspunkte. Sumatra ist im Norden wohl schon um 1300 islamisiert gewesen, hat aber im Innern dem Vordringen des Islam viel stärkeren Widerstand entgegengesetzt als Java. Sind doch die Batak und einige Volksstämme des Südens noch bis heute nicht dem Islam zugefallen. Durch Javanen, Malaien, zum kleineren Teil auch durch Araber aus Hadramaut haben die Küstenlandschaften von Borneo, Celebes und die kleineren Inseln den Islam bekommen. Dort ist der Prozeß der Islamisierung noch in langsamem Fortschreiten begriffen, wenn auch neuerdings Christentum und europäische Kultur seinem Vordringen einen Damm entgegensetzen. Nach

neuester Schätzung umfassen die Mohammedaner der Inselwelt 35 Millionen, also $^7/_8$ der Gesamtbevölkerung, davon 30 Millionen allein auf Java.

Endlich bedürfen wir noch eines Einblicks in die römisch-katholische Mission, deren Verfahrungsweise und Erfolge notwendig sofort die Praxis der Ostindischen Kompanie beim Einsetzen der kolonialen Arbeit bestimmten. Nachdem Papst Alexander VI. am 4. Mai 1493 durch die Bulle Inter caetera divina die Demarkationslinie gezogen hatte, die die zu entdeckenden Länder unter Spanien und Portugal verteilte, war die Mission zur Kolonisationspflicht geworden. So brachten die Portugiesen von Goa aus die römisch-katholische Kirche auch in den Archipel, denn Goa war 1558 durch Paul IV. zum Primatial- und Metropolitanstuhle für die jenseits des Kap der guten Hoffnung gelegenen Missionsgebiete erhoben worden. Die Arbeitsweise der alten katholischen Kolonialmissionen, einmal die starke kirchliche Bestimmtheit, die größeren Wert auf die durch die Taufe vermittelte Zugehörigkeit zu der priesterlich regierten Heilsanstalt als auf gründliche Unterweisung legte, dann die durch das Bündnis mit dem Staate sich immer wieder nahelegende Anwendung von sanftem Druck oder unsanftem Zwang bei dem Bekehrungswerk, endlich die starke Betonung kultureller Dienste, ist ja bekannt. Sie ist auch in Niederländisch-Indien angewandt worden, wo Ternate und Amboina, die Uliasserinseln, Tidore, Batjam, Halmahera, die Solorinseln, Flores, Sawu, Timor mit Celebes, Makassar und die Minahassa, die Sangirinseln und einige Plätze auf Borneo, Nordsumatra und Java die Mittelpunkte ihrer Arbeit wurden. Das Ergebnis der Arbeit ist schwer einzuschätzen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts soll es 10 000 Getaufte auf Amboina gegeben haben, 30 000 auf Halmahera und in zwei Ortschaften auf Ceram an 40 000 Getaufte! Das sind Zahlen, die natürlich sofort die schwersten Bedenken wecken. 4000 Getaufte für zwei Ortschaften klänge übertrieben, 400 schon reichlich, und nun gar 40 000! Immerhin hat die katholische Mission in ihrer ersten Zeit einen recht erheblichen Aufschwung genommen.

Vor allem der Jesuitenorden ist als Träger der katholischen Mission in der ersten Zeit zu nennen. Franz Xavier, ihr berühmter Missionar, kam 1546 von Goa nach Amboina und Ternate, gründete hier Jesuitenmissionen und brachte die in Ternate bereits bestehende Schule zu solcher Blüte, daß von ihr aus Missionsarbeiter in alle Teile des Inselreiches gesandt werden konnten. Auf Amboina stieg die Zahl der Schulen schnell von 7 auf 30; auf Moro (entweder auf der Nordküste von Halmahera oder auch die Insel Morobai), wo die Bevölkerung bereits christianisiert, aber dann durch die Mohammedaner niedergemacht oder vertrieben worden war, kam Xavier den Christen zu Hilfe und stellte die Gemeinden wieder her. Obendrein übte er einen bedeutenden Einfluß auf die sittliche Haltung der Portugiesen. Doch blieb er nur kurz auf den Molukken. Sein Weg führte ihn

1549 nach Japan und nach China, wo der Tod seinem Wirken ein Ende machte.

Von der ausgedehnten Arbeit ist schließlich wenig übrig geblieben. Einmal der starke Einfluß des Islam, dann Rückfälle ins Heidentum, vor allem aber die automatische Überschreibung der meisten zum reformierten Bekenntnis, wie sie beim Eingreifen der Niederländer zunächst beliebt wurde, tat der katholischen Mission starken Eintrag und ließ nur ganz wenige Gemeinden übrig bleiben. Damit endete eine Periode der neueren römisch-katholischen Missionsgeschichte, die zu ihren schönsten gerechnet werden darf.

Nachdem wir im Fluge die Niederländische Kolonialgeschichte mit der ihr vorangehenden religiösen Überflutung des Archipels durch Hinduismus, Buddhismus, Islam und römisch-katholisches Christentum betrachtet haben, ist der Weg frei zum Verständnis der Missionsgeschichte, und zwar zunächst ihrer ersten Periode unter dem Einfluß der Vereinigten Niederländisch-Indischen Kompanie.

Wie bei den Portugiesen, so beherrschte auch bei den Niederländern der Grundsatz „cuius regio eius religio" die Kolonialpolitik. Wohin die Macht der Niederlande kam, mußte der römische Katholizismus dem reformierten Bekenntnis Platz machen. Die getauften Eingeborenen wurden einfach als reformiert angesehen. Statt des Priesters bekamen sie einen Prediger, für die Messe eine Predigt und für das Kruzifix die Bibel. Das geschah zum Teil aus bewußtem Kampf gegen die früheren politischen Kolonialherren, aber doch auch aus dem Bestreben, das Evangelium auszubreiten und die eigene Kirche zu stärken. Dachte man auch zu allererst an die Versorgung der eigenen Landsleute auf den Schiffen und in den Niederlassungen, so hatte man doch die eigentliche Missionsaufgabe unter Heiden und Mohammedanern auch immer im Auge. Bereits in der Verordnung für die erste Reise 1596 wird geredet von jemandem, beauftragt, die Gebete zu sprechen und Gottes Wort zu lesen, doch scheint kein Prediger oder Krankentröster (predikant oder ziekentrooster) mitgereist zu sein. Auf der zweiten Reise werden Philippus Pieterzoon aus Delft und Jacob Mattheus als ziekentrooster genannt. Durch ihre Tätigkeit — sie hatten einige Eingeborene getauft — kamen diese Männer alsbald mit der Pastorenschaft Hollands in Konflikt, der damit endete, daß die Classis von Amsterdam ein neues Amt, das Amt der Vermahner oder später Proponenten (vermaners oder proponenten) schuf, dem das Recht, eine prophetische Ermahnung und Taufen zu erteilen, zustand, aber nicht Gleichberechtigung mit dem Pastoren oder Prädikanten. Die Aussendung blieb aber Sache der Reeder und ging mit Gründung der Vereenigte Ostindische Compagnie an diese über. Allerdings enthielt das erste Patent der Kompanie keine derartige Bestimmung, aber bereits das zweite Patent vom 22. 12. 1622 nannte als einen der Gründe, weshalb der Gesellschaft das ausschließliche Recht auf Schiffahrt, Handel und Kriegführung zugestanden wurde, die Erhaltung des Glaubens (conservatie

van het publiek geloof) und legte damit nur fest, was bereits Rechtens war. Denn von vornherein maßte sich die Gesellschaft eine Art kirchlichen Patronatsrechtes an, doch erhielt die Kirche ihrerseits das Recht, allem zu widerstehen, wodurch die Ausübung des reformierten Bekenntnisses, wie es in der Heimat gelehrt werde, beschränkt oder verhindert werden könnte. Teils mag es obrigkeitliches Pflichtbewußtsein, teils Kampf gegen die römisch-katholische Kirche, teils Handelsinteresse gewesen sein, was die Gesellschaft trieb, in einigen Jahren bis zu 150 000 Gulden für den Unterhalt von Prädikanten auszugeben, dazu kamen noch die Kosten der Bibelübersetzungen, der Schulbücher und anderes mehr, alles nur, um „Gods Woord voor te dragen en het volk jegens alle superstitien en verleidingen der Mooren en Atheisten uit de Heilige Schrift te vermanen, en de arme, blinde, leergierige Heidenen door Gods genade te verlichten en uit de duisternis te bringen tot ware rechte Kennis des heiligen evangelies". Hinter diesen Worten stand ernste Absicht, die Anerkennung verdient, und wenn längst nicht das ganze Programm verwirklicht wurde, so lag die Schuld vielfach an dem Mangel geeigneter Bewerber für die Prädikantenstellen. Es war von vornherein keine kleine Aufgabe, die Bemannung der vielen Schiffe, die Bewohner der zahlreichen Niederlassungen mit den Garnisonen und Beamten und die Glieder der von der katholischen Mission übernommenen Gemeinden kirchlich zu versorgen und dazu noch Mission unter Heiden und Mohammedanern ins Auge zu fassen, zumal da bei einer Handelsgesellschaft naturgemäß die Interessen des Handels durchaus im Vordergrunde standen. Erschwert wurde die Aufgabe noch dadurch, daß die Kompanie eifersüchtig darüber wachte, daß ihr die Patronatsrechte über die indische Kirche nicht geschmälert würden, und infolgedessen gelegentlich in anderem Sinne als die heimatliche Kirche entschied, was dem Christentum und dem reformierten Bekenntnis entspreche. Nicht die holländische Kirche, sondern die Regierung bestimmte, wo, was und wie gearbeitet werden sollte. Nur in der Aussendung der Missionare behielt die Kirche einigen Einfluß, da die Gesellschaft bei Anstellung neuer Kräfte von der Heimat abhängig war. Das gab ein Verhältnis zwischen der Kirche in der Heimat und dem christlichen Leben der Kolonie, das man gelegentlich einen bewaffneten Frieden genannt hat. Die Heimatkirche suchte die Kolonialkirche in möglichster Unmündigkeit zu erhalten, die Kolonialkirche wieder, sich soweit als möglich von Bevormundung freizumachen. Die Missionssache selbst aber war und blieb eine Angelegenheit der Kompanie. Die Gewinnung der nötigen Prädikanten machte große Mühe. In den ersten 20 Jahren konnten von Amsterdam nur drei ausgesandt werden, allerdings alle drei Männer von Bedeutung, Caspar Wiltens, Maertens und Hülsebos. Im ganzen sind im 17. und 18. Jahrhundert 254 Prädikanten nach dem Osten einschließlich Ceylon und Formosa ausgesandt, das ist viel, wenn man an den Predigermangel der Heimat denkt, wenig, wenn man die lange Zeitspanne und den Riesenumfang des zu versorgenden Gebietes betrachtet.

1648 sollten nach dem Willen der Kompanie 28 Prädikantenstellen besetzt sein. Die Zahl wurde 1660 auf 36 erhöht, die Vollzahl ist aber fast nie erreicht worden, und auch sie hätte für die Bedürfnisse niemals voll ausgereicht. Selbst daß man die Anforderungen herabminderte und schließlich Leute aussandte, die sich in der Heimat unmöglich gemacht hatten oder abgesetzt waren, half nichts, verschlimmerte vielmehr nur die traurigen Zustände draußen. Weder das von Walaeus gegründete Indische Seminar konnte bei seinem kurzen Bestehen durchgreifende Hilfe bringen, noch glückte der Versuch, indische junge Leute in den Niederlanden zu Prädikanten zu erziehen. So griff man zu der Ausflucht, Krankenbesucher und Lehrer mit geringerer Bildung auszusenden, Männer, die vorlesen und singen konnten und über die Elemente des Glaubens Bescheid wußten. Das verschlimmerte natürlich, wenn auch eine große Zahl stiller, treuer, zuverlässiger Leute ausgesandt worden sind, im allgemeinen die Mißstände nur noch. Für die Mission haben die Krankenbesucher aber nur geringe Bedeutung gehabt. Nur wenige haben Malaiisch gelernt. Und eingeborene Krankenbesucher hat man dementsprechend nur selten verwendet. Von größerer Wichtigkeit waren die Lehrer, die man bis 1676 aus Europa bezog. Das 1745 gestiftete Seminar in Batavia hat die Hoffnungen sehr enttäuscht. Es hat in den zehn Jahren seines Bestehens nur einen Lehrer gestellt.

Methodisch zeigt die Missionsarbeit der Kompanie beträchtliche Abweichungen von der Arbeitsweise der Gegenwart. Man machte keinen Unterschied zwischen der Evangelisationsarbeit unter den Europäern und der Mission. Man erwartete alles von Unterweisung und versäumte darüber die Erziehung. So beschränkte man sich auf Predigt, Schularbeit, bei der die Bibel meist ein und alles war, und Lektüre der Heiligen Schrift, alles in einer, wie man meinte, den Eingeborenen verständlichen Sprache.*) Die Verantwortung trugen die Prädikanten, indem sie nicht nur ihre Europäer-Gemeinden zu bedienen hatten, sondern obendrein die Eingeborenen-Gemeinden mit den Sakramenten bedienen, die Schulen überwachen und den Predigt- und Katechisationsdienst der eingeborenen Helfer zu beaufsichtigen und zu regeln hatten.

Es darf nicht wundernehmen, daß die Prädikanten der Gesellschaft anfangs versuchten, das Holländische als Schulsprache einzuführen. Besonders in Batavia, wo viele Holländer wohnten, lag das allzu nahe. Parallele Erscheinungen finden sich überall in den neueren Kolonialmissionen. Aber meist erkannte man doch, daß eine Europäersprache für diese Zwecke ungeeignet sei. Andererseits waren aber die Volkssprachen viel zu zahlreich und zu verschiedenartig. So kam man auf den naheliegenden Gedanken, das Malaiische als Schul-, Kirchen- und Bibelsprache einzuführen, und sah nur auf Formosa und

*) Auch das Küstenmalaiisch wird nur von dem geringsten Teil der eingeborenen Völker verstanden.

Ceylon davon ab. Dieses Nieder-Malaiisch weicht von dem reinen Hochmalaiisch beträchtlich ab, und es erhob sich sehr bald ein Streit, welchen der beiden Dialekte man der Bibelübersetzung zugrunde legen solle. Nachdem man anfangs für Nieder-Malaiisch eingetreten war, setzte Melchior Leydekker sich für das Hoch-Malaiisch ein. Ihm stimmte der Kirchenrat von Batavia zu, und von 1722 ab wurde die Drucklegung begonnen. 1731 erschien das Neue, 1733 das Alte Testament und 1758 eine Ausgabe in arabischen Schriftzeichen. Noch heute steht diese Übersetzung auf den Molukken in höchstem Ansehen. Vorher hatten Predigtbüchlein in Malaiischer Sprache gute Dienste getan. Casper Wiltens auf Amboina schrieb das erste, das seit 1648 sehr viel gebraucht, ja oft wörtlich vorgelesen worden ist. 30 Jahre später gab François Caron 40 malaiische Predigten heraus, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebraucht wurden. Daneben halfen Fragebüchlein und Katechismen in der Zeit der schlimmsten Verwahrlosung die Gemeinden instandzuhalten, während für Schulen verschiedene malaiische ABC-Büchlein angefertigt wurden.

Besonderen Nachdruck legte die Gesellschaft auf Einrichtung eines Netzes von einfachen Volksschulen in fast allen Eingeborenengemeinden. Hier waren meist Eingeborene Lehrer, und fast immer waren die Lehrer zugleich die Vertreter der Prädikanten, die sich oft Jahre hindurch nicht sehen ließen. Um so erstaunlicher ist es, daß die Lehrer mit ihrem Schul- und Gemeindedienst dem Islam standhalten und das Gemeindeleben durch schwere und dürre Zeiten hindurchretten konnten, selbst wenn sie gar keine Aufsicht über sich hatten und keine Bezahlung erhielten. Ihre Bildung war ja mehr als dürftig, und der Unterricht, den sie erteilten, beschränkte sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Glaubensbekenntnis, Vaterunser und zehn Gebote und auf das, was an Morgen- und Abendgebeten und Psalmen aus dem Katechismus, dem „kurzen Inbegriff" und der Bibel noch gelernt wurde. Da nicht selten eine Bibel, ja ein Bibelteil oder ein Katechismus den ganzen Büchervorrat einer Schule ausmachte, kann man sich leicht vorstellen, wie kümmerlich der Schulbetrieb gewesen sein mag. Schulbesuch war Pflicht, Versäumnis wurde bestraft, aber die Eltern erhielten auf Amboina als Vergütung ein oder mehrere Pfund Reis für den Tag. Vielleicht, daß hier der Ursprung für das vielgebrauchte Scheltwort „Reischristen" liegt.

Die Prädikanten waren verpflichtet, ihren Aufsichtsbezirk jährlich mehrmals zu bereisen. Das war der schwerste Teil ihrer Arbeit. Da hatten sie die Schulen zu inspizieren, die Taufbewerber anzunehmen, in den Gemeindeversammlungen die Verstöße gegen die Ordnungen zu besprechen, an jedem Ort ein- oder zweimal zu predigen oder, da sie meist der Sprache nicht mächtig waren, eine malaiische Predigt vorzulesen, weiter die Sakramente zu spenden, die Ehen einzusegnen und die Erwachsenen zu katechisieren. Oft drängte sich diese Arbeit in ein oder zwei Tage zusammen, besonders wenn der Bezirk sehr groß war, und wenn dann Urlaub oder Krankheit dazwischen

kamen, konnte es geschehen, daß eine Gemeinde 10, 20, ja 25 Jahre auf den Besuch ihres Prädikanten warten mußte.

Daraus folgte für die Taufzulassung ein recht oberflächliches Verfahren. Wer das Vaterunser, den Glauben und einigermaßen die zehn Gebote auswendig kannte, wurde getauft. Von einer Prüfung des Herzensstandes scheint selten die Rede gewesen zu sein. Kein Wunder, daß ein Prädikant 1687 auf einer Reise auf Ternate 1440 Taufen vollzog! Das war Nachwirkung des katholischen Systems, aber nicht nur Nachwirkung. Vielfach war die Überlegung bestimmend, daß Unterlassung der begehrten Taufe die Bewerber der katholischen Kirche oder dem Islam in die Arme trieb, und da schien es richtiger, durch die Taufe die evangelische Erziehung von vornherein sicherzustellen! Die Taufpraxis wirkte ihrerseits wieder auf die Abendmahlszulassung. Hier wurde nun gründliche Prüfung des Glaubens und Lebens selbstverständlich. Nur fehlte leider zwischen Taufe und Abendmahl wegen des Mangels an Prädikanten und Lehrern die geistige Unterweisung, die allein eine so oberflächliche Taufpraxis wenigstens zur Not gerechtfertigt hätte, und es ist kein Wunder, wenn die Gesamtergebnisse der Missionspraxis recht traurig gewesen sind. Immerhin konnte im Jahre 1632 die erste indische Kirchenordnung in Holland entworfen werden und der Gouverneur 1643 eine Kirchenordnung für Batavia erlassen.

Es blieb aber dabei, daß die Kolonialkirche als ein Rad in dem Staatsorganismus der Kolonie galt, über das die Regierung willkürlich zu verfügen hatte. So ist ihr bis heute eine bedauernswerte Unselbständigkeit eigen geblieben. Und da die Regierung sich nicht scheute, Heiden und Mohammedanern die öffentliche Ausübung ihrer Gottesdienste schlechtweg zu verbieten, da weder Chinesen noch Mohammedaner Kultusstätten in Batavia errichten durften, während umgekehrt auf den Übertritt zum Christentum Belohnungen gesetzt wurden und die eingeborenen Beamten der Gesellschaft nur aus den Christen gewählt wurden, endlich Versäumnis des Gottesdienstes und Abfall und Gotteslästerung unter Strafe gestellt wurden, war durch diese Anwendung gelinden Zwanges der sittliche Charakter und das religiöse Verständnis der Gemeinden von vornherein gefährdet, andererseits aber auch der Wettbewerb der katholischen Kirche ausgeschlossen, und es war eine bemerkenswerte Ausnahme, als im 18. Jahrhundert den Lutheranern erlaubt wurde, eine Gemeinde in Batavia zu gründen.

Die Arbeitsfelder der Kompanie waren Java, die Molukken, Ternate, ein Teil von Celebes, die Sangir- und Talaudinseln, die Südoster- und Südwesterinseln, Timor und außerdem Ceylon, Vorderindien und Formosa, die trotz ihrer Bedeutung hier außer Betracht bleiben müssen.

Java war das Hauptfeld und Batavia der Hauptort. Der Kirchenrat dort, der einzige, der meist vollzählig war und sich stets durch die anwesenden Prädikanten aus den Außenbesitzungen ergänzte und zudem immer Fühlung mit der Regierung hatte, gewann schnell

eine überragende Bedeutung. Vor allem hatte er seit 1643 die Befugnis, die Prädikanten zu berufen. Die Gemeinde ist schon vor 1619 entstanden und hat seit 1623 malaiischen Gottesdienst neben holländischem. Bis 1808 hat sie auch portugiesischen Gottesdienst gehabt. Während ihrer höchsten Blüte zählte sie 17 Prädikanten, nämlich sechs bei der Holländischen, vier bei der seit 1743 anerkannten Lutherischen, vier bei der Portugiesischen und drei bei der Malaiischen Gemeinde. Neben Batavia wurden in Onrust, Cheribon, Semarang und Surabaja Europäergemeinden gegründet und in Depok und Tugu bei Tandjong Prijok entstanden kleine Eingeborenengemeinden.

Der wichtigste Missionsplatz aber war Amboina mit seinen Nachbarinseln, damals das wichtigste Handelsgebiet der Gesellschaft. Hatte der Islam hier die Spuren der alten katholischen Mission fast ausgelöscht, so war dadurch die Arbeit eines Caspar Wiltens (1614—16) oder eines Sebastian Dankaerts (1618—22) nicht leichter geworden. Durch Übersetzungen, Schularbeit, Gründung eines Seminars für eingeborene Helfer wurde ein vielversprechender Anfang gemacht. Die vier Prädikanten, die auf Amboina wohnen sollten, hatten ihren Wohnsitz auf Kastell Victoria. Auf den Uliasser-Inseln war die Versorgung minder gut. Auf Saparua haben Rogier Hendrikzoon und der bekannte Justus Heurnius gearbeitet. Haruku war seit 1662 Wohnsitz eines Prädikanten, und Nusalaut mit sechs Gemeinden wurde meist durch einen Krankenbesucher versorgt. Auf Ceram wurde seit 1645 durch den Prädikanten von Amboina gearbeitet, allerdings sehr unregelmäßig, so daß die Zahl von sieben Gemeinden mit 1132 Getauften geradezu Erstaunen wecken muß. Auch auf Boano und Manipo fand das Evangelium etwas Eingang, ebenso scheint Buru eine Gemeinde gehabt zu haben.

Die Missionsgeschichte dieser Inseln schwankt zwischen Fortschritt und Verwahrlosung. Zeitweise waren auf 69 Plätzen 52 Kirchen und 32 922 Christen, 454 Schulen mit ebensoviel Lehrern und 5190 Schülern. Mit Beginn des 18. Jahrhunderts kam ein böser Verfall. Nur die Schulen hielten sich und die Schülerzahl stieg noch. Aber trotz aller Vernachlässigung hielt sich ein guter Stamm von Christen bis hinein in die neuere Missionszeit.

Banda mit den Südoster- und Südwesterinseln, 1621 gewaltsam von Coen unterworfen, hatte in seiner Blütezeit drei Hauptplätze, die ziemlich regelmäßig besetzt waren. Im Jahre 1754 zählte man auf Banda 1570 Christen, auf den Südwester-Inseln 1400, auf den Südoster-Inseln nur 200—300. Auch hier hat das Christentum, trotzdem man sich herzlich wenig um die Gemeinden kümmerte, durch die Stürme der Zeiten standgehalten.

Auf Timor begann die Mission damit, daß sich 1613 der Fürst von Koepang den Niederländern unterwarf und zur Annahme des Christentums bereit erklärte. Seit 1670 war Timor Sitz eines Prädikanten, der aber später Krankenbesucher, ja sogar eingeborene Lehrer zu Nachfolgern hatte. 1743 wurde die Gemeinde mit Rotti und Sawu

der Aufsicht von Batavia unterstellt. In der Mitte des 18. Jahrhunderts zählte man auf den Inseln zusammen 8126 Christen. Solor und Flores dagegen sind fast völlig vernachlässigt worden.

Auf Ternate und den Norder-Inseln dagegen ist umgekehrt der Hauptplatz immer nur kümmerlich bedient gewesen, auch die Außeninseln Tidor, Halmahera und Neuguinea blieben unversorgt, während Batjan eine kleine Gemeinde behalten hat, Menado und der Norden von Celebes es auf 3500 Christen brachte und die Sangir- und Talaud-Inseln gar 20 000 Christen zählten, die meist aus dem Katholizismus einfach in die reformierte Kirche übernommen worden waren. Nord-Celebes ist missionsgeschichtlich deshalb so bemerkenswert, weil es zeigt, ein wie geringer Einschlag christlichen Lebens genügen kann, ein Gebiet vor dem Andringen des Islam zu retten.

Wenn wir endlich noch erwähnen, daß Makassar eine kleine Gemeinde hatte und Padang an der Westküste von Sumatra ein meist von Batavia aus bedienter Prädikantenplatz wurde, so ist unsere Rundreise durch die Arbeitsfelder der Ostindischen Kompanie beendigt. Überall sahen wir einen fröhlichen, energischen Anfang, aber nur selten Stetigkeit und Ausdauer in der Versorgung eines Gebietes. Überall hat man das Malaiisch als Missionssprache benutzt, vielleicht ein Fehler, vielleicht eine Notwendigkeit, und wenn wir aufs Ganze sehen, auf die sich widerstreitenden Interessen, daß eine Handelsgesellschaft Patronin der Ausbreitung des Evangeliums wurde, dann ist das Gesamtergebnis von etwa 70 000 eingeborenen Christen ziemlich hoch zu werten, und zwar um so mehr, als die von der Kompanie gestifteten Christengemeinden noch heute zum Teil zu den guten Gemeinden der neueren Missionsarbeit gehören.

3. Die Religionen.

Wie die geschichtliche Einführung gezeigt hat, findet die neuere Mission fünf ganz verschiedene Religionsformen in Niederländisch-Indien vor, neben dem sogenannten Animismus, dem die Inselbewohner ursprünglich anhingen und der durch die Fremdreligionen nicht überwunden, aber assimiliert ist, die indischen Religionen des Hinduismus und Buddhismus, dann den Islam, der einen großen Teil der Inselwelt überflutet hat, und endlich den Konfuzianismus der Chinesen, der aber für das Volksleben der Insulaner keine Bedeutung gewonnen hat. Zum Verständnis der Missionsarbeit ist eine Darstellung wenigstens der Religionen, mit denen die Mission Berührung gewonnen hat, unumgänglich.

I. Der Animismus ist uns in der in den Bataklanden vorkommenden Form durch die Arbeiten Johannes Warnecks, besonders das vielbeachtete Buch: Die Lebenskräfte des Evangeliums (6. Auflage, Berlin 1922, M. Warneck) gut bekannt. Es wird aber nützlich sein, auch andere Gebiete als Sumatra, etwa Nord- und Mittel-Celebes, über das besonders lesenswerte Studien Dr. N. Adrianis vorliegen — ich erwähne hier „Het animistisch Heidendom als Godsdienst" — aber auch die übrige Inselwelt heranzuziehen, wie das zum Beispiel A. W. Nieuwenhuis in seiner Studie über den Animismus in dem Colijnschen Werke getan hat, damit wir vor einseitigen Auffassungen geschützt sind.

Man darf, wenn man an eine Darstellung so urwüchsiger Religionsformen geht, nicht meinen, sie in ein System bannen zu können. Sie sind wie der Urwald, unübersehbar, mit überraschendsten Einzelheiten. Kein einziger der Eingeborenen beherrscht das Ganze, nicht einmal der zünftige Zauberer oder Priester, und der Beobachter hat nicht etwa nur den Kult zu beachten, sondern das gesamte Alltagsleben in allen seinen Verzweigungen, um dem seltsam verschlungenen, widerspruchsvollen und doch einheitlichen Gebilde nachgehen zu können.

Nach der Vorstellung der meisten der Inselbewohner steht ein höchstes Wesen an der Spitze des Alls. Es hat seinen Sitz über den Wolken, im Himmel. Es wird als Schöpfer gedacht, doch als ein Schöpfer, der sich zur Ruhe gesetzt hat, sich also um die Schicksale der Menschen nicht mehr kümmert. Deswegen wird ihm auch nur gelegentlich, etwa bei den großen Neujahrsfesten, Verehrung zuteil, höchstens, daß man ihn anruft, wenn eine Bitte bei den Geistern der Abgeschiedenen vergeblich war. Sowohl das höchste Wesen wie die niedern Gottheiten führen ein menschenartiges Dasein. Bei den Batak heißt dies höchste Wesen Batara guru, das heißt Herr Unterweiser, ein indischer Titel, der gleich von vornherein den starken Einfluß des Hinduismus auf die Religionen der Inselvölker beleuchtet.

Der ursprüngliche Name des höchsten Wesens bei den Batak „Ompu Tuhan Mula djadi“ = Herr, Ursprung des Werdens, bezeichnet den Schöpfer. Neben dem Batara Guru, auf den man hört, bei dem man anfragt, von dem man abhängt, von dem das Recht erfragt wird, von dem das Gesetz der Menschenwelt kommt, stehen zwei andere Götter Soripada und Mangalabulan mit gleichfalls indischen Namen.

Diese Götter, über deren Namen und Obliegenheiten der einfache Mann kaum Auskunft zu geben vermag, wohnen mit den niederen Göttern zusammen in einer nach Analogie der irdischen Welt vorgestellten Oberwelt in sieben Stockwerken, während die Unterwelt den Geistern und Dämonen als Wohnung zugewiesen wird.

Allerhand Mythen erklären die Entstehung der Welt und des Menschen, bei denen Eier und Drachen, Schwalben, Käfer, Raben und Schmetterlinge eine Rolle spielen und oft biblische Motive anklingen. So heißt es von Angkola: Batara guru stieg einst in einen Abgrund hinab, baute dort auf den Hörnern eines mitgenommenen Bockes ein Floß und auf diesem breitete er die Erde aus. Für den Raben und die Schwalbe, die ersten Erdbewohner, läßt er Bäume wachsen, erschafft dann Sonne und Mond und zuletzt den Menschen, und zwar aus Erde, die er aus der Oberwelt hat holen lassen. Diese Menschen belebt er durch Zauberformeln und verleiht ihnen die Sprache. Doch weichen die Mythen stark voneinander ab und sie sind auch deshalb zunächst von geringerer Bedeutung, weil die fünf Hauptgötter, die in ihnen handelnd auftreten, für das praktische Leben kaum eine Rolle spielen.

Viel wichtiger als sie sind die Untergötter, die nicht menschlichen Ursprungs sind, aber auch nicht von den Hauptgöttern abhängen. Sie fürchtet man, zu ihnen betet man, ihnen opfert man. Hierhin gehören die Debata idup, die Repräsentanten der Fruchtbarkeit, ferner eine Gottheit des Erntesegens, Geister der Luft, des Wassers oder anderer Naturkräfte, Lokalgötter, die in Vulkanen, Seestrudeln, Wasserfällen hausen, kurz, alle segensreichen und verderbenbringenden Naturkräfte, mit denen der Mensch fortwährend zu tun hat.

Am wichtigsten aber sind die niederen Dämonen und Geister der Verstorbenen, und indem wir von ihnen und ihrer Verehrung reden, sind wir schon im eigentlichsten Quellgebiet dieser Religionsform, in dem Animismus, in den Zusammenhängen, die der Primitive zwischen der Menschenseele und dem Alleben ringsum konstruiert. „Aus einer Allseele,“ sagt Johannes Warneck, „einem unverwüstlichen Lebensvorrat, fließt Lebensseele den Menschen, Tieren, Pflanzen, Metallen, Werkzeugen, Häusern und so weiter zu. Wer an diesem Lebensstoff teilhat, ist wertvoll und begehrenswert. Die Lebensfrage des Animisten ist die, wie man seine eigene Seele zu den sie umgebenden Seelen und ihren teils schädlichen, teils brauchbaren Kräften zu stellen habe, um defensiv oder offensiv möglichst wenig Gefahr und möglichst großen Gewinn von ihnen zu haben. Was muß ich tun, daß ich meine Seele schütze und bereichere? Das ist die Kardinal-

frage des animistischen Katechismus." An sich selbst beobachtet der Primitive eine Zweiteilung, sowohl körperliches wie seelisches Leben, und indem er die in ihm selbst wirkende Lebenskraft oder vielleicht auch die mehrfachen Lebenskräfte auf die Unwelt überträgt und die leblose Natur, die Tier- und Pflanzenwelt „beseelt" vorstellt, entsteht die animistische Weltanschauung.

Voraussetzung ist die Annahme, die Seele könne ihren Leib verlassen, sei es auf Zeit, sei es für immer, sich dann frei im Raume bewegen und auch in anderen Körpern Wohnung nehmen.

So bilden zwei Gedanken die Grundzüge des animistischen Glaubens, einmal, daß sich überall Seele finde, und zweitens, daß die Seele volle Wanderungsfreiheit besitze. Aber unter Seele ist dabei etwas anderes zu verstehen, als wir uns vorstellen, etwa ein verfeinerter Körper, ein Mensch im Menschen. Sie flutet durch alle Glieder und gibt jedem Organ sein selbständiges Leben: das Auge sieht, das Ohr hört, der Fuß geht, der Mund atmet, solange Seele darin ist. Wird aber die Seele dem Körper entzogen, so schmerzt das betreffende Organ. Im Kopf, im Blut, in den Eingeweiden, in Haar und Nägeln, in Speichel und Zähnen, im Schweiß und Schatten hat Seele ihren Sitz. Im Traum begibt sie sich auf die Reise, in der Krankheit entweicht sie und im Tode ist sie ganz entflohen.

Mitunter werden zwei, drei ja bis zu sieben Seelen am Menschen deutlich unterschieden. In der Regel hat dann die eine Seele die körperlichen Funktionen, die zweite die seelischen Funktionen zu regeln.

Auch in Tieren und Pflanzen ist Seele. Besonders dem Reis, der Hauptnährpflanze des Westens, schreiben die Leute eine Seele zu. Sie behandeln ihn schonend wie ein lebendes Wesen und beobachten beim Pflanzen, Jäten, Ernten, Austreten, Stampfen, Kochen und Essen mit peinlicher Sorgfalt ganz bestimmte Vorschriften. Zum Beispiel ist die Zeit, wo die Halme die Ähre ansetzen sollen, die Zeit, in der man Rätsel aufgeben und die Antworten aus den Menschen herauslocken darf, ja ein schnell und glücklich gelöstes Rätsel ist eine gute Vorbedeutung für eine günstige Ernte.

Schließlich sitzt selbst in leblosen Dingen, die dem Menschen nützlich sind, in seinem Werkzeug, in seinem Haus, in seinem Herd, in seinem Boot Seele, und ein Haus ist nicht etwa deshalb baufällig, weil man es hatte verrotten lassen, sondern weil die Seele entflohen ist.

Aus dieser Vorstellung von der Verteilung der Seele über die ganze organische und anorganische Welt folgt das Prinzip des Animismus. Es kommt darauf an, sich selbst möglichst viel „Seele" zu erhalten, beziehungsweise zu gewinnen, und sich gegen Verlust möglichst zu schützen. Der Wert einer Speise liegt in ihrer Seele. Der Wert des Opfers liegt darin, daß die Seele des Geopferten als Rauch oder Duft zu den Gottheiten aufsteigt und von ihnen angeeignet wird. Kopfschnellerei, Menschenfresserei, das Trinken von

Blut, die Zauberkraft bestimmter Gegenstände, sei es, daß sie eine auffallende Form haben oder aus Zähnen, Haaren oder anderen Seelenträgern bestehen oder wie Brille, Brennglas, Uhr dem primitiven Menschen rätselhaft sind, alles wird durch den Animismus verständlich, durch den Seelenstoff, den man sich zu Schutz, Abwehr oder Angriff dienstbar machen will. Auch Anspeien und Anblasen gehört hierher!

Es ist kein Wunder, wenn die räumlich faßbare Seele auch zum Kultobjekt wird, zu der man betet, der man Opfer bringt oder Geschenke, weil man ihren Zorn fürchtet. „Wenn Eltern einmal im Zorn ihr unartiges Kind züchtigen, dann ist die Seele des Kindes schwer gekränkt und die Eltern, fürchtend, daß sie fortlaufen und das Kind krank werden könne, beeilen sich, sie um Entschuldigung zu bitten und dem Kinde ein „pandjoraan" zu schenken, das ist eine Gabe, mit der man ausdrückt, daß man sein Unrecht bereut und von jetzt an sich bessern will." Dies kleine Beispiel zeigt zugleich deutlich, wie wenig sittlicher Gehalt in Handlungen der Animisten steckt, die zunächst sittlich anmuten könnten. Nicht als Erzieher handeln hier die Eltern an den Kindern, sondern als Menschen, die sich selbst vor dem bösen Einfluß der geschädigten Seele schützen wollen.

Ebenso muß aller Totenkult verstanden werden, der ja nur ein notwendiger Ausfluß der Anschauung ist, daß die Seele ihren Leib verlassen hat, um nicht wieder zurückzukehren. Nun muß man sie entweder zur Ruhe bringen oder sie so besänftigen, daß sie einem bei ihren Irrfahrten keinen Schaden zufügt. Daher die Opfer für die Toten, die Speisen, die man aufs Grab setzt, und viele andere Totengebräuche.

Das Totenreich denkt man sich unter der Erde oder an unheimlichen Plätzen. Das Leben dort ist ein Schattenbild des menschlichen Lebens. Es steht in gewissem Zusammenhang mit dem Leben der Erdbewohner. Durch Opfer und Nachkommenschaft können die Gestorbenen im Schattenreich zu Ansehen kommen, aus „begu" zu „sumangot" oder gar „sombaon", aus gewöhnlichen Geistern zu höheren, ja zu Stammvätern einer größeren Gemeinschaft werden. Diese Ahnen haben ihren Wohnsitz in Höhlen, in Bäumen, auf Bergen, bei Quellen und gehen fast unmerklich in Naturgottheiten über. Die Erinnerung an den Menschen verblaßt, und aus der eigentlich animistischen Religionsform wird Naturdienst.

Andererseits aber schlägt der Animismus in Spiritismus, in Geisterverehrung, um, in den Glauben an die selbständig fortbestehende Seele in ihrer freien Beweglichkeit, die den Menschen erschreckt, stört und nur ganz selten fördert. So entsteht der Ahnendienst, nicht aus Pietät, sondern aus selbstischer Furcht, und man darf auch hier die sittliche Vertiefung nicht annehmen, die man nach dem Augenschein und den Gefühlsausbrüchen des Totenkultus zu vermuten geneigt sein könnte. Die Verstorbenen trachten die Lebenden ins Totenland

hinabzuziehen und gelten als Wächter der ererbten Sitte. Mit scharfem Auge beobachten sie das Treiben ihrer Nachfahren. Eine besonders gefährliche Klasse der Geister bilden diejenigen, die kinderlos gestorben sind, oder dem Hunger, der Cholera, dem Aussatz erlagen, noch mehr die Selbstmörder oder die Frauen, die bei der Geburt eines Kindes ihr Leben lassen mußten.

Dieser Geisterdienst erfüllt das tägliche Leben der Inselbewohner bis in die kleinsten Verrichtungen. Bei Geburt, Namengebung, Brautschau, Heirat, Hausbau, Aussaat, Ernte wollen die Geister berücksichtigt sein; beim Holzfällen, beim Anlegen eines Dorfes, im Kriege, beim Handel, Schmieden, Feldbau sind vor allem sie zu befriedigen. Mit ihnen teilt man die Mahlzeiten, die Wohnung, den Erntesegen; von allen Gütern der Lebenden empfangen sie ihren Anteil, überall sind sie Zuschauer und heischen Beachtung. Die Heiden sind eminent religiös in ihrer Weise. Da ist keine Scheidung zwischen Religion und sozialem Leben; der Erwerb, die Familie, der Staat, alles ist aufgebaut auf der Geisterreligion und von ihr bestimmt. Daher die schier unübersehbare Menge der Verbote betreffend Speisen, Gebräuche, Worte, Handlungen. Daher das Tagewählen, das Traumdeuten, das Opfern, die Feste mit ihren bedeutenden Aussprüchen ... Die Geister sind tatsächlich die Götter und nie hat ein Tyrann seine Sklaven grausamer gequält als die Geister und Dämonen ihre verblendeten Anbeter.

Endlich führt die animistische Anschauung zu Tierkult. Die Seele der Menschen kann in Tigern oder Krokodilen Wohnung nehmen, und zwar nicht erst nach dem Tode des Menschen, sondern womöglich schon bei seinen Lebzeiten, etwa des Nachts. Solche Seelen muß man sich besonders günstig stimmen und sich vor allem hüten, die Tiere, in denen sie hausen, zu töten. Umgekehrt werden bei Totenfesten aus diesem Grunde bestimmte Tiere geschlachtet, auf den kleinen Sundainseln Pferde, in den Bataklanden und auf Borneo Rinder, auf Nias Schweine, anderswo auch Hunde. Ihre Seelen sollen den Abgeschiedenen als Haustiere dienen, indessen die Hinterbliebenen sich an dem leckeren Braten gütlich tun.

Zwei Fragen weckt dieser flüchtige Überblick über das bunte, wirre Urwaldgerank animistischen Glaubens, eine Frage der Wissenschaft und eine der Praxis. So gewiß die Weltanschauung oder Philosophie oder Religion des Animismus eine sachliche Einheit bildet, so ist doch zu fragen, ob die Wurzel der Einheit das eigentlich Animistische, also die Vorstellung von der Menschenseele, womöglich dem materiell gedachten Seelenstoff, den die Batak „tondi" nennen, bildet, oder ob das Vorherrschende und Charakteristische in anderen Merkmalen liegt. Ganz unzweifelhaft durchkreuzen sich in allen primitiven Religionen Naturverehrung, eigentlicher Animismus und noch eine Reihe anderer Gedankenkreise, und ebenso unzweifelhaft kann man die Einheit des Ganzen leicht konstruktiv systematisch aufbauen,

wenn man von der Seele und dem Seelenstoff ausgeht. Aber es bedarf einer gründlichen wissenschaftlichen Prüfung, ob wirklich das Animistische die Herrschaft beansprucht und den Ausgangspunkt bildet. Das wird für andere Gebiete, etwa West- oder Ostafrika, heute schon mit ziemlicher Bestimmtheit in Frage gestellt, und es scheint, als ob sich der Zweifel gegen die Haltbarkeit dieser Vermutung auch bei den indonesischen Religionen regte. Vielleicht ist hier schon zu viel rationalisiert worden und dem Begriff des Seelenstoffes ein zu starkes Gewicht gegeben worden. Vielleicht ist auch hier der Ausgangspunkt sehr viel einfacher, die Anerkennung des in der Natur wirksamen Lebens, das dann erst nachträglich aus leicht begreiflicher psychologischer Kombination heraus mit den Vorstellungen von der menschlichen Seele verbunden worden wäre, und vielleicht ist der Ausdruck Seelenstoff, ja schon der Ausdruck Seele, den ich in meiner Darstellung bewußt vorgezogen habe, irreführend. Aber heute gilt das Heidentum in Indonesien noch als das Musterbeispiel einer wurzelhaft echt animistischen Religion, und die Zweifel, die ich ausgesprochen habe, berühren nur die Wissenschaft.

Die zweite Frage aber greift unmittelbar in die missionarische Praxis ein. Es ist die Frage: Wieweit sind solche Religionsformen überwindbar und auf welchem Wege gelingt ihre Überwindung am leichtesten. Aber diese Frage müssen wir zurückstellen, bis wir die neuere Missionsarbeit selbst dargestellt und uns über ihre Wirkungsweise ein Urteil gebildet haben.

II. Neben dem Animismus findet die heutige Mission bei ihrem Eintritt in die Inselwelt Spuren des Hinduismus und des Buddhismus auf Java und in stärkerem Maße auf Bali und dem von Balileuten bewohnten Teil von Lombok. Ja, von Bali gilt, daß seine Bewohner noch heute teils dem Siwaismus, teils dem Buddhismus angehören. Unter ihnen sind die Siwadiener in der überwiegenden Mehrheit. Beide Glaubensrichtungen halten aber untereinander sehr freundschaftliche Fühlung, und Siwa und Buddha gelten, wie einst im alten Java, vielfach als eins. Doch sind beide Religionen nicht stark genug gewesen, die ursprünglichen Eingeborenensprachen zu verdrängen. Statt dessen haben sie viel von der ursprünglichen Religion, Zauberei, Wahrsagerei und Aberglauben in sich aufgenommen.

Da die evangelische Mission auf Bali und Lombok bisher noch gar nicht vertreten ist, auch unter der eine Million zählenden, an den Opiumgenuß versklavten und auf Hahnenkämpfe versessenen Bevölkerung kaum viel Eingang finden dürfte, muß uns hier der Hinweis genügen, daß fast jedes Dörfchen seinen Hindutempel — oft Gebäude von wunderbarer Schönheit — besitzt, und daß Kastenordnung und bis vor ganz kurzem Witwenverbrennung neben Hindunamen und Sanskritworten Zeugen für den hier geltenden Hinduismus sind. Wahrscheinlich ist der Hinduglaube im Anfang des 16.

Jahrhunderts durch Javanen aus dem berühmten Reich Madjapahit nach Bali gebracht. Jedenfalls nennen sich die Abkömmlinge dieser Javanen bis heute Wong Madjapahit, das ist Menschen von Madjapahit. Die Urbevölkerung, soweit sie sich nicht mit den Hindujavanen vermischt hat, nennt man Bali-aga. Sie sind keine Hindugläubige, haben keine Verbrennung, sondern Bestattung der Toten und sind mit den Javanen nur entfernt verwandt.

III. Die wichtigste Religion Niederländisch-Indiens ist aber der Islam, der, wie bereits erwähnt, sieben Achtel der Bevölkerung, das sind 35 Millionen Menschen, zu Anhängern zählt, und über dessen innere Struktur uns Gottfried Simons Bücher: „Islam und Christentum" einerseits und „Der Islam und die christliche Verkündigung" andererseits wertvolle Aufschlüsse gegeben haben. Zum Verständnis dieses niederländischen Islams, dessen Kräfte und Strebungen wir genau kennen lernen müssen, ist zweierlei immer gegenwärtig zu halten, nämlich erstens, daß es sich objektiv um wirklich echten Islam handelt, der bei aller scheinbaren Oberflächlichkeit und aller wirklichen Durchsetzung mit heidnischem Gut mit den Zentren des religiösen Lebens, mit Mekka vor allem, in engstem Zusammenhang steht und von dort her seine Lebenskräfte erneuert, und daß es zweitens sich auch subjektiv um echten Islam handelt, insofern es ihm ohne Zweifel gelungen ist, seine Anhänger zu dem festen Entschluß zu bringen: Ich will Mohammedaner sein, und insofern dieser Entschluß vielfach in einen schroffen Fanatismus ausartet, so daß der Moslem auf die Nichtmosleme mit Haß, Verachtung, wohl auch innerer Wut blickt, wenn auch äußerlich meist die Formen liebenswürdiger Höflichkeit und Unterwürfigkeit gewahrt bleiben. Dieses Doppelergebnis ist um so bemerkenswerter, als die Werbemittel des Islams nichts weniger als einwandfrei gewesen sind und sind. Schon die gewaltsame Ausbreitung der politischen Macht des Islams mußte für die unterworfenen Völker ein Anreiz sein, sich dem Glauben der Sieger anzupassen, um aus ihrer ungünstigen sozialen Stellung herauszukommen. Und da zudem weder Zwang noch Lockungen zum Übertritt fehlten, konnten die sittlichen Forderungen an die Übertretenden immer nur recht gering sein. In der Tat ist und bleibt man Moslem, wenn man einmal seine Unterwerfung ausgesprochen und sich zu dem einen Gott Allah und seinem Propheten bekannt hat, auch wenn man hinterher alle Pflichten eines bigotten Mohammedaners versäumt und von den Lehren des Islams so gut wie nichts lernt, und selbstverständlich nehmen in der Theorie des Glaubens und in der Praxis des Kultus die Konzessionen an den Animismus in um so höherem Grade zu, je weniger Bildung ein Mohammedaner hat und je äußerlicher es bei dem Bekehrungsprozeß des einzelnen wie des Volkes zugegangen ist. Man darf aber nicht meinen, daß die religiöse Unwissenheit die religiöse Beeinflussung der Mohammedaner erleichtere. Auch bei der oberflächlichsten Religionskenntnis wissen

sie genau zu scheiden, ob sie einen indischen Pandit oder einen christlichen Missionar oder einen mohammedanischen Mollah vor sich haben. So willig und ehrerbietig sie diesem lauschen, so entschieden schließen sie sich von jenen ab.

Was ist zunächst das Gemeinsame, was im Glaubensbekenntnis die Mohammedaner Niederländisch-Indiens mit der übrigen Welt des Islams verbindet? Der Glaube an Allah als den einen Gott, an Allahs Gesandte, die der Menschheit in den verschiedenen Abschnitten der Geschichte seinen Willen verkündigt haben, an seine Engel, die seine Offenbarungen den Gesandten überbracht haben und die auch ferner in dieser und in der anderen Welt unmittelbar Allahs Befehle ausführen, an Allahs Buch, in dem die Offenbarungen Allahs aufgezeichnet stehen, an den Tag der Auferstehung von den Toten und des allgemeinen Weltgerichts, das Allah an seinen Geschöpfen vollziehen wird, und an die unbedingte Vorherbestimmung, sei es zum Guten, sei es zum Bösen — das wird gleicherweise in allen islamischen Ländern der Kern der Lehre sein. Aber zu dem nicht schriftkundigen Volk dringen von diesen Lehren höchstens einige unbestimmte Begriffe und Klänge durch. Es bleibt bei seinem Götzendienst, nur daß die Götzen jetzt islamische Heilige heißen, und wendet, um zum Ziel seiner religiösen Wünsche zu gelangen, nach wie vor, und vielleicht kaum mit dem Bewußtsein, etwas Ungehöriges zu tun, die alte Magie und Zauberei weiter an. In Java zum Beispiel werden die altheidnischen Zauberformeln mit Anrufung des Namens Allahs zu Anfang und Zitierung des islamischen Glaubensbekenntnisses zum Schluß als „arabische Wissenschaft" viel häufiger verwendet, als die von den Schriftgelehrten statt ihrer empfohlenen Koransuren. Die wundertätigen Heiligen, lebendige wie tote, die Geister der Vorfahren, schreckenerregende Bäume und Flüsse mit ihren geheimen Kräften bedeuten für das tägliche Leben des einfachen Javanen mehr als Allah und sein Prophet. Träume und Vorzeichen sind ihm wichtiger als die islamische Lehre von der Schöpfung. Das ist auch in Marokko, Ägypten, Syrien, Arabien nicht anders!

Größere Unterschiede zeigt der Islam in der Auslegung des Gesetzes. Von den vier großen Richtungen, den Schafiïten, Malikiten, Hanifiten und Hanbaliten, kommt für Niederländisch-Indien nur die erste in Frage, die Schule des Imams Al-Schafiï († 820), denn sowohl die ersten Bekenner des Islams in der Inselwelt wie die später ihren Einfluß ausübenden Völker, vor allem die Araber von Mekka und Hadramaut gehören zu den Schafiïten. Das hat im Grunde heute nur Bedeutung für die Santris oder Murids, die Studenten, die einige Jahre ihres Lebens an das theologisch-juristische Studium wenden. Denn sie gebrauchen arabische oder nach arabischen Originalen in die Eingeborenensprachen übertragene Handbücher mit Schafiïtischer Gesetzesauslegung und studieren je nach ihrer Zeit und ihrem Vermögen auch alle diejenigen angeblich göttlichen Gesetze,

die für das praktische Leben längst ihre Bedeutung verloren haben. Die wichtigsten Stücke des Gesetzes beziehen sich auf das gottesdienstliche Leben, auf das Eherecht, Familienrecht, Personenrecht und Erbrecht. Die Unterschiede aber von den anderen Gesetzesschulen werden nur denen bewußt, die auf der Pilgerfahrt nach Mekka andere Art kennen lernen.

Die Moscheen Niederländisch-Indiens haben meist einen steinernen Unterbau, auf dem das Holzgebäude mit seinem drei- bis vierfach abgestuften spitzen Dach errichtet ist. Nur die großen Moscheen (Maschids) haben ein Minarett. Die älteren sind nach Westen, die neueren genau nach Mekka gerichtet. Bei den größeren befindet sich ein Ausrufer, der den bekannten, langgezogenen Ruf zum Gebet fünfmal des Tages erschallen läßt. Bei den kleineren Moscheen muß eine Trommel für diese Zwecke genügen, die gleichzeitig natürlich als Zeitweiser dient. Bei jeder Moschee ist ein Wasserbecken oder ein fließendes Wasser, damit sich die Gläubigen vor dem Betreten der Moschee die rituelle Reinheit durch die vorgeschriebenen Waschungen verschaffen können. Im Innern des Gebäudes deutet die Gebetsnische die Richtung nach Mekka an, oder es dienen dazu, wenn es sich um alte, nicht genau nach Mekka gerichtete Gebäude handelt, besondere Striche und Marken auf dem Boden. Der Innenraum, meist von einer geräumigen Veranda umgeben, ist meist ungeteilt, selten hat er ein besonderes Abteil für die wenigen Frauen, die am öffentlichen Gottesdienst unsichtbar für die Männer teilnehmen dürfen. Unweit der Nische, die die Gebetsrichtung angibt, befindet sich eine Kanzel, von der jeden Freitag und am Morgen jedes hohen Festtages eine Predigt in arabischer Sprache verlesen wird. Das ist aber den Gläubigen nichts Ungewohntes, da auch die üblichen Gebete mit ihren arabischen Gebetsworten und ihren in regelmäßigem Rhythmus zu wiederholenden Bewegungen im Grunde etwas Unverständliches und Unverstandenes sind. Es ist einmal Allahs Wille, daß er so angebetet werde, und diesem Willen hat sich der fromme Moslem zu beugen, ohne viel zu fragen.

An jeder Moschee sind eine Reihe von Beamten angestellt, die man aber, obwohl sie den Gottesdienst leiten, nicht als Geistliche ansehen darf. Geistliche oder Priester sind dem Islam unbekannt. Weder der Imam, der die Gebetsübungen leitet, noch der Chatib, der am Freitag die Predigt liest, noch der Mo'addin oder Bilal, wie man auf Sumatra sagt, also der Rufer zum Gebet, sind Geistliche im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie sind Moscheebeamte wie die, die das Gebäude rein halten, die Wasserbecken versorgen oder sonstige Pflichten erfüllen. Sie unterstehen alle dem Panghulu, der die der Moschee gehörigen Mittel verwaltet und die Obliegenheiten der Angestellten regelt. Doch ist auch er viel eher ein angesehener Beamter als ein Priester, und sein Ansehen stammt weniger von seinen Pflichten an der Moschee als daher, daß er sowohl

auf Java wie in den Außenbesitzungen als Richter nach mohammedanischem Recht zu fungieren hat. Das ergab sich in ganz natürlicher Entwicklung, da die Hüter des Gottesdienstes immer als beste Kenner des islamischen Rechtes galten, ist aber 1882 von der Regierung durch Einsetzung der Priesterräte ausdrücklich bestätigt worden, zu deren Vorsitzern die Panghulu ernannt wurden. Auch den Landräten sollen die Panghulus als Rechtsbeistand dienen, doch beschränken sich ihre Obliegenheiten meist auf die Vereidigung der Zeugen.

Viel größeren Einfluß als die Moscheebeamten üben die Lehrer, die sogenannten Guru, die die Studenten in den islamischen Wissenschaften unterrichten. An den Hauptorten tun sie es in ihren Wohnungen oder, bei großem Zulauf, in der Moschee. Es gibt aber auch in vielen Ortschaften fromme Stiftungen, die Pesantren, in denen die aus allen Orten zusammenströmenden Studenten Unterkommen und Unterricht finden.

Soweit die Guru oder die Panghulu die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben, nehmen sie vielfach nach Gewohnheitsrecht arabische Tracht an und winden sich den Turban ums Haupt. Aber auch dann sind sie nicht als Geistliche anzusehen. Vielmehr ist die Pilgerfahrt nach Mekka eigentlich Pflicht jedes Mohammedaners, der Kraft und Mittel hat, sie durchzuführen, und seit Eisenbahn und Dampfer die Reise bequemer machen, nimmt die Zahl der Pilger aus Niederländisch-Indien ständig zu. Zählte man doch am 10. Dezember 1908 in Mekka 10729 Pilger aus Java gegen nur 10891 aus Britisch-Indien! Wer aber nicht imstande war, die Pilgerfahrt auszuführen, für den können nach seinem Tode die Erben die versäumte Fahrt durch eine Zahlung von 80 Gulden ersetzen. Für diese Summe übernehmen die Lehrer die Pflicht, am Tage des Gerichts zu bezeugen, daß der Verstorbene in Mekka gewesen ist, damit daraufhin der Gerichtsengel dem Gestorbenen den weißen Turban ums Haupt lege und ihn damit in die Reihe der in der Ewigkeit bevorrechteten Mekkapilger einreihe. Rechnet man diese Summen für Verstorbene ein, so ist die Summe von fünf Millionen Gulden, die in Niederlänisch-Indien jährlich für die Mekkafahrt ausgegeben werden, noch nicht einmal besonders hoch. Aber da sie mit dazu dient, ruhige Bürger in fanatische Mosleme zu verwandeln, bleibt sie bedauerlich genug. Immerhin soll man sich auch den fanatisierenden Einfluß der Mekkafahrt nicht allzu kraß vorstellen. Diejenigen, die mehrere Jahre zum Studien in Mekka bleiben, kehren zweifellos fanatisiert zurück. Die anderen bleiben vielfach dieselben, die sie waren. In Mekka herrscht aber der Fanatismus. Hier haben die panislamischen Ideen ihre Brutstätte. Und Mekka behält seine eigentümliche Anziehungskraft für die Indonesier, solange es als ein Mittelpunkt islamischer Wissenschaft gilt und die Regierung nicht dafür sorgt, anderswo den starken Drang nach europäischer Bildung ausgiebig zu befriedigen. Panislamische Tendenzen bleiben ja auf jeden Fall

für eine nichtmoslemische Kolonialobrigkeit ein bedenklicher Explosivstoff im Volke, gleichviel ob die Massen mit dem Gedanken spielen, unter Führung des Kalifen die Ungläubigen zu unterwerfen, oder ob die Gebildeten von einem Zusammenschluß aller Mohammedaner unter dem mächtigsten mohammedanischen Fürsten träumen, um sich auf diese Weise ihre sozialen und politischen Wünsche zu sichern. Und die beste Hilfe gegen panislamische Phantastereien und Unruhen ist gewiß bei einer so friedsamen, geduldigen Bevölkerung wie den Javanen und Malaien Zugang zu einer Bildung, die sie der Europäerkultur einigermaßen angleicht.

Einen charakteristischen Einschlag im Niederländisch-Indischen Islam bildet die Mystik. Weil sie Gesetz und Glaubenslehre nur als Mittel ansieht, den Menschen mit der Gottheit in Verbindung zu bringen, hat die Mystik die Neigung, sich über die Formen und Dogmen als etwas Untergeordnetes hinwegzusetzen. Und da schon der hinduistische und buddhistische Einfluß in der Inselwelt mystische Regungen befördert hatte, ist es kein Wunder, daß auch die islamische Mystik hier leicht Eingang fand. Die äußere Form gaben die Bruderschaften, tarikahs, von denen die Schattariah, die Kadirijjah, die Nakschibandijjah und die Rifa'ijjah die bemerkenswertesten sind. Sie verpflichten ihre Brüder zu bestimmten Gottesdienstübungen von mehr oder minder starker hypnotisierender Kraft, Enthaltsamkeit und angeblich unbedingtem Gehorsam gegen den Leiter, der dadurch mehr als beichtväterliche Gewalt über seine Adepten erlangt. Bei den Gottesdienstübungen spielt neben dem Anrufen des Namen Allah der Rosenkranz mit hundert Perlen und mystischem Beten eine Rolle. Simon führt zum Beispiel eins der einleitenden Gebete an: „Rein das Gewand, rein der Leib, rein der Platz, sitzend in der linken Vereinigung des Herzens, nach Westen gerichtet, angeschaut das Herz des Herzens, vereinigt zum Erkennen des Lehrers. Hilf mir dein Gebot erfüllen! Gott, ertöte mich im Heiligen, im vollen Glauben, im reinen Islam. Herr Gott, bringe mich hinein in die Schönheit."

Der Islam, wie er sich in der gottinnigen Mystik äußert, ist dennoch nicht nur Religion, sondern immer zugleich soziale Macht und Rechtsordnung, und auch als solche müssen wir ihn verstehen, um die eigentümlichen Schwierigkeiten zu begreifen, die sowohl Mission wie Kolonialregierung in der Auseinandersetzung mit dem Islam immer wieder empfinden. Vor allem die Vielweiberei und die Verkennung des Rechtes der Frau ihrem Manne gegenüber machen den Anschluß eines mohammedanischen Volkes an ein modernes Staatsleben schwierig. Allerdings sind die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich. Wo ein Wille ist, ist auch hier ein Weg, zu vereinen, was an sich unvereinbar ist. Tatsächlich ist das Recht des Koran, der angeblich allein das wahre islamische Recht darstellt, schon durch den Druck der kolonialen Gesetzgebung in wesentlichen Stücken außer Kraft gesetzt und abgeändert, und andererseits hat die Regierung, die seltsamerweise in den Ruf ge-

kommen ist, am meisten islamfeindlich zu sein, sich dem Rechtsempfinden der islamischen Untertanen möglichst angepaßt. So ist für mohammedanische Eheschließungen der Lebé oder Modiu zuständig, der für jeden Ort auch für die rituellen Schlachtungen, für Leichenbestattungen, für das Aufsagen der überlieferten Gebete verantwortlich ist. Er hat zum mindesten dafür zu sorgen, daß die Eheschließenden ihren Ehekontrakt dem Regierungsbeamten ordnungsgemäß vorlegen. Und meist wird auch dafür gesorgt, daß die Frau rechtlich besser geschützt wird als durch das alte koranische Eherecht, das dem Mann fast unbegrenzte Vollmacht gab, ihm nicht passende Frauen zu entlassen.

Daß der Islam es versteht, außer der Hochzeit auch allerhand Volksfesten und Feiern, der Geburt, der Beschneidung, den Sterbefeierlichkeiten sein Gepräge zu geben, daß bestimmte Tage in bestimmter Weise begangen werden, der zehnte Tag des ersten Monats durch ein bestimmtes Essen, der Abend des 27. Tages des siebenten Monats durch Erzählung der Himmelfahrt des Propheten, der achte Monat durch Pflege der Gräber, der Fastenmonat durch die Nachtmahlzeiten, das Fastenbrechen am ersten Tage des zehnten Monats durch einen Vormittagsgottesdienst in der Moschee, das Fest nach den Fasten durch ein Almosen an die Armen, sei nur nebenbei erwähnt. Wichtiger zur Beurteilung seines Kulturwertes ist der elementare Religionsunterricht, den die Dorfbeamten auf Wunsch der Eltern der Jugend erteilen. Wo das Verlangen nach solchem Unterricht größer ist, werden auch wohl besondere Guru angestellt, die ausschließlich für den Jugendunterricht da sind. Doch wieder muß man sich vor Überschätzung dieser Kulturseite des Islams hüten. Denn der Unterricht beschränkt sich auf das Hersagen der Texte des heiligen Buches, des Koran, ohne daß die Schüler, ja bisweilen selbst die Lehrer, eine Ahnung von der Bedeutung des Gelesenen haben. Höchstens kommt zu diesem Rezitieren noch eine Einweisung in die richtige Gebetsübung und eine ganz knappe Einprägung der fünf Säulen des islamischen Glaubens, nämlich 1. des Hersagens des Glaubensbekenntnisses: Es ist nur ein Gott, Allah, und Mohammed ist sein Prophet, 2. des täglichen fünfmaligen Gebets, 3. des Almosens, 4. des Fastens im Monat Ramadan und 5. der Wallfahrt nach Mekka. Auf Westjava ist das Almosen zu einer Steuer geworden, die der Dorfbeamte einzieht und unter Einbehaltung seines Anteils dem Bezirks-Panghulu abliefert, der sie wieder unter Einbehaltung seines Anteils dem Panghulu des Hauptortes zukommen läßt. —

Die Mohammedaner Niederländisch-Indiens genießen jetzt volle Glaubens- und Kultfreiheit. Nur um Mißbräuche zu verhindern und um die Ordnung im Lande sicherzustellen, sind ihnen einige notwendige Beschränkungen aufgelegt. So soll das mohammedanische Recht jetzt, wie erwähnt, von den Priesterräten gehandhabt werden, die ebenso wie die Panghulu von der Regierung berufen werden. Die Ehegesetze sind, wie ebenfalls erwähnt, dem europäisch-christlichen Begriff

wenigstens etwas angepaßt. Die Koranschulen stehen auch seit einigen Jahren unter Regierungsaufsicht, ebenso die sogenannten Moscheekassen, die Kapitalien für Unterhaltung des islamischen Gottesdienstes. In allem aber, was das rein religiöse Gebiet angeht, verbürgt die Regierung auch ihren islamischen Untertanen jede Freiheit.

Daß eine solche Religion dem Christentum den schärfsten Widerstand entgegensetzt und damit die christliche Mission vor die allerschwierigsten Aufgaben stellt, hat Simon in seinen Büchern unbezweifelbar nachgewiesen. Der Heidenmohammedaner, also der vom Heidentum zum Islam übergetretene, will vom Christentum nichts wissen. Er hält die Christen für Ungläubige, für religiös Minderwertige, und wenn er sich doch einer Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben nicht entziehen kann, stößt er überall auf Lehren und Vorstellungen, die den seinen diametral entgegengesetzt sind. Die Lehre von der Dreieinigkeit erklärt er für Polytheismus, während ihm sein eigener Polytheismus die alles überragende Stellung Allahs gut zu wahren scheint. Den Gedanken einer Gotteskindschaft erklärt er für Frevel, und die Behauptung von einer Gemeinschaft zwischen dem unendlichen Schöpfer und seinen endlichen Geschöpfen ist ihm völlig unvollziehbar. Die Sünde der Gesellung, Schirk, die Gott ein ihm gleiches Wesen nebenordnet, dünkt ihm geradezu die schlimmste. Er meint, die Christen hätten überhaupt keine Religion, sie seien unrein, rückständig, in Irrtum befangen, schon weil sie Bilderdienst hätten, — galten doch auf Sumatra alle Bilder der Christen, auch die Photographien, die die Missionare in den Missionshäusern haben, als Beweise für den Bilderkult, — sie müßten die dem Heidenmohammedaner so wertvollen animistischen Zauberbräuche aufgeben und hätten keine sichtbaren Bürgen für ihr zeitliches und ewiges Heil, müßten vielmehr in allerhand fast unmögliche sittliche Forderungen willigen und sehr unangenehme soziale Folgerungen ziehen und gerieten dadurch auf die Seite der Weißen, — wenn man Christ wird, wird man Holländer, Christentum ist Sache der Weißen, — es sei hochmütig und gefährlich zugleich, deren Religion anzunehmen, hochmütig, weil man sich damit der herrschenden Rasse gleichstelle; gefährlich, weil das Christentum den Weg ins ewige Verderben bedeute.

Indem die Mission solchen Vorurteilen entgegentritt, macht sie die überall wiederkehrende Erfahrung, daß die äußere Ähnlichkeit der durch den Islam eingeführten religiösen Begriffe mit den christlichen das Verständnis der christlichen Wahrheit erschwert. Je näher zwei Anschauungen einander verwandt sind, um so schwieriger wird die Auseinandersetzung!

Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wollte die Mission den Islam in Niederländisch-Indien als eine absterbende, in Selbstzersetzung begriffene Macht ansehen und deshalb leicht nehmen. Selbstkritik, die sich reichlich findet, ist eher ein Zeichen von Leben als von Erstorbensein! Im Batakland und auf Java ist eher eine Zunahme der

moslemischen Erkenntnis und des religiösen Eifers wahrnehmbar. Ja, auf Sumatra breitet sich der Islam fortwährend aus und nimmt an religiöser Kraft zu!

Wohl aber umspülen die modernen geistigen Strömungen Europas und die buddhistisch-theosophischen Strudel Indiens das festgefügte alte islamische Bollwerk. Hören wir, was Simon davon erzählt: „Die jungjavanische Bewegung macht seit dem Jahre 1908 viel von sich reden. Ihr buddhistischer Charakter tritt deutlich hervor. Der Buddhismus ist ja seinerzeit durch den Islam auf Befehl des Fürsten mit Gewalt ausgerottet worden, er ist aber wohl nie ganz verschwunden. Verteidiger des Buddhismus finden sich auf Java schon lange. Er lebt zurzeit in der Theosophie wieder auf und dringt in die gebildeten Kreise Javas ein. Der adelige Javane nennt sich gern Theosoph, javanische und malaiische theosophische Schriften sind im Volk bekannt, sogar ein theosophisches Monatsblatt erscheint. Diese Kreise haben in der ‚Theosophische Vereeniging vor onze Kolonien' einen Rückhalt. In Amerika, England, Australien, Britisch-Indien ist sie vertreten und bildet eine Vereinigung aller, welche den Weltlehrer Messias Nabi Isa oder Roch Allahi (Gottesgeist) oder Sang Eroe Tjakra (Kraftmittelpunkt) erwarten. Auch protestantische Prediger in Holland gehören dazu; aber auch viele Eingeborene. Ost und West sollen vereinigt werden. 1910 wurden auf einem Propagandazug 70 neue Mitglieder geworben."

Neben dieser buddhistischen Bewegung gegen den Islam finden wir im Islam eine zweite, ungleich wichtigere, die Serikat (Dagang) Islam (Islamische [Handels-] Vereinigung), von der wieder Simon sagt, sie sei ursprünglich eine arabisch-javanische Handelsgesellschaft, die jetzt etwa 380 000 Mitglieder umfasse. „Sie wendet sich nicht nur an die Aristokratie von Java, sondern sie hat die große Masse des Volkes hinter sich. Auf dem von 30 000 Menschen besuchten Kongreß von Solo waren auch 1700 Eisenbahnwerkstattarbeiter. Das liegt daran, daß diese Bewegung einen entschieden religiösen Charakter trägt. Der Islam soll vertieft werden. Der Moscheebesuch nimmt zu, wo die Gesellschaft heimisch wird. Religiöses Erwachen geht Hand in Hand mit den Gründungen von Dorfabzweigungen. Man nimmt keine Christen auf, verlangt in solchem Fall sogar Übertritt zum Islam. Kulturelle und intellektuelle Förderung wird lebhaft betont, auch moralische Hebung wird gewünscht, eine Vereinigung gegen die Prostitution gegründet, ein in flagranti ertappter Ehebrecher wird unter dem Ruf: „Es lebe Serikat Islam" gelyncht, aber freilich, die Kongreßgäste in Solo werden von ihren liebenswürdigen Gastherren bestohlen. Vor den glänzenden Juwelen versagte die sittliche Kongreßbegeisterung. Sozialökonomische Aspirationen fehlen nicht. Den Handel der Fremden, Chinesen und Europäer, bekämpft man durch Konsumvereine. „Java den Javanen" wird aber auch in politischem Sinne verstanden. Man fürchtet revolutionäre Tendenzen!"

Neben der Serikat Islam verdient endlich ihre ältere Schwester, die im Mai 1908 in Batavia gegründete Gesellschaft „Budi Utomo = Edles Streben“ Erwähnung. Sie will eine Verbrüderung von Javanen, Sundanesen und Maduresen, mit dem Ziel, den Streit um das Bestehen der Javanen im weitesten Sinne zu erleichtern durch harmonische, vornehmlich geistige Entwickelung. Gründer der Gesellschaft war der javanische Arzt Wahidin Sudirohusodo, eine Persönlichkeit, die weit über den Durchschnitt hervorragte. Er wünschte im Gegensatz zu der stark intellektuell und zugleich europäischen Färbung der Erziehung Pflege der eigenen nationalen Kultur und Bildung. Nicht Revolution, sondern Evolution, nicht Umsturz, sondern Entwickelung der nationalen Kräfte ist das Ziel. Doch ist bisher von der Gesellschaft nicht allzuviel Kraft ausgegangen. Vor allen Dingen ist das Volk, auf das es gerade abgesehen war, von ihr nicht ergriffen worden. Das ist nicht zu verwundern, da dem Idealismus des Bundes die materielle Anziehungskraft für die Massen fehlte. Religiös ist Budi Utomo ein farbloses Gebilde, das im Gegensatz zu Serikat Islam auch eingeborene Christen zu Mitgliedern aufnimmt.

Das ist die religiöse Struktur des Islams von heute in der Welt Niederländisch-Indiens. Ist sie als Zersetzung oder als Erstarrung zu beurteilen? Ich kann es mir nicht versagen, hier noch einmal den besten Kenner des Niederländisch-Indischen Islams in Deutschland anzuführen. Gottfried Simon urteilt folgendermaßen: „Die Geschichte des Islams zeigt uns, daß auch die Arche dieser Religionsgemeinschaft sich geschickt durch die Klippen schwieriger, dogmatischer Streitigkeiten, wie die Prädestinationsfrage und die Frage nach dem freien Willen, hat hindurchsteuern lassen, sich nicht irre führen ließ weder durch die lichten Sonnenblicke der freisinnigen Mutaziliten, noch durch den Nebel der mystischen Sufis, und glücklich durch die Engen der puritanischen Wahabiten hindurchkam. Daher zeigt sie überall eine merkwürdige Fähigkeit, um die wir den Islam freilich nicht beneiden, die volklichen und religiösen Eigentümlichkeiten der Völker sich zu assimilieren. Wir finden in ihm friedlich nebeneinander talmudische Theologie und arabisches Heidentum, persische Mystik und afrikanischen Fetischismus, javanischen Hinduismus und indonesischen Animismus, ja selbst uralten ägyptischen Aberglauben und modern theosophische Schwärmereien.“ Auf Grund dieses geschichtlichen Urteils erscheint Simons Prophezeiung nicht unberechtigt: „Darum wird auch das süße Gift europäischer Zivilisation und Kultur nicht tödlich für ihn sein!“ Der Islam, der die moderne Technik in seinen Dienst gestellt hat, dem auch die denkbar ungünstigsten politischen Verhältnisse zu den größten missionarischen Triumphen verholfen haben, wird sich auch mit der modernen geistigen Strömung, so sehr sie auch seinem innersten Wesen widerspricht, irgendwie auseinandersetzen. Und so bleibt der Islam für die Mission ein sehr bedeutsamer Gegner, dem in ernstem Geisteskampf entgegenzutreten viel sachliche Kenntnisse, viel persönlichen Takt und eine große Geduld und Liebe erfordert.

IV. Die letzte Religion endlich, mit der die Mission in Niederländisch-Indien in Berührung kommt und unter deren Anhängern sie bereits Eroberungen gemacht hat, ist die chinesische Religion. Sie ist aber anders zu beurteilen als die übrigen Fremdreligionen. Sie hat keine Eroberungen unter den Inselbewohnern gemacht, nur insofern, als, wie erwähnt, die auf den Inseln sich niederlassenden Chinesen, wenn sie heiraten wollten, keine andere Möglichkeit hatten, als Insulanerinnen zu nehmen. Aber mit merkwürdiger Zähigkeit halten die Nachfahren dieser chinesischen Ansiedler, die zum Teil schon seit Jahrhunderten auf den Inseln wohnen, längst ihre Muttersprache vergessen haben und mehr einheimische als chinesische Vorfahren haben, an den Sitten und Gebräuchen der alten Heimat fest. Sie bilden eine eigene Kaste im Lande, zu der allein auf Java und Madura 295 000 Menschen, auf den Außenbesitzungen 268 000 Menschen gehören. —

Ihre Religion ist natürlich längst nicht mehr der alte Konfuzianismus, sondern jene bunte Mischreligion des heutigen China, die aus Konfuziusverehrung, chinesischer Pietät, vor allem Ahnendienst, und einem sehr starken Einschlag animistischen Denkens und Handelns zusammengesetzt ist. Der nüchterne Diesseitigkeitssinn dieser Chinesen, die als Arbeiter, Handwerker und Kaufleute durch ihre Sparsamkeit, ihren Fleiß, ihre Schmiegsamkeit eine starke Konkurrenz zu den einheimischen Arbeitskräften und zu den arabischen und indischen Händlern bilden, macht sie zu einem sehr mühsam zu erreichenden Missionsobjekt. Andererseits aber bilden sie durch ihren Schmutz, ihre Laster und ihre sittliche Verwahrlosung eine solch bedenkliche Nachbarschaft, daß schon um deswillen ihre Missionierung und deshalb ihre Eingliederung in die moderne christliche Kultur im Interesse des sozialen und staatlichen Fortschrittes gewünscht werden müßte.

Es sei aber erwähnt, daß sich neuerdings eine neukonfuzianische Strömung bemerkbar macht, die als ein Ausdruck erwachenden Nationalbewußtseins und Stammesgefühls anzusehen ist. Man will die Lehre des Konfuzius beleben und weiter entwickeln, um die Chinesen dadurch zu Macht und Ansehen zu bringen. Der Sieg Japans über Rußland hat den Chinesen die Bedeutung und die Kraft ihrer eigenen Rasse klar gemacht. Eine Frucht sind die holländisch-chinesischen Schulen, unter anderem in Sukabumi, die sich eines recht guten Zuspruches erfreuen. —

Alles in allem bildet also Niederländisch-Indien für die Mission ein überaus reizvolles, alle Kräfte und Gaben in Anspruch nehmendes Ziel. Naturreligionen und Kulturreligionen haben auf die Völker Insulindes gewirkt, und der Missionar, der dort arbeiten will, bedarf einer gediegenen religionswissenschaftlichen Bildung. Ob es mit der religiösen Struktur Niederländisch-Indiens zusammenhängt, daß an den Universitäten Hollands das Interesse und Verständnis für religionswissenschaftliche Fragen besonders groß ist? Das gäbe einen

Zusammenhang bedeutsamer Art zwischen kolonialer, missionarischer und wissenschaftlicher Arbeit und zeigte, wie stark sich die Gebiete kolonialer Wissenschaft und Praxis gegenseitig befruchten.

Allerdings hat das reizvolle Gesamtbild eine Schattenseite: Die Hauptreligion, mit der die Auseinandersetzung zu führen ist, ist der Islam, und er gehört zu den Religionen, die sich am allerfanatischsten gegen jede missionarische Beeinflussung verschließen. Wenn Holland es also trotzdem zu einer für sein Land starken missionarischen Arbeit gebracht hat, so ist das von vornherein ein Beweis für das rege religiöse Leben und das daraus folgende missionarische Verantwortungsgefühl unseres Nachbarstaates, und wenn in Holländisch-Indien der Beweis geliefert ist, daß ein rechtzeitiges Eingreifen der christlichen Mission dem Vordringen des Islams Halt gebietet und eigentliche Mohammedanermission keineswegs so unfruchtbar ist, wie man vielfach glaubt, so ist auch das eine Lehre, die von der modernen Mission anderer Völker nicht mißachtet werden darf.

4. Der Aufmarsch der missionarischen Kräfte und ihre Verteilung heute.

Als im Jahre 1798 das Privileg der Vereinigten Ost-Indischen Kompanie aufgehoben wurde und damit die Staatsgewalt über Niederländisch-Indien zunächst an die „Bataafsche Republiek", dann nach der Zwischenregierung des von Napoleon eingesetzten Königs in den Niederlanden einerseits, der Engländer in Java andererseits durch den Vertrag vom 17. März 1824 endgültig an die Niederlande fiel, hatte Niederländisch-Indien bereits eine große Reihe meist reformierter Europäer- und Eingeborenengemeinden, und in Batavia hatten auch die Lutheraner seit 1743 durch den lutherischen Gouverneur-Generaal van Imhoff Freiheit des Gottesdienstes erlangt. In seinem Wunsche, die preußischen Unionsbestrebungen auch in seinen Landen zu verwirklichen, einem Wunsche, der in dem Mutterlande an der Macht der Verhältnisse scheiterte, setzte König Wilhelm I. im Jahre 1815 vorläufig, fünf Jahre später endgültig, die „Kommission für die Angelegenheiten der Protestantischen Kirchen in Niederländisch Ost- und West-Indien (commissie tot de zaken der Protestantsche Kerken in Nederlandsch Oost- en West-Indië) ein und betraute sie durch Beschluß vom 7. 12. 1820 mit der Einsegnung der für die Indische Kirche angestellten Prädikanten, sowie mit der kostenlosen Abnahme der Prüfungen und der Einsegnung der dafür bestimmten Kandidaten, Missionare und aller Religionslehrer. Damit war der Indischen Kirche eine aus Reformierten und Lutheranern bestehende einheitliche Kirchenbehörde gegeben, ohne daß die regierten Gemeinden irgendwelchen Einfluß auf die Zusammenstellung dieser Behörde hatten, und so wurde die Indische Kirche als ein Rad im Staatsorganismus — alle Prädikanten werden, nachdem die Kommission dem Kolonialminister, dieser der Königin Vorschlag gemacht hat, von dieser ernannt — ein wichtiges Stück des christlichen Lebens der Inselwelt. Ihr Unionscharakter wurde deutlich, als die Lutherische Gemeinde in Batavia 1854 mit der Reformierten vereinigt und gleichzeitig bestimmt wurde, daß einer der vier Prädikanten in Batavia zum Lutherischen Bekenntnis gehören müsse. Er war schon verbürgt durch die Bestimmung des Artikels I des Reglements von 1840, nach der jeder Protestant als solcher Glied der Indischen Staatskirche ist, ohne daß nach seinem Bekenntnis oder nach seiner Willenserklärung gefragt wird. Das steht in merkwürdigem Widerspruch zu den heute in den Niederlanden herrschenden Begriffen von Religionsfreiheit, muß aber zum Verständnis der Indischen Kirche im Auge behalten werden. In Indien ist der Gouverneur-Generaal Stellvertreter der Königin auch

in Sachen der Kirche. Er soll zwar den Rat der Kirchenbehörde von Batavia einholen, ist aber nicht verpflichtet, ihn zu beachten, und die Kirchenbehörde in Batavia wird selbst von ihm berufen und ernannt.

Niederländisch-Indien zählt 41 Prädikantenplätze für 34 Gemeinden, doch hat jeder Prädikant einen verhältnismäßig großen Außenbezirk mit zu versorgen, so der von Batavia auch Weltevreden und Umgegend und die Lampongschen Bezirke auf Sumatra, oder der von Meester-Cornelis Tangerang, die Residentur Bantam und die Hilfs-Residentur Krawang. Das macht viele recht mühsame Dienstreisen notwendig. Für jede Gemeinde sollte ein Kirchenrat ernannt werden, aber das erweist sich vielfach als unmöglich. Die Kirchenräte unterstehen für den Briefwechsel mit der Regierung der Kirchenbehörde von Batavia, diese der Regierung bezw. der Kommission im Haag. Die größeren Gemeinden haben Kirchengebäude. Die Kosten des Gottesdienstes trägt der Staat.

Die Regierung hat wiederholt ausgesprochen, daß ihr eine Macht in kirchlichen Dingen eigentlich nicht zukomme und sie von ihrer Macht zurückstehen wolle. Allein bisher hat das Gesetz der Trägheit es noch zu keiner Änderung kommen lassen. Den Europäern ist der bestehende Zustand ganz bequem, und da Artikel 122 des Regierungsreglements keine Veränderung in der Verwaltung der Kirchengenossenschaften zuläßt ohne gegenseitige Zustimmung des Königs und der betreffenden kirchlichen Genossenschaft, so wird die Absicht der Regierung wohl noch länger bloß eine edle Absicht bleiben. Die Europäer, die in die Kolonien gehen und die Gefahren des Tropenklimas auf sich nehmen, tun dies doch meist, um sich schnell ein Vermögen zu verdienen oder eine gute Lebensstellung zu verschaffen. Ohne unreligiös sein zu müssen, sind sie meist unkirchlich und deshalb ganz damit zufrieden, daß ein erheblicher Teil der kirchlichen Versorgung draußen dem Staat zur Last fällt. Sie würden eine Veränderung scheuen, die ihnen mehr Verantwortung und mehr Ausgaben auferlegen würde. Dazu kommt, daß die Europäer erstens ziemlich weit voneinander und von der Kirche wohnen, also den Kirchweg in der heißen Vormittagsstunde nicht lieben, und daß sie sich zweitens meist nur kürzere Zeit im Lande aufhalten und möglichst schnell in die Heimat zurückkehren wollen. Nur an den Hauptorten bilden sich ständige Gemeinden und deshalb auch geregelteres Gemeindeleben.

Ein wunder Punkt in dem kirchlichen Leben ist die Versorgung der sogenannten Indo-Europäer. Sie bilden gleichsam eine Mittelkaste zwischen den Europäern und den Eingeborenen und haben weder mit diesen noch mit jenen volle Lebensgemeinschaft. Vielleicht hat der Gedanke, daß sie bei größerer Selbständigkeit der Gemeinden leicht die Mehrheit bilden könnten, manchen Europäer mitbestimmt, von einer Änderung der kirchlichen Verfassung vorerst noch abzusehen. Endlich würde ein Hauptrecht bei vermehrter Selbständigkeit das Recht der Berufung der Prädikanten sein, und wie soll diesem Recht

ohne Personalkenntnis, ja ohne jede Fühlung mit dem kirchlichen Leben der Heimat Genüge geschehen?

Nur die Eingeborenengemeinden, die in großer Zahl zur indischen Kirche gehören, zeigen ein regeres Gemeindeleben, und in ihrem Interesse wäre eine Verfassungsänderung dringend erwünscht. Es wäre bedenklich, wollte man der sich hier regenden Selbständigkeit keine Entfaltungsmöglichkeit geben und dadurch das Interesse und das Verantwortungsbewußtsein abschwächen! Vielmehr dürfte alles darauf ankommen, diese Gemeinden zu selbständigen Volkskirchen zu entwickeln.

Dazu muß aber bei der Schwerfälligkeit der Europäergemeinden und bei dem tatsächlichen Recht der Regierung diese den Anfang machen. Und sie hat es getan. Zunächst hat der Gouverneur-Generaal auf sein Recht verzichtet, die acht Glieder der Kirchenbehörde in Batavia zu ernennen. Nur ist der neue Modus der Berufung noch nicht gesetzlich fixiert. Dann ist verfügt, daß die Kirchenbehörde bei ihren Vorschlägen für die Besetzung von Prädikantenstellen auf die Wünsche der zu befragenden Gemeinden Rücksicht nehmen soll.

Am 13. Oktober 1910 ist weiter ein Ausschuß berufen, um die Königin in der Frage zu beraten, welche Maßregeln ergriffen werden könnten, um das Verhältnis zwischen der Regierung und der protestantischen Kirche in Indien in der Weise zu ändern, daß der Kirche durch größere Selbständigkeit bessere Gelegenheit gegeben wird, sich nach den Forderungen ihres eigenen Lebens zu richten. Im April 1913 hat dieser Ausschuß einen ausführlichen Bericht erstattet. Vor allem wünscht er die Aufhebung der Abhängigkeit der Kirche vom Staat. Hier liege der größte Fehler des gegenwärtigen Zustandes. Er hofft, daß dadurch größeres Interesse für kirchliche Fragen geweckt werde, doch wünscht er weder eine Zersplitterung in Bekenntniskirchen noch Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses. Das sei vielmehr allein Sache der Kirche. Der Ausschuß schlägt vor, jeder Gemeinde einen eigenen Kirchenrat zu geben, die verschiedenen Gemeinden eines Prädikantenbezirkes in einer Bezirksversammlung und die Bezirke in sieben Klassen: West-Java, Mittel-Java, Ost-Java und die zerstreut liegenden als die vier Klassen der Europäergemeinde und die Minahassa, Timor und Ambon als die drei Klassen der Eingeborenengemeinden zu vereinigen, so daß jede Klasse ihre Klassenversammlung hat und die Gesamtverwaltung in den Händen einer Synode liegt. Der Zusammenhang mit dem Mutterland soll durch einen Hilfsausschuß (commissie van bijstand) hergestellt werden. Jede Gemeinde bekommt das Recht, ihren Prädikanten selbst zu berufen, doch sollen die Eingeborenengemeinden bis auf weiteres an die Vorschläge der Klassenversammlung gebunden sein. Wie weit diese Vorschläge, die in der Tat eine Vorwärtsbewegung in der Verselbständigung bedeuten, zur Wirklichkeit werden, ist heute noch nicht zu sagen. Organisatorische Änderungen bringen noch kein geistiges Leben, und auf das geistliche Leben kommt es doch vor allem an.

Die Indische Kirche unterscheidet also europäische Christengemeinden und die sogenannten „gevestigde Inlandsche Christengemeenten", die von den Missionsgemeinden deutlich getrennt bleiben. Die Europäergemeinden werden von Prädikaten bedient, die verpflichtet sind, sich aller europäischen Christen ihres Bezirkes anzunehmen, sie mit Predigt und Sakramenten zu versorgen und Religionsunterricht zu erteilen, sofern das nicht von Gemeindegliedern übernommen ist. Ausnahmsweise sollen sie sich auch um einzelne Gruppen von Inlandgemeinden ihres Bezirkes kümmern. Die Hilfsprediger dagegen sind ausschließlich mit der Bedienung der Inlandgemeinden betraut. Sie haben im übrigen dieselben Amtspflichten wie die Prädikanten. Sie müssen vor dem Ausschuß im Haag eine Prüfung ablegen, die der Prüfung der Missionszöglinge genau entspricht, werden von der Königin ernannt, vom Gouverneur-Generaal angestellt und unterstehen der Aufsicht der Kirchenbehörde in Batavia. Ihr dienstlicher Briefwechsel geht durch Vermittlung des ihnen vorgeordneten Prädikanten. Auch sie sind Staatsbeamte. Man nimmt sie mit Vorliebe aus den Missionskandidten, sie haben etwa den Dienst eines Missionars und müssen sich nur öfter Versetzungen gefallen lassen. Es gibt zurzeit 27 ordentliche Hilfsprediger, von denen zwei ausschließlich für die Erziehung eingeborener Lehrer angestellt sind.

Bei ihrem Dienst an den Inlandgemeinden werden die Hilfsprediger von christlichen Eingeborenen unterstützt, die den Unterricht erteilen und die Gottesdienste leiten müssen. Insgesamt gab es nach der letzten Statistik (1919) 310 inländische Lehrer, während sich 108 in Ausbildung befanden. Neben den Lehrern, die in der Regel auf einem Lehrerseminar ausgebildet sind, gibt es noch eine große Anzahl sogenannte Guru, für deren Besoldung die Regierung jährlich 10 000 Gulden zur Verfügung stellt und die den Hilfspredigern zur Seite treten, wo mindestens zehn Inlandgemeinden vorhanden sind. Die Ältesten, die tuwa-agama, die das Einsammeln der Kollekten zu besorgen haben, vertreten die Guru in deren Abwesenheit.

Die „gevestigde Inlandsche Christengemeenten" zählten zuletzt 366 648 inländische Christen, davon 8432 auf Java, die übrigen auf den Außenbesitzungen, wobei fast die Hälfte der in Java weilenden, nämlich 4012, noch zum Militär gehörten, auf den Außenbesitzungen nur 2463. Die Europäergemeinden zählten auf Java 48 587, auf den Außenbesitzungen 17 738 Mitglieder, also insgesamt 66 325 Christen.

Von den Eingeborenengemeinden — die Europäergemeinden haben für die Mission keine Bedeutung — nenne ich die in Kuta Radja auf Sumatra mit 3000 Seelen und einem eingeborenen Lehrer. Auf Celebes ist Bonthain zu merken, nicht nur, weil es eine der drei ersten Hilfspredigerstationen auf den Inseln ist, sondern weil es ein Gebiet berührt, in dem sich in den letzten Jahren eine starke Bewegung zum Christentum bemerkbar machte. Die Arbeit der Niederländischen Missionsgesellschaft (Nederlandsch Zending Genootschap — N. Z. G.) in

Posso wird uns bald noch zu beschäftigen haben. Die Arbeit des Bonthainer Hilfspredigers zeigt, wie unmöglich es für die indische Kirche ist, sich von der Missionsarbeit freizuhalten, wie vielmehr schon die Anwesenheit eines Hilfspredigers genügt, Taufbegehren, also Missionsarbeit zu wecken. In der Minahassa ist in den Jahren 1875 bis 1885 die Missionsarbeit allmählich in die Kirchenarbeit übergeführt worden. Dabei wurden die Missionare von der Regierung zu Hilfspredigern berufen. Teils war Geldnot der N. Z. G. der Anlaß, teils die Überzeugung, daß die Mission hier am Ziel ihrer Arbeit angekommen sei. Man hatte noch nicht begriffen, daß es zur Missionspflicht gehöre, die gegründeten Gemeinden zu selbständigen Gliedern einer christlichen Volkskirche zu erziehen. Die Folge war eine unliebsame Unselbständigkeit der jungen Christen. In Tomohon befindet sich eins der Lehrerseminare der Indischen Kirche. Die Versorgung der Gemeinden im Osten geschah mit Regierungsunterstützung durch die N. Z. G. Ambon war der Mittelpunkt. Doch haben die ziemlich verwahrlosten Gemeinden der Mission anfänglich viel Sorge gemacht. Ja, Timor wurde 1854, die Südwester-Inseln schon neun Jahre früher, 1845, weil Krankheit und Sterben nicht aufhörten und Erfolge sich kaum zeigten, ganz aufgegeben. Ambon, seit 1842 wieder Sitz von vier Prädikanten, wurde damals für die Mission ganz verschlossen, und erst der Prädikantenmangel führte 1854 zu einem Vertrage mit der Regierung, daß zwei Prädikanten zurückgezogen und dafür sechs Missionare der N. Z. G. eingestellt wurden. Unzulänglichkeiten in der rechtlichen Stellung der Missionare führten später zur Anstellung von Hilfspredigern, und schließlich ging Ambon mit seinen Nachbarinseln ganz in den Verband der Indischen Kirche über, während die Schulen der Regierung unterstellt wurden.

Hätte aber die Mission hier nicht eingegriffen, so wären die Gemeinden übel verwahrlost. Man muß sich nur wundern, daß sie sind, wie sie sind.

Auf Ambon ist die gesamte Bevölkerung christlich, außer einigen Mohammedanern, die, von außen zugewandert, in besonderen Ortschaften wohnen. Übertritte vom Islam kommen gelegentlich vor, zum Islam sind Übertritte bisher nicht bekannt geworden. Das Gemeindeleben ist in gutem Stande, der Kirchenbesuch rege. In Schule und Kirche herrscht das Malaiische, das vor allem in den Hauptgemeinden zur Volkssprache geworden ist. Auf den Uliasser-Inseln Haruku, Saparua und Nusalaut ist die ganze Bevölkerung christlich. Auf Ceram, wo seit 1873 Hilfsprediger gearbeitet haben, beschränkt sich die Arbeit, besonders durch den heidnischen Geheimbund der Kakean, auf die Küste. 1899 zerstörte ein Erdbeben einen Teil der Insel und auch ein Stück christlichen Lebens. Erst in neuerer Zeit ist hier das Interesse am Evangelium erwacht. Vor wenigen Jahren ist z. B. eine ganze mohammedanische Dorfschaft zum Christentum übergetreten. Auch auf den Barbar-Inseln regt es sich. Ebenso auf Timor, wo man noch 1907 einem Evangelisten nach dem Leben getrachtet hatte, wo aber

bereits Ende 1909 600 Leute getauft werden konnten und heute die Predigtarbeit in mehr als 20 Dörfern gute Frucht verspricht. Auf Sawu hat das böse Klima, auf den Südwesterinseln Trübsal, Entbehrung und Widerwärtigkeit die Missionsarbeit gehindert, so daß erst in letzter Zeit eine Veränderung zum Guten zu beobachten ist. Seit die holländische Regierung hier sich durchsetzt, stürzt das Heidentum zusammen, und es entsteht ein Fragen nach christlichem Unterricht mit schon heute erfreulichen Ergebnissen.

Das ist die Arbeit der Indischen Kirche, zum Teil eine Frucht der Mission, jedenfalls ein so charakteristischer Einschlag im Gesamtbilde des christlichen Lebens der Kolonie, daß wir von ihr zuerst reden mußten.

Und nun zur eigentlichen Missionsarbeit.

Kurz vor der Auflösung der Ostindischen Kompanie war am 19. Dezember 1797 zu Rotterdam „het Nederlandsch Zendingsgenootschap“ gegründet worden. Mit ihr beginnt das neuere Missionsleben der Niederlande, geboren aus dem Bewußtsein, daß die von Christus Erlösten berufen sind, denen die frohe Botschaft zu bringen, die sie noch nicht gehört haben. Die Mission ist also eine freie Lebensäußerung der christlichen Gemeinde, und sie lebt ganz von freiwilligen Gaben. Die Gründung der N. Z. G. ist eine Folge der tatkräftigen Bemühungen van der Kemps, der sich kurz zuvor der eben gegründeten Londoner Missionsgesellschaft zur Verfügung gestellt hatte und dem es keine Ruhe ließ, bis es ihm gelang, vor seiner Ausreise eine Schar für die Mission begeisterter Menschen in seinem Vaterlande zu sammeln. 50 Jahre ist die N. Z. G. die Hauptträgerin des Missionslebens in Holland gewesen. Dann sind ihr eine Reihe kleiner und kleinster Gesellschaften zur Seite getreten, die erst seit Beginn des Jahrhunderts in steigendem Maße das Bedürfnis nach Zusammenschluß empfinden und in zum Teil mustergültiger Weise verwirklichen. Wir müssen die Namen dieser Gesellschaften wenigstens nennen. Es sind, mit Einschluß der N. Z. G., folgende:

1. Nederlandsch Zendingsgenootschap (N. Z. G.), am 19. 12. 1797 zu Rotterdam gegründet.
2. Utrechtsche Zendingvereeniging (U. Z. V.), 13. 4. 1859, Utrecht.
3. Sangi en Talaud-Comité (S. e. T. C.), 3. 5. 1901, Amsterdam
4. Doopsgezinde Zending (D. Z.), 1848, Amsterdam.
5. Salatiga Zending (S. Z.), 1855, Utrecht.
6. Het Java Comité (J. C.), 24. 3. 1855, Amsterdam.
7. Nederlandsche Zendings-Vereeniging (N. Z. V.), 2. 12. 1858, Rotterdam.
8. Zending der Gereformeerde Kerken in Nederland onder Heidenen en Mohammedanen, seit 1861 zu Amsterdam.
9. Nederlandsch Luthersch Genootschap voor In- en Uitwendige Zending, 5. 4. 1852, Amsterdam.
10. Gereformeerde Zendingsbond, 6. 2. 1901, Utrecht.

11. Zending der Christelijke gereformeerde Kerk, 1906, den Haag.

Ferner von nicht holländischen Missionen:

12. Die Rheinische Missionsgesellschaft, 1799/1728, Barmen/Elberfeld.
13. Die Neukirchener Mission, 1882, Neukirchen b. Moers.
14. Board of Foreign Missions of the Methodist Episcopal Church, 1819, New York.
15. Die Heilsarmee, 1878, London.
16. Die Basler Missionsgesellschaft, 1815, Basel.
17. Die Bethel-Mission, 1886, Bethel b. Bielefeld.
18. Die Adventisten vom siebenten Tage, 1903, Hamburg.

Zu diesen Gesellschaften treten noch eine ganze Reihe kleiner, meist holländischer Vereine zur Unterstützung von Seminaren, Schulen, Gemeindeschwestern, Werkstätten, Krankenhäusern, Soldatenheimen und dergleichen. Wichtiger als sie aber, die den Eindruck der Zersplitterung nur vermehren würden, der doch auf dem Missionsfelde gar nicht so zutage tritt, weil es sich meist um kleine, abgeschlossene Missionsgebiete handelt, auf denen jede Gesellschaft sich ihren Kräften entsprechend entwickeln kann, sind einige der gemeinsamen Einrichtungen des niederländischen Missionslebens, die der Zersplitterung entgegenarbeiten und die Missionsarbeit unseres Nachbarlandes doch als Einheit erscheinen lassen. Dahin gehört als wichtigste „het Nederlandsch Bijbelgenootschap" vom 29. Juni 1814 mit ihrem starken Missionssinn und ihren großen Verdiensten um die Übersetzung der Bibel in die Holländischen Kolonialsprachen und dann aus neuester Zeit vor allem der Zusammenschluß der N. Z. G., der U. Z. V., des S. e. T. C. und des Hilfsvereins der Rheinischen Missionsgesellschaft zu einem Verbande mit einem Bureau zur Herausgabe gemeinsamer Missionsblätter, zur Unterhaltung eines Missionsseminars in Oegstgeest bei Leiden und zu gemeinsamer Werbearbeit, weiter die gemeinsamen Konferenzen, wie sie der allen Gesellschaften dienende Zendings Studie Raad (Z. S. R.) veranstaltet, und endlich die sehr wertvolle Einrichtung eines Missionskonsulates, also eines Amtes, das auf dem Missionsfelde der Kolonialregierung gegenüber eine einheitliche Vertretung der Mission übernimmt. Diese Einheitsbestrebungen sind so charakteristisch, daß durch sie das buntfarbige Bild des niederländischen Missionslebens sein Gepräge bekommt.

Versuchen wir, uns einen Überblick über die Missionsarbeit im Archipel zu verschaffen, so müssen wir, geschichtlich vorgehend, zuerst der Gebiete gedenken, in denen durch die Ostindische Kompanie bereits Christengemeinden gesammelt waren. Das sind

I. die Gewürzinseln im Südosten des Archipels. Die Niederländische Missionsgesellschaft (N. Z. G.) nahm sich zuerst der bestehenden Christengemeinden an. Sie sandte ihre Missionare nach Ambon und seinen Nachbarinseln. Der erste war Kam (1815—1833), dem man den Beinamen Apostel der Molukken gegeben hat. Er und seine Mitarbeiter wurden, weil sie die Pflege der 20—30 000 Christen,

die unter der Kompanie gesammelt waren, übernahmen, sofort von der Regierung besoldet. Aber als ein Versuch, vertragsmäßig eine dauernde Arbeitsgemeinschaft zwischen dem Staat und der Gesellschaft herbeizuführen, mißglückt war, wurden die Gemeinden der Indischen Kirche einverleibt und die Missionare traten als Hilfsprediger in den Staatsdienst über. Von Bedeutung wurde das Seminar für eingeborene Lehrer, das Roskott 1835 auf Ambon stiftete und das bis zu seiner Auflösung rund 100 Lehrer für die 80 Schulen der näheren Umgebung gestellt hat. Was Kam für die Molukken, war der Prädikant Le Bruyn für die Insel Timor und der deutsche Basler Missionar Bär für die Insel Kisser und später für Ambon. Doch auch hier war die Arbeit der Missionare von kurzer Dauer. Zwar gelang es dem glaubensstarken Pastor Gerhard Heldring in Hemmen in der Veluwe, dem Vater der Magdalenensache und dem begeisterten Freunde der Äußeren Mission, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf „die armen 62 verwahrlosten Gemeinden der eingeborenen Christen in den Ambonschen und Aroë-Inseln“ zu lenken und selbst eine Anzahl von Missionaren, zum Teil aus der Schule Goßners, auszusenden, aber als er der Kolonialregierung das Gewissen schärfte, daß sie die Verantwortung für das Gebiet übernahm und Hilfsprediger einsetzte, da war die Missionsarbeit vorzeitig in Kirchendienst übergeführt worden, und das war für die geistliche Entwickelung der Gemeinden nicht ohne Bedenken. Das gleiche gilt von den Südwesterinseln. Die von der Regierung eingesetzten Prädikanten und Hilfsprediger sind nicht alle „Ideale“ gewesen. Es gab viele, und es gibt immer noch einzelne unter ihnen, die ihrem Beruf wenig Ehre machen, aber es fehlte auch nicht an solchen, die mit viel Treue sich der eingeborenen Christen angenommen haben. So sind von diesen Inseln zurzeit nur Buru, Sumba und die Sulainseln Missionsfelder im engeren Sinne des Wortes.

Buru ist Arbeitsfeld der U. Z. V. Es ist die Heimat der Gewürznelke, der Muskatnuß und des Kajuputöls und liegt im Westen von Ceram und Ambon. Auf der Insel wohnen nur 10 000 Menschen. 1885 sandte die U. Z. V. ihren Missionar H. Hendriks, der zunächst im Süden bei Masarete wirkte, sich aber dann in Kawiri niederließ. Die äußerst dürftige christliche Erkenntnis der etwa 600 verstreut wohnenden Christen hinderte ihn nicht, alle, die nach dem Christentum fragten, zu taufen, auch wenn sie noch so dürftig Bescheid wußten. Ihm war die Taufe nur Aufnahme in die christliche Erziehung; er glaubte den wachsenden islamischen Einfluß nur brechen zu können, indem er bei der Taufe möglichst weitherzig, bei der Zulassung zur vollen Kirchengliedschaft dagegen äußerst streng war. 1892 wurde ihm, der sich um die Erziehung von Guru bemüht hatte, in Storm ein Mitarbeiter zur Seite gestellt. Er selbst mußte Buru 1894 verlassen und ist in den Dienst des Java-Komitees übergetreten. Storm arbeitete weiter nach Hendriks Methode. Er starb 1905 auf dem Urlaub in der Heimat. Unter seinen Nachfolgern auf Buru sei nur

Jansen noch genannt, der die Arbeit von der Küste ins Innere verschieben konnte. Die Zahl der Christen wird heute auf 25 Gemeinden, 25 inländische Helfer, 3025 Gemeindeglieder und 792 Schulkinder angegeben.

Sumba ist westlich von Timor die größte der vielen kleinen Inseln im Süden. Die Insel war zunächst von der Gereformeerde Zendingsvereeniging, dann von der Christelijke Gereformeerde Kerk in Pflege genommen, ist aber jetzt von der Mission der Gereformeerde Kerken in Nederland übernommen. Sie soll etwa 200 000 Einwohner zählen. Vier Missionsstationen, Melolo, Kambaniru, Pajeti und Laura, befinden sich auf der an Sandelholz reichen Insel. Die Mission ist aber an die eigentlichen Inselbewohner bisher kaum herangekommen, wenigstens nicht im Inland, wo die holländische Herrschaft noch nicht befestigt ist. 1905 ging die Station Pajeti in Flammen auf. Die Anzahl der Christen wird auf 959 angegeben, die Zahl der eingeborenen Helfer auf fünf. 36 Schulen mit 43 eingeborenen Lehrern sammeln 1482 Schulkinder, und in Pajeti befindet sich eine höhere Schule.

Die Sula-Inseln endlich, zwischen Celebes und Halmahera gelegen, sind erst seit 1913 in den Gesichtskreis der Mission gerückt. Ein Hilfsprediger hatte auf der Insel Taliabu verschiedene Taufen vollzogen, so daß dort einige Guru stationiert werden mußten. 17 Gemeinden mit neun Helfern und 1034 Christen sind bisher das Ergebnis. Der Missionar wohnt auf Halmahera. Die Insel Sula ist ganz mohammedanisch, Manguli unbewohnt.

Haben wir so die Gebiete vorweggenommen, in denen die Mission neben der Inlandarbeit der Kirche nur eine bescheidene Kraft entwickelt, so können wir uns jetzt den großen Missionsfeldern zuwenden, auf denen umgekehrt der Kirchendienst nur eine geringe Rolle spielt. Es wird am übersichtlichsten sein, wenn wir dabei jede Insel oder Inselgruppe für sich besprechen. Es kommt jetzt weder auf geschichtliche noch auf geographische Einzelheiten an, sondern nur auf das Gesamtbild, das wir später durch ausführlichere Darstellung einzelner Ausschnitte aus der deutschen Missionsarbeit ergänzen wollen.

II a. Sumatra. Wir beginnen im Westen mit der großen Insel Sumatra, die an Umfang Schweden gleichkommt (433 795 qkm). Das Verdienst, die Mission hierher gelenkt zu haben, gebührt den Engländern, und zwar dem Gouverneur Sir Stamford Raffles, der während seiner Gouverneurszeit zuerst drei englische Baptisten, Ward, Burton und Evans, ins Land rief. Ward und Burton ließen sich in Siboga nieder, Burton übersetzte das erste Kapitel der Bibel in die Batakſprache und machte auch eine Reise bis nach Silindung, wo er vor einer Volksversammlung von Tausenden reden konnte, aber ein Eroberungszug mohammedanischer Wahabiten, die mit fanatischer Grausamkeit wüteten, machte diesem ersten Missionsversuch schnell ein Ende. Im Jahre 1827 wollte die N. Z. G. die Arbeit wieder aufnehmen und sandte zu dem Zweck ihren später in China so berühmt gewordenen Missionar Gützlaff nach Su-

matra, der aber nur kurz blieb und dann in China seine Lebensaufgabe fand. Die nächsten Missionare waren Sendboten des American Board, Munson und Lymann, die 1834 über Nias in die Tapanulibucht kamen, aber keine Spur der früheren Missionsarbeit mehr entdecken konnten. Auf einer unvorsichtig ohne Sprachkenntnis und ohne Schutz ins Innere unternommenen Reise wurden sie überfallen und getötet, bedauernswerte Opfer des furchtbaren Kannibalismus. Die Missionsleitung ließ sich aber nicht entmutigen. Sie sandte in edler christlicher Rache den Missionar Ennis als neuen Boten des Evangeliums aus, doch scheint, während die Bevölkerung ihm freundlich entgegenkam, die Regierung ihm Schwierigkeiten gemacht zu haben. Jedenfalls blieb er nicht im Lande, und so gewann der Islam die Länder, nach denen das Evangelium seine Boten hatte senden wollen! Nun vergingen 20 Jahre, ohne daß man an eine Mission auf Sumatra gedacht hatte. Erst 1857 kam, von dem frommen Pastor Witteveen aus Ermelo gesandt, Missionar van Asselt nach Sumatra und ließ sich in Sipirok in der Landschaft Angkola nieder. Er wurde von der Regierung zum Plantagenaufseher bestellt und hatte die Kaffeepflanzungen und Wegearbeiten der Eingeborenen zu überwachen und ihnen Recht zu sprechen. Er kaufte Sklavenkinder auf, um sie zu einer christlichen Hausgemeinde zu erziehen, und eröffnete eine Schule, um durch die Kinder die Kenntnis des Christenglaubens im Volk zu verbreiten. Auch half er den Armen und Kranken, später darin von den aus Ermelo nachgeschickten Missionaren Dammerboer und Betz treu unterstützt. Bis 1874 hat van Asselt arbeiten dürfen und mit seiner Arbeit für die Rheinische Mission den Grund gelegt. Mit gebrochener Gesundheit kehrte er in die Heimat zurück, hier noch einmal sich ganz erholend und noch lange als Reiseprediger in Holland und Deutschland tätig. Am 2. August 1910 ist er einer langen Krankheit erlegen.

Durch ihn wurde die Rheinische Mission, nachdem sie auf ganz seltsame Weise in die Bataklande gewiesen war, freundlich und richtig beraten und in ihre Arbeit eingeführt, die sich jetzt bis hinauf in die Tobalande erstreckt und heute 40 Hauptstationen mit 67 Missionaren und Schwestern (dazu 50 Frauen), 48 eingeborene Pastoren, 21 Evangelisten, 837 Lehrern und Lehrerinnen und 190312 Gemeindegliedern umfaßt. Das ist eins der größten und schönsten zusammenhängenden Missionsfelder, die deutscher Missionsarbeit anvertraut sind.

Daneben ist die 1890 begonnene Arbeit der N. Z. G. unter den Karobatak auf den Stationen Sibolangit, Gunung-Meria, Kaban Djahé und Barus Djahé verhältnismäßig klein. Sie umfaßt nur 1456 Gemeindeglieder und 1776 Schulkinder. Hier hat der frühere Kolonialminister Cremer das Verdienst, die Mission auf die an Atjeh grenzende Hochebene im Norden gerufen zu haben, und da die Gegend, die ehedem zu Fuß oder mit dem Reitpferd kaum zu bereisen war, heute dem Kraftverkehr geöffnet ist, ist die mühsame Arbeit jetzt von besonderer Wichtigkeit.

Drittens hat das Java-Komitee im unmittelbaren Anschluß an das Rheinische Missionsfeld nach Süden zu in Angkola, in einem noch im Islamisierungsprozeß befindlichen Gebiet, seit 1864 eine bescheidene Arbeit mit den Stationen Huta Rimbaru, Simatorkis und Pargarutan mit zusammen 705 Gemeindegliedern. Unter den Missionaren ist besonders der bis in das höchste Alter diensttuende J. Dammerboer zu nennen.

Viertens hat die Doopsgezinde Zending durch ihren russischen Missionar H. Dirks 1869 eine kleine Arbeit in der Landschaft Pakanten, wo der Islamisierungsprozeß noch im Fortschreiten ist, begonnen. Ihre Stationen Peniabungan, Pakatan, und Kota Godang hatten zusammen zuletzt 287 Schulkinder.

Fünftens haben die bischöflichen Methodisten in Palembang und Medan zwei Missionare und ganze 49 Gemeindeglieder!

Daß die Indische Kirche auf Sumatra fünf Prädikantenplätze hat, ist für die Mission unwichtig.

Wir haben also in Sumatra in der Rheinischen Mission ein Beispiel einer Volkschristianisierung größeren Umfanges und beobachten diesen Prozeß im Stadium der werdenden Kirche. Die anderen Missionen dagegen sind kleine Anfangsarbeiten voll Mühsal und bisher ohne viel Erfolg, aber dadurch bedeutsam, daß sie, wie auch ein Teil der Rheinischen Mission, der fortschreitenden Islamisierung entgegenwirken.

IIb. Der Insel Sumatra ist im Westen eine ganze Inselkette vorgelagert, aus der als Missionsfelder in Betracht kommen Nias, die Batu-Inseln, die Mentawei-Inseln und Enggano. Im Osten ist nur Banka missionarisch besetzt.

a) Nias muß uns als eins der gesegnetsten Arbeitsfelder der Rheinischen Mission später besonders beschäftigen. Für diese Übersicht genügt die Feststellung, daß Ende 1920 auf 12 Stationen 42 800 Gemeindeglieder gesammelt sind, daß die 142 Schulen von 9041 Schulkindern besucht werden und daß die finanziellen Leistungen eine Höhe von 27 972 Mk. erreicht haben. Diese Zahlen wiegen um so schwerer, als die Mission auf Nias von 1865—1891 es nur auf 891 Getaufte gebracht hatte. Aber schon 1896 zählte man 2381 Christen, 1901 5 778 und heute 42 800. Und dieser Fortschritt ist mit einer Erweckung innerhalb der alten Christengemeinden gerade in den letzten Jahren parallel gegangen, die an Tiefe und Kraft ihresgleichen sucht.

b) Die Batu-Inseln bilden eine kleine Gruppe südlich von Nias. Hier hat die Lutherische Mission 1889 das Werk angefaßt durch ihren Missionar Kersten, dem bald der im Barmer Missionshause ausgebildete C. W. Frickenschmidt zur Seite trat. Als Kersten starb, trat H. A. Landwehr, und als auch dieser starb, erst Missionar Kienlein, dann J. Ziegler und seit 1919 der holländische Missionar Schröder neben Frickenschmidt. Sie haben auf den Inseln Pulu Tello und Sigata zwei kleine,

fröhlich wachsende Gemeindlein gegründet. Die Bevölkerung besteht meist aus ursprünglichen Süd-Niassern. Es sind ruhige, gutmütige Menschen. Zwischen ihnen wohnen wenige Mohammedaner — da das Schwein das beliebteste Haustier der Niasser ist, findet der Islam nur schwer Eingang — und wenige Chinesen. Außer auf den Hauptinseln finden sich auf sieben Inseln kleine Schulen. 854 Gemeindeglieder und 314 Schulkinder ist der bescheidene Ertrag der kleinen Arbeit, die in ihre Weltabgeschlossenheit und Einfachheit der Kraft der Amsterdamer Lutherischen Mission gerade entspricht und sich als ein Segen für die Heimatkirche erweist.

c) Auf den Mentawei-Inseln, die sich wieder südlich an die Batu-Inseln anschließen, ließ sich 1901 Missionar Lett von der Rheinischen Mission nieder, vor allem auf Ersuchen der Regierung. Auf den Inseln wohnen rund 5500 Menschen, alle noch Heiden. Schon die Niederlassung verursachte Mühe, weil die mohammedanischen Malaien allerlei Lügen über den Missionar erzählten. Als die Regierung geordnete Zustände schaffte, konnte Lett zwischen ihr und den Mentaweileuten als Dolmetsch und Vermittler dienen und sich ihr Vertrauen erwerben. Aber 1909 wurde er bei solchem Vermittlungsdienst verräterisch überfallen und getötet. Trotz schwerer Bedenken hat die Rheinische Mission die Inseln bisher nicht aufgegeben. In Sikakap auf Nord Pageh hat sie 587 Christen und in 8 Schulen 351 Schüler.

d) Enggano ist 1903 besetzt worden. Auch hier handelt es sich um kleine Arbeit und erste Anfänge unter einem aussterbenden Volk. Von 500 Menschen sind 227 bereits dem Christentum gewonnen; und wenn in 4 Schulen 59 Schulkinder gesammelt sind, so ist damit vielleicht schon eine Höchstzahl erreicht.

e) Endlich hat der Board of Foreign Missions of the Methodist Episcopal Church auf Bangka östlich von Sumatra die Station Nangkat Pinang mit 2 Missionaren besetzt, die 221 Gemeindeglieder bedienen.

Das heißt, alle größeren, einigermaßen von Menschen bewohnten Inseln um Sumatra herum haben ihre Missionsarbeit, ja vielleicht sind die kleinen Inseln im Verhältnis besser besetzt, als die Hauptinsel, die ja nur, soweit die Rheinische Mission reicht, als wenigstens einigermaßen ausreichend besetzt gelten darf.

Von Sumatra und seinen Nebeninseln wenden wir uns

III a nach Java, der Hauptinsel des Archipels mit dem Sitz der Regierung, dem ausgebreitetsten Eisenbahnnetz und dem regsten kolonialen Leben. Hier kam die malaiische Rasse zu ihrer höchsten Kultur und hier hat der Niederländer seine kolonialen Fähigkeiten vielleicht am glänzendsten bewiesen.

Mit den es umgebenden Inseln ist Java etwa 131 000 qkm groß, also viermal so groß wie das Mutterland. Es zählt 35—36 Millionen Einwohner, ist also dichter bevölkert als Holland und nimmt an Bewohnerzahl noch ständig zu.

Java wird im wesentlichen von drei Völkern bewohnt, deren jedes seine eigene Sprache spricht und die auch nach Wesen und Aussehen sich deutlich unterscheiden. Im Westen wohnen die Sundanesen (7 Millionen), in der Mitte die Javanen (23 Millionen), im Osten die Maduresen (6 Millionen). Die Javanen stehen kulturell am höchsten und sind von der Mission stark bevorzugt worden. Mit Ausnahme der Baduj im Westen und der Tengeresen im Osten sind die Bewohner der Insel islamisiert, doch macht sich in Mitteljava noch eine starke Nachwirkung des Hinduismus geltend.

Zur Zeit der Ostindischen Kompanie war die Missionsarbeit auf Java nur ganz bescheiden und durchaus auf die Küstenplätze beschränkt, wo die Prädikanten unter Sklaven und Fremdlingen evangelisieren durften. Und während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbot die Regierung, weil sie Aufreizung zum Fanatismus fürchtete, jede Mission. Noch heute wirkt diese Furcht nach, auch in die Regierungspolitik. Als man zum Beispiel unlängst versuchte, in Form von Zeitungsanzeigen christliche Gedanken in die javanische Presse zu bringen, wurde diesen Anzeigen von denselben Zeitungen die Aufnahme verweigert, die ohne Bedenken Empfehlungen für Whisky, Schnaps und schlimmere Dinge aufnahmen.

Die Mission steht in Java eigentümlichen Schwierigkeiten gegenüber. Einmal weicht die europäische Sitte so stark von der javanischen ab, daß die Javanen sich von den Europäern abgestoßen fühlen. Ihre nationale Empfindsamkeit ist stark ausgeprägt. Sie lebt am stärksten in ihrer Religion. Christ werden heißt für sie „Holländer" werden, also der eigenen Volksart verräterisch absagen. So ist Angriff auf ihren Glauben das, was sie am empfindlichsten trifft, und die Mission ist genötigt, möglichst indirekt, durch ärztliche Mission, Schulen und Bibelverbreitung zu arbeiten.

Um bei dem begreiflichen Andrang der Missionen nach Java ein Übergreifen einer Mission in das Gebiet einer anderen unmöglich zu machen, hat die Regierung festgesetzt, daß jeder Missionar der Bewilligung der Regierung für seine Arbeit bedarf. Das hat sich als ein zweckmäßiges Mittel zur Verteilung der Arbeit erwiesen und ermöglicht, unliebsame Arbeiten ganz abzuweisen. Folgen wir der Arbeit von Westen nach Osten.

a) In West-Java, in den Sundalanden, ist das Arbeitsgebiet der Nederlandsche Zendingsvereeniging. Es ist ungefähr 1½ mal so groß wie Holland und hat etwa die gleiche Bevölkerungszahl.

Die N. Z. V. begann hier ihre Arbeit im Jahre 1869, als sich S. Coolsma in Buitenzorg niederließ, dem die Sundanesische Bibelübersetzung zu danken ist. Besonderes Verdienst hat hier der Vizepräsident des Obergerichts in Batavia, L. F. Anthing, der später zu den Irvingianern übertrat. Trotzdem die Arbeit nun über 50 Jahre alt ist, befindet sie sich eigentlich noch in den Anfängen. 10 Gemeinden mit 2390 Gliedern sind immerhin ein Beweis, daß eine Ernte zu reifen beginnt, an deren Frucht man sich freuen darf.

Daß die amerikanischen Methodisten einen ihrer Missionare nach Buitenzorg gesetzt haben, sei wenigstens angemerkt als ein Beweis, daß nicht einmal die Regel der Regierung, daß jeder Missionar eine besondere Zulassung brauche, vor Reibereien und Verwirrung schützen kann. —

b) An das Feld der N. Z. V. schließt sich die Salatiga-Mission der Neukirchener in Mitteljava, seit 1884, mit 34 europäischen Missionsleuten und 2464 Christen, ein aus tiefer christlicher Frömmigkeit heraus getriebenes, gediegenes, mit viel Mühsal und Widerstand kämpfendes Werk. Auch von ihm muß noch ausführlich die Rede sein. „Ihr deutsch-pietistischer Glaube und ihre Lebensauffassung gibt ihrer Wirksamkeit etwas Warmes und erinnert die Mission auf Java immer wieder daran, wie notwendig es ist, daß die Arbeit geheiligt werde durch eine persönliche Gemeinschaft mit dem Heiland und durch inniges Gebet."

c) Drittens schließt sich in Mitteljava an die Mission der Reformierten Kirchen in den Residenturen Banjumas und Kedu und im Fürstentum Djokjakarta, wozu dann noch die reformierten Gemeinden Batavia, Surabaja, Bandung und Medan auf Sumatra kommen. Die sieben Stationen haben gleichsam ihre Paten im Mutterland, die Gemeinden, die sie unterstützen und sich für sie verantwortlich wissen. Die Mission der Reformierten Kirchen befaßt sich hauptsächlich mit Krankenpflege, Unterricht, Ausbildung von eingeborenen Evangelisten und Schriftenverbreitung. Sie arbeitet seit 1892 nach einem sorgfältig durchdachten Arbeitsplan, und es ist wertvoll, daß sie nur akademisch gebildete Missionare aussendet, weil ihr Arbeitsfeld sich im Mittelpunkt hinduistisch-islamischer Kultur befindet. Einige Schwierigkeit verursacht hier die Frage, ob es möglich ist, die zum Christentum bekehrten Chinesen mit den javanischen Christen in einer Gemeinde zu vereinigen. Im ganzen sind auf 75 Plätzen 3224 Christen und in 50 Schulen 4154 Schulkinder gesammelt.

d) Als vierte Mission folgt noch weiter nach Osten die der Taufgesinnten in Japara. Bahnbrecher war der 1851 ausgesandte Lehrer P. Janß, dem 1863 N. D. Schuurmans zur Seite trat, der Übersetzer der Bibel in das Javanische und Begründer des Niederländisch-Indischen Missionsbundes. Janß fand viel Widerstand bei der Regierung. Auf Grund der Schrift seines Vaters: „Landontginning in Verband met Evangelisatie" (Urbarmachung von Land in Verbindung mit Evangelisation), versuchte der älteste Sohn P. A. Janß, der die bisherige Art der Schule und Wortverkündigung für ein hoffnungsloses Bemühen hielt, von 1881 an eine neue Methode. Er suchte unbebautes Land in Erbpacht zu bekommen und auf ihm eine Kolonie zu gründen, der er als Landherr die Gesetze vorschrieb: Verbot von Opium, Alkohol, Vielweiberei, Glücksspiel, Wucher und heidnischen Mißbräuchen. Die Kolonisten waren nicht verpflichtet, Christen zu werden, sollten aber an den christlichen Zusammenkünften teilnehmen, den Sonntag als Ruhetag feiern und ihre Kinder zur

Schule schicken. Außer durch solche Kolonien in Mergaredja und Mergakarto zeichnet sich die Arbeit durch Betonung der ärztlichen Hilfe aus. Im ganzen waren zuletzt zehn Europäer im Dienst dieser stillen Arbeit, und die Zahl der Christen wird auf 1656 angegeben. Vater und Sohn Janß gelten in der Sprachforschung bis heute als unbestrittene Autoritäten. Neben der Bibelübersetzung stammen von ihnen verschiedene Lehrbücher, Wörterbücher und Abhandlungen über liturgischen und katechetischen Unterricht.

e) Fünftens reiht sich als die bedeutendste Arbeit ihrem Umfange nach die der N. Z. G. in Ostjava an mit 12 europäischen Kräften und 13 568 Christen. 1848 reiste Missionar J. E. Jellesma als Begleiter des Missionsinspektors Ds. van Rhijn nach Java und fand dort kleine Kreise, die durch Coolen und den pietistischen Uhrmacher aus Surabaja, Vater Emde, für das Christentum gewonnen worden waren. Unter ihnen begann Jellesma seine Arbeit, die sich bald bis ins Hinterland ausdehnte und sich durch ihre vollständig christlichen Ortschaften, ich nenne Modjo-Warno, Pare-Redjo und Purwo-Redjo und ihre etwa 40 festgegründeten Gemeinden, ihre gediegene ärztliche Pionierarbeit, ihren vorbildlichen Volksschulunterricht und ihre wertvollen Schulbücher, die von tüchtiger, pädagogischer Erfahrung Zeugnis ablegen, bis heute vorteilhaft auszeichnet.

f) Im Verhältnis dazu ist die Arbeit des Java-Komitees in Bondowoso mit 15 inländischen Helfern und 3529 Gemeindegliedern wieder bescheiden zu nennen. Hier befinden wir uns schon ganz im Gebiet der Maduresen, also im Osten der Insel. Im Jahre 1855 hatte sich auf Drängen des Residenten J. Esser das Java-Komitee gebildet. Essers Sohn, Dr. J. P. Esser, ist 1879 als erster akademisch gebildeter Missionar einer holländischen Missionsgesellschaft ausgesandt worden. Die mühevolle Arbeit, die neben den Maduresen auch eine größere Anzahl Javanen umfaßt, ist nicht ohne Segen geblieben. Sie hat jüngst noch eine Abzweigung erlebt, insofern eine Reise Missionar Hendriks veranlaßte, daß

g) die Insel Kangean im Norden von Java, auf der der Islam noch nicht zur Herrschaft gekommen ist und die fruchtbarer ist als Madura, dessen Bewohner aus diesem Grunde viel nach Java abwandern, in missionarische Pflege genommen werden sollte. Ein Besuch Schelfhorsts im Jahre 1910 bereitete die Stationsgründung vor und seit 1912 hat sich Schelfhorst zu Pandeman niedergelassen, natürlich noch ohne äußere Erfolge seiner Arbeit aufweisen zu können.

h) Endlich ist als eine Mission, die sich ziemlich rücksichtslos in die Hauptplätze Javas, Weltevreeden, Batavia, Buitenzorg, Tjisarua, Sukaradja, Purbolinggo und Surabaja eingedrängt hat und auf 7 Posten 15 Missionare für 330 Gemeindeglieder und 279 Schulkinder verwendet, der Board of Foreign Missions of the Methodist Episcopal Church zu nennen.

Immerhin bleibt es erfreulich, wie es den holländischen Missionen gelungen ist, eine klare Abgrenzung ihrer Gebiete durchzuführen und wie sie sich bemühen, der Schwierigkeiten einer Mohammedanermission Herr zu werden. Die Fragen und Nöte, die sie bewegen, werden uns später noch zu beschäftigen haben.

IIIb. Bali und Lombok können wir als zu Java gehörig anhangsweise behandeln.

Bali ist Java im Osten vorgelagert, gleichsam seine Fortsetzung. Es ist eine sehr fruchtbare Vulkaninsel mit Bergen bis zu 3200 m Höhe. Die Einwohnerzahl von Bali und der von den Balileuten beherrschten Insel Lombok wird auf eine Million angegeben. Andere Schätzungen reden allerdings nur von 150 000 Bewohnern! Die Religion ist ein Gemisch des ursprünglichen animistischen Heidentums mit Buddhismus und Brahmanismus. Vor allem die indische Kastenordnung wird auf Bali festgehalten. Jedes Dorf hat seinen Hindutempel, deren einige wegen ihrer vielen Skulpturen berühmt sind. Auch Leichenverbrennung erinnert an indischen Einfluß. Reisbau mit sehr sorgfältiger Bewässerung bildet den Hauptreichtum des Landes. 1863 hat die U. Z. V. Bali zu ihrem Arbeitsfeld erwählt. Sie ließ zunächst durch W. van der Jagt Sprache und Volkskunde erforschen und sandte 1866 ihre ersten Missionare aus, die in Singaradja bei Buléling durch Schule und ärztliche Arbeit Eingang zu finden suchten. Das Ergebnis der ersten 15 Jahre war eine einzige Taufe, und dieser eine Getaufte veranlaßte 1881 die Ermordung des Missionars de Vroom. So gab die Mission dies harte Arbeitsfeld auf, das bis heute auf neue Arbeiter wartet, obwohl zwei Evangelien bereits übersetzt sind und im Jahre 1886 eine Balifrau auf der Insel Kisser getauft werden konnte.

IV. Borneo, die größte Insel des Archipels, bildet eine Welt für sich. Größer als Deutschland, zählt sie 745 955 qkm und 1 730 000 Einwohner. Den Norden haben die Engländer besetzt, doch bleibt den Holländern immerhin noch ein Gebiet von 553 340 qkm mit über einer Million Einwohner. Da es, abgesehen von der von amerikanischen bischöflichen Methodisten mit zwei Missionaren besetzten und 186 Gemeindeglieder zählenden Station Singkawang ausschließlich Arbeitsfeld deutscher Missionen ist, und schon deshalb, aber auch um seiner tragischen Geschichte und seiner eigenartigen Probleme willen eine gesonderte Darstellung erfordert, genüge hier wieder im Gesamtüberblick die kurze Angabe des bisherigen Ertrages. Nach der letzten Statistik sind 12 Plätze besetzt und 4290 Gemeindeglieder gewonnen. In 33 Schulen sind 1266 Schulkinder. Doch ist die Station Bandjermasin und das Gebiet des Barito im Jahre 1921 durch Vereinbarung in die Pflege der Basler Mission übergegangen, die bereits ihre ersten Missionare ausgesandt hat, also künftig als zweite deutsche Mission in Borneo besondere Aufmerksamkeit verdienen wird.

V. Celebes, die merkwürdig ihre vier Halbinseln von sich streckende Insel im Osten Borneos, mit der längst in die Verwaltung

der Indischen Kirche übergegangen, einst so viel genannten Minahassa, lenkt neuerdings durch recht rege Missionsarbeit die Aufmerksamkeit auf sich.

a) Im Juni 1822 kamen die ersten Missionare der N. Z. G., Lammert Lammers und Daniel Müller nach der Minahassa. Der erste starb schon 1824, der zweite zwei Jahre später. Erst mit dem Eintritt Hellendoorns im Januar 1826 bricht die Morgendämmerung herein. Hellendoorn wurde der Pionier für die nachrückenden Missionare Riedel und Schwarz, die ein so nüchterner Beurteiler wie R. Grundemann „ohne Bedenken den bedeutendsten evangelischen Missionaren zuzählen will". Ein übersichtliches Arbeitsfeld, fruchtbarer Boden, gesundes Klima, vorsichtig nüchterne Arbeitsweise, die sich unnötiger Angriffe auf das Heidentum enthielt, gründliche Schularbeit zur Heranbildung eingeborener Helfer, lange Arbeitszeit der Missionare — alles wirkte zusammen, regelmäßigen Fortschritt zu sichern. Wegen der Mannigfaltigkeit der alifurischen Dialekte wurde das Malaiische Kirchen- und Schulsprache. Ins Alifurische wurde nur das Matthäusevangelium übersetzt, doch wird in Bibelstunden alifurisch gesprochen. Graafland bildete in einem Seminar seit 1850 die nötigen Lehrer aus, Wilken seit 1868 in einer Evangelistenschule die Predigtgehilfen. Eine große Freude war es, als 1857 die gesamte Bevölkerung von Tonsea zum Christentum übertrat, wohl infolge des starken Einflusses der Schularbeit. Im Jahre 1880 hatte die Mission 10 Stationen besetzt und die Bevölkerung war bereits fast christianisiert. Aus einer Bevölkerung von 173 591 Seelen waren 1899 schon 159 531 Christen, darunter 5153 katholisch, neben 6437 Mohammedanern und 7613 Heiden. Unter den Christen bildete die Monatsschrift „Tjehaja Sijang" — „Morgenstern" — ein viel benutztes Einheitsband.

Mit der Ausbreitung des Christentums hat das Land eine wunderbare Veränderung erfahren. Ein Besucher rühmte 1892 die Minahassa als ein fast ideales Land, wie gemacht für alte Leute, die in christlicher Umgebung einen friedlichen Lebensabend zubringen möchten. Die kolonialen Kulturen gedeihen vorzüglich; die Regierung findet hier ihre besten Soldaten und so weiter.

Als die Unterhaltung der Mission der Genossenschaft zu schwer wurde, wurde die Gemeinde in die Indische Kirche überführt. Das hatte aber recht bedenkliche Folgen. Der Mission blieb nur die Verantwortung für die Schulen, neben denen die Regierung ihre religionslosen Schulen eröffnete und mit allem Zubehör ausstattete. So brachte die Regierung aus vermeintlicher Neutralität die Missionsschulen in die größte Not und belastete ihre eigenen Kassen mit unendlichen Schulkosten. Allmählich hat sie eingesehen, daß sie ihr Programm nicht durchführen konnte, sie hat einige Schulen eingehen lassen, andere vereinfacht und dafür den Missionsschulen, ihnen zugleich höhere Anforderungen stellend, den Zuschuß erhöht. So ist zu hoffen, daß sich die Schulen wieder als Missionsmittel erweisen. Schon jetzt stellt die Minahassa, deren christliches Leben immer noch

sehr zu rühmen ist und die einer starken katholischen Einwirkung gegenüber tapfer standhält, viele Lehrer für die benachbarten Inseln.

b) Ein zweiter Distrikt der N. Z. G. ist das noch unter eingeborener Herrschaft stehende Gebiet von Bolaäng-Mongondau. Obwohl hier bereits zur Zeit der Ostindischen Kompanie eine Gemeinde bestanden hatte und obwohl man dies Gebiet von der Minahassa aus im vorigen Jahrhundert immer wieder besucht hatte, verbot die Regierung aus Furcht vor Unruhen noch 1881 die Niederlassung eines Missionars. 1904 wurde hier endlich eine Station eröffnet. Bei der Eröffnung schätzte man die Zahl der dort wohnenden Christen bereits auf 1500. Durch Einrichtung von Schulen, besonders einer holländischen Schule, durch Anstellung einer Lehrerin und durch Fürsorge für Lehrerbildung zeigt die Arbeit erfreuliche Entwicklungsmöglichkeiten. Jetzt sind bei 24 Gemeinden 22 inländische Helfer, 4090 Gemeindeglieder und 1565 Schulkinder.

c) Die Mission in Posso ist das nächste Arbeitsfeld der N. Z. G. in Celebes, das für Holland zurzeit im Mittelpunkt des Interesses steht, weil die Bewegung zum Christentum hier in vollem Gange ist. Der erste Missionar hier war Alb. C. Kruyt von der N. Z. G., der sich 1892 an der Mündung des Possoflusses unter den mohammedanischen Küstenbewohnern niederließ und dem 1895 Dr. N. Adriani zur Seite trat. Adriani, von der Bibelgesellschaft ausgesandt, hat sich durch sein grundlegendes Buch: „De Baree sprekende Toradja's van Midden-Celebes" einen wissenschaftlichen Namen gemacht und unlängst ein sehr frisches Studienbuch über Posso veröffentlicht. Die Erstlinge wurden am Weihnachtsfest 1909 getauft, und zwar rund 180. Seitdem nimmt der Zudrang zum Christentum ständig zu. Die Zahl der Missionare mußte verstärkt werden. Der Gereformeerde Zendingsbond griff mit seiner Hilfe ein und besetzte Kante Pao, wo Dr. H. van der Veen, dessen Frau eine Tochter des bekannten Missionars D. Spieth aus Togo ist, als Abgesandter der Bibelgesellschaft an der Bibelübersetzung arbeitet. Er entging am 26. Juli 1917 dem furchtbaren Geschick, dem Missionar van de Loosdrecht erlag, der von zwei verräterischen Toradja ermordet wurde, nur deshalb, weil er sich gerade mit seiner Frau in Palopo an der Küste des Golfs von Boni befand. 1913 wurde in Pendolo ein Lehrerseminar eröffnet, das 1916 seine ersten Zöglinge in die Arbeit entließ. Viel Sorge machen die niederen Schulen, die sich ganz nach den Bedürfnissen des Volkes richten und die mehr und mehr zur Sache des Volkes gemacht werden müssen in dem Sinne, daß es den Nutzen der Schulen einsehen lernt und die finanzielle Verantwortung dorfweise dafür übernimmt. Posso zählt nach den letzten Angaben 6211 Christen und 3509 Schulkinder.

d) In Makassar hat die N. Z. G. Fühlung mit der Zendings-Vereeniging, die die Arbeit in Mandhar an der Westküste von Celebes begonnen hat, wo die Bevölkerung bereits aus eigenem Antrieb Schulen baut. In Gorontalo, im Norden der Tominibucht, hat die seit 1889 betriebene Arbeit 1898 aufgegeben werden müssen.

e) Schließlich hat seit wenigen Jahren auch die N. Z. V. im Südosten von Celebes sich eine Arbeit gesucht, und zwar sind in diese weltentlegene Einsamkeit nach dem Pionier im Jahre 1919 ein und 1921 noch zwei Missionare ausgesandt worden. Bisher sind zwei Stationen besetzt; aber von Frucht der Arbeit, die zahlenmäßig faßbar wäre, kann noch keine Rede sein.

VI. Westlich von Celebes liegt die viel kleinere, der größeren aber an Gestalt merkwürdig ähnliche Insel Halmahera, die immerhin noch halb so groß ist wie Holland. Die 30 000 Bewohner sind überwiegend Heiden, nur an den Küsten hat der Islam Eroberungen gemacht. An der Küste wohnen auch fremde Händler aus China, Makassar und Ternate. Fischfang, Jagd und das Einsammeln von Sago sind die Hauptberufe des kräftigen Menschenschlages. Politisch gehört Halmahera zu zwei Sultanaten, die Nord- und Süd-Halbinsel zu Ternate, die beiden anderen zu Tidor. Die Mission hat es zunächst fast nur mit der am dichtesten bevölkerten nördlichen Halbinsel zu tun. Schon 1866—67 wurden die ersten vier Missionare hierher gesandt, unter denen vor allem H. van Dijken, ein Zögling Heldrings, der als Handwerker auszog, aber später zum Missionar ordiniert wurde, genannt werden muß. Er hat unter viel Mühe bis 1899 gewirkt und eine Gemeinde von 179 Getauften heranwachsen sehen. Jetzt ist die Zahl der Getauften auf 11 033 gestiegen, während die Zahl der Schulkinder nur auf 3457 angegeben wird.

VII. Eine Gruppe für sich bilden die Sangir- und Talauer-Inseln, wie sie neuerdings neben der Bezeichnung Sangi- und Talaud-Inseln genannt werden. Sie liegen nördlich von Halmahera und Celebes und bilden die Brücke nach den Philippinen. Ob auf ihnen wirklich 80 000 Menschen wohnen, in die sich sechs dem Residenten von Menado unterstellte Radjas teilen sollen, sei dahingestellt. Hier hat einst von Portugal aus katholische Mission gearbeitet, dann haben Heldring und Goßner ihre Missionare in die völlig verwahrlosten, zum großen Teil vom Islam aufgesogenen Gemeinden gesandt. Zur Versorgung der Inseln hat sich 1887 eine besondere Mission, das Sangi en Talaud Comité, gebildet, das zurzeit sieben Missionare — „Dienaren des Woords“ genannt — unterhält, die sich für im ganzen 86 426 Christen und 9789 Schulkinder verantwortlich wissen. Eine große Gefahr für die Sache der Mission ist hier die Ausbreitung des Islam, die sich besonders im Osten bemerkbar macht.

VIII. Endlich das letzte Feld in dem bunten Mosaik der Inselwelt, das missionarisch besetzt ist, ist Holländisch-Neu-Guinea, das Arbeitsfeld der Utrechtsche Zendings Vereeniging, über das wir vor kurzer Zeit aus der Feder des Missionsdirektors Rauws ein treffliches Buch Nieuw Guinea (den Haag 1919) erhalten haben. Schon 1855 waren die ersten Missionare C. W. Ottow und J. G. Geißler an die Geelvincksbai ausgesandt. Ihnen folgten als Missionare der U. Z. V. 1862 deren erste Missionszöglinge, unter ihnen der später sehr bekannt gewordene van Hasselt, dem eine Wirksamkeit von

46 Jahren beschieden war, um die von Goßner ausgesandten Freimissionare zu unterstützen. Die Arbeit unter den sehr tiefstehenden Papua verursachte ganz besondere Mühe, zumal da die Versorgung der Missionare in den Anfangszeiten recht viel zu wünschen übrig ließ und die Sterblichkeit unter ihnen infolgedessen recht groß war. Durch Freikauf von Sklavenkindern, die sie in ihre Häuser aufnahmen, suchten die Missionare Feuerherde zu schaffen, von denen Licht und Wärme ausgehen sollte. Ein Missionskaufmann sollte helfen, gute Ware und christliche Grundsätze zu verbreiten. Erst seit 1898 ein „Kontrolleur" als Aufsichtsbeamter der holländischen Regierung anfing, Ordnung zu schaffen, ging es auch mit der Mission kräftiger vorwärts. Ja, es gab eine Hinwendung zur europäischen Kultur und damit zum Christentum, die man meinte als eine große Erweckung bezeichnen zu dürfen. Nur das ist richtig, daß Neuguinea anfängt, sich dem Licht zu öffnen, und nach Unterricht fragt. Das zeigt sich z. B. in dem Zahlenergebnis darin, daß die Zahl der Christen 7136 beträgt, während 4320 Schulkinder die Schule besuchen. Jedenfalls zeigen sich hier große Aufgaben, die viel Weisheit und viel Kraft erfordern. Denn wenn die Arbeit jetzt nicht in vollem Umfange aufgenommen wird, dann wird der Islam, der überall vor der Tür steht, eindringen und die Ernte, die dem Christentum zufallen kann, für sich einbringen.

Am Ende der etwas mühsam zu gewinnenden Übersicht müssen wir dem buntfarbigen Bilde durch zwei Töne eine noch größere Buntheit geben. Einmal ist die christliche Missionsarbeit längst nicht vollständig anzugeben. Gelegentliche Hindeutungen auf die Arbeit der Bibelgesellschaft, auf Schul- und Seminararbeit, auf Industrieschulen und Werkstätten, auf ärztliche Mission und Gemeindepflege, wie sie von manchen kleinen Vereinen Hollands in Zusammenhang mit dem großen Missionsleben gepflegt werden, hätten aber wohl die großen Züge verwischt. Darum sei hier nur anhangsweise davon die Rede. Die Seminare in Depok, Solo und Modjowarno und die ärztlichen Stationen in Djokjakarta und Sonder, sowie die Königin-Wilhelmina-Schule in Djokjakarta und die Prinzeß-Juliane-Schule in Sukabumi seien als besondere Lieblingsanstalten der holländischen Missionsfreunde wenigstens ausdrücklich genannt. Auch die Heilsarmee gehört zu den Missionskräften Insulindes, und wenn sie sich auch besonders um soziale Arbeit bemüht und sich vor allem der Soldaten und andererseits der Kranken und Aussätzigen anzunehmen sucht, so tut sie doch auch auf ihren beiden Hauptfeldern, in Mitteljava und Mittelcelebes, direkte Evangelisationsarbeit, und es scheint so, als fände der Javane Geschmack an der Art der Heilsarmee, während die Missionskreise darüber klagen, daß die Heilsoffiziere, unter denen sich auch Engländer und Schweden befinden, für ihren Dienst zu wenig vorbereitet seien.

Zweitens aber darf in dem Gesamtbilde die katholische Mission nicht fehlen, die seit 1808 — von früherer Arbeit abgesehen — In-

dien als apostolische Präfektur ansieht. Die katholischen Missionare wurden von Staats wegen genau den protestantischen Prädikanten gleichgestellt, empfingen also vom Staat Besoldung, Reisekostenvergütung und Ruhegehalt, mußten sich aber auch, wie die Prädikanten, ihre Arbeitsplätze anweisen lassen. So war auch die katholische Mission in ihrer Bewegungsfreiheit recht beeinträchtigt. 1842 wurde Niederländisch-Indien zum apostolischen Vikariat erhoben und kurze Zeit darauf das Recht durchgesetzt, über Ernennung und Verteilung der Missionare frei zu verfügen, so daß die katholische Mission jetzt tatsächlich günstiger dasteht als die protestantische. Missionsstationen hat sie in Singkawang auf Borneo, auf Bangka und Blitung, auf Flores und Timor, seit 1886 auf Menado in der Minahassa, auf den Key-Inseln und im Süden von Neuguinea. Die Jesuiten, die Kapuziner und die Steyler Missionare haben in den Vikariaten Batavia und Süd-Borneo, sowie in den Präfekturen Sumatra und Kleine Sundainseln 103 Priester, 35 Brüder, 372 Schwestern und 98132 Christen, sowie 12290 Schulkinder. Dazu kommen in der Präfektur Holländisch-Neuguinea die Missionare vom Heiligsten Herzen Jesu mit 20 Priestern, 18 Brüdern, 9 Schwestern, 9941 Christen und 2719 Schulkindern.

Neuerdings zeigt die katholische Mission eine gesteigerte Rührigkeit. Sie hat die Inselwelt unter verschiedene Gesellschaften geteilt, die miteinander wetteifern sollen, das Feld zu besetzen. Celebes ist zu einer besonderen Präfektur erhoben worden. Man drängt auf Abschaffung des Artikels 123 der Verfassung, der die Zulassung jedes einzelnen Missionars von ausdrücklicher Regierungserlaubnis abhängig macht, weil man freie Bahn haben möchte, um in die von dem Protestantismus besetzten Felder eindringen zu können. Ein ziemlich reklamehaft aufgezogener, 1921 in Maastricht gehaltener Missionskongreß mag dem Protestantismus zum Weckruf dienen, daß er auf dem Plan bleibt, um das Übergewicht, das er heute noch hat, zu behalten!

	Bevölkerung	Christen	Missions-		Bemerkungen
			Schulkinder	Schulen	
I. Ambon und Uliasser	69 895	53 527			
Ceram	66 859	12 340			
Banda	6 137	1 830			
Aru Kei Südwester	115 547	17 228			alles ind. Kirche
Timor, Sawu, Rotti		18 200			
Batjan..........		929			
Buru	10 000	3 025	792		U. Z. V.
Sumba	200 000	959	1482	36	Geref. Kerken
Sula		1 034			

	Bevölkerung	Christen	Missions- Schulkinder	Missions- Schulen	Bemerkungen
II a. Sumatra, Rh. ...	427 299	190 312			
N. Z. G.		1 456			
Java C.		858	381	10	
D. Z...			278		
Meth.Ep.		49			
II b. Nias, Rh.	78 900	42 800	9041	142	
Batu, Luth.		854	314	9	
Mentawei, Rh. ..	(5 500)	587	361	8	
Enggano, Rh.....	(500)	227	59	4	
Bangka		221			
III a. Java, N. Z. V.	35 Mill.	2 390	1 377		
Salatiga .		2 464	2 356		
Ref.Kirchen		3 224	4 154	50	
D. Z.....		1 656			
N. Z. G..		13 568	4 043		
Java, C. .		3 529	643		
Kangean.					
Meth. Ep.		330	279		
III b. Bali und Lombok	150 000 — 1 Million	.			unbesetzt
IV. Borneo, Rh......	1 730 000	4 290	1 266	33	
Meth. Ep.		186	183		
V. Celebes, N. Z. G.	173 591	159 531			5 153 kath. Chr. 6 437 Moh.
Bolaäng Mong. .		4 090	1 565		
Posso		6 211	3 509		
Makassar					
S. O. Celebes, N. Z. V.					
VI. Halmahera	30 000	11 033	3 457		
VII. Sangir u. Talaur	160 000	84 426	9 789		
VIII. Holl. Neu-Guinea.		7 136	4 320		

Durch zwei Betrachtungen wollen wir die Übersicht über die Verteilung der Arbeitskräfte ergänzen, einmal durch eine Rechenschaft über den verschiedenen Stand des erreichten Erfolges und dann durch die Frage, wo etwa noch deutsche Missionsarbeit einsetzen könnte. Für die erste Frage folgen wir der Darstellung, die der beste Kenner

der niederländischen Missionsarbeit, D. J. W. Gunning sen., im Colijnschen Sammelwerk über Niederländisch-Indien gegeben hat.

In einem beträchtlichen Teil des Archipels ist die Christianisierung insofern als beendet anzusehen, als die Missionsarbeit in die Leitung der Indischen Kirche überführt worden ist. Das gilt vor allem von den Gemeinden auf Ambon und in der Minahassa. Aber die Einkirchung hat sich durchaus nicht nur als Vorteil erwiesen. Die Unselbständigkeit der Christen ist dadurch nur gefördert worden. Die Kirchenbehörde in Batavia konnte ja nicht dran denken, etwa den Eingeborenen eine kirchliche Freiheit zuzugestehen, die den Europäern noch nicht einmal zugebilligt war. Infolgedessen haben auch die Kirchenräte auf Ambon und in der Minahassa kaum Einfluß, und von einem Zusammenschluß zu einer größeren synodalen Körperschaft mit gesetzgebender Vollmacht ist vollends keine Rede. Man muß die Eingeborenen erst zur Entschlußfähigkeit und zum Verantwortlichkeitsbewußtsein erziehen.

Einen Charakterzug anderer Art zeigen die Kirchen auf den Sangir- und Talauerinseln. Der Gedanke des bekannten Philanthropen O. G. Heldring, Missionshandwerker auszusenden, die ohne besondere Vorbildung das Christentum mehr vorleben als vorpredigen sollten, mißglückte bis auf wenige Ausnahmefälle. Erst seit 1904 die Regierung die staatliche Unterstützung auch dieser Gemeinden zu etwa $^3/_4$ der Gesamtkosten übernommen hat, kommt das Sangi en Talaud Comité, das die volle Verantwortung für die Arbeit behält, dem Ziele näher, eine gut organisierte, inländische Volkskirche aufzubauen, die später vielleicht mit der Staatskirche in Verbindung treten kann.

Unter dem Gesichtspunkt der Schaffung einer eingeborenen Volkskirche betrachtet ist sicher das Arbeitsfeld der Rheinischen Mission unter den Batak auf Sumatra das bestgeförderte. Die Arbeit hier ist 30 Jahre jünger als die in der Minahassa. Dennoch hat man hier bereits seit 1882 eine Kirchenordnung, die den Eingeborenen einen gewissen Einfluß zuerkennt und die wiederholt in diesem Sinne durchgesehen und verändert ist. Das ist um so bemerkenswerter, als die Frau unter den Batak eine verhältnismäßig untergeordnete Stellung einnimmt, was sozialen Fortschritt behindert und dem Schulbesuch der Mädchen entgegenwirkt. Auch die schlechten Verkehrswege hemmten früher eine gesunde Entwicklung. Wir werden dieser Frage der Kirchenbildung unter den Batak unsere Aufmerksamkeit noch besonders zuwenden müssen. Daß die Batakmission überall im Kampf mit dem Vordringen des Islams steht, macht kirchliche Befestigung hier vor allem erwünscht und wichtig.

Ein zweites Stadium, das Stadium des Werdens einer Kirche, zeigen die Rheinischen Missionsfelder in Nias und Borneo, dann die Arbeiten der N. Z. G. in Mittel-Celebes, die der U. Z. V. auf Halmahera, Neu-Guinea und Buru und endlich die der Reformierten Kirchen auf Sumba. Auf allen diesen Feldern regt sich eine kräftige

Bewegung zum Christentum. Ein Dorf um das andere baut ein Haus für einen Lehrer und eine kleine Schulkapelle und bittet dann den Missionar, einen Guru zur Verfügung zu stellen. Die unmittelbare Ursache dieser Bewegung ist natürlich nicht überall die gleiche. Doch kann man als sicher annehmen, daß der stark zunehmende Einfluß der Kolonialregierung und der mit Riesenschritten vordringende Weltverkehr überall bedeutsam mitwirken, weil beide das politische und soziale Leben dieser Völker stark gefährden. Und da das politische und soziale Leben primitiver Völker eng mit ihren religiösen und psychologischen Grundanschauungen zusammenhängt, jede neutrale Regierung, jeder Händler und Pflanzer oft unbewußt mithilft, dem Volke seinen Glauben und seine Sitte zu nehmen, muß man nur wünschen, daß die Mission Gelegenheit erhält, dem religiösen Zusammenbruch durch einen Neubau entgegenzuarbeiten.

Die Gelegenheit bedeutet allerdings auch Verlegenheit, wenigstens da, wo sie sich unerwartet und in zu großem Umfange bietet. Wo man sie voraussah und sich auf sie rüsten konnte, wie auf Nias, auf Borneo und in Mittel-Celebes, konnte man ihrer mit Anspannung aller Kräfte einigermaßen Herr bleiben. Der breiter werdende Strom brauchte nicht zu verflachen. Wo aber die Bewegung plötzlich einsetzt und wie in Neu-Guinea dann für Riesenstrecken nur zwei, drei Missionare zur Verfügung stehen, wird die Gefahr der Verflachung groß. Und doch darf die Mission hier nicht säumen. Es ist für den Eingeborenen ein für uns kaum vorstellbares Wagnis, mit dem Geisterdienst der Vorfahren zu brechen und aus der sozialen Gebundenheit in die religiöse Selbständigkeit überzutreten, um sich ganz dem Schutze des Christengottes anzuvertrauen. Hier gilt es für die Mission, schnell zu handeln und wenigstens eingeborene Helfer in ausreichender Zahl bereit zu machen, die unterrichten, Gottesdienst halten und die der sittlichen Anleitung Bedürftigen in rechte Bahnen lenken können. Am rechtzeitigen Ausnutzen solcher Gelegenheit hängt oft die Zukunft eines ganzen Volkes!

Eine dritte Gruppe von Missionsfeldern, und wohl die für Niederländisch-Indien charakteristischste, bilden die unter den Mohammedanern. Da steht zuerst die Arbeit in Bolaäng-Mongondau in Nord-Celebes, weil hier der Prozeß der Islamisierung im ersten Anfang ist und sehr bemerkenswerterweise die Mission ihren Dienst tut, gerufen und unterstützt von der eingeborenen mohammedanischen Regierung. Deshalb darf man hoffen, daß es der Mission hier gelingen wird, dem Islam den Vorrang abzugewinnen. Die eigentliche Mohammedanerarbeit findet sich hauptsächlich auf Java. Auch hier hat man nicht willkürlich angefangen, sondern man ist den Ereignissen gefolgt. Es gab auch hier bereits Christen, ehe die neuere Missionsarbeit einsetzte. Das ist meist dem Einfluß der bereits genannten beiden Männer E m d e und C o o l e n zu danken. C o o l e n paßte sich dabei so stark an das javanische Wesen an, daß man fast fragen kann, ob sein javanisches Christentum noch Christentum

zu heißen verdient. Immerhin hat seine Arbeit da, wo die Mission rechtzeitig einsetzen konnte, vorbereitend und fördernd gewirkt — so in Surabaja, Pasuruan und Madiun. Dagegen in den Arbeitsgebieten der Taufgesinnten und der Reformierten Kirchen, vor allem in Banjumas, in geringerem Maße auch in Kedu, ist es dem Javanen Sadrach gelungen, seine beträchtliche Gefolgschaft — wohl 20000 Menschen — allem europäischen Einfluß zu entziehen.

Die Mohammedanermission ist offenbar da am besten eingeschlagen, wo es gelungen ist, die Christen in besonderen Dorfschaften anzusiedeln, wo ihr Leben ganz vom Geist des Evangeliums bestimmt wird. Das zeigt sich deutlich in Ostjava, wo Mohammedaner nur in beschränktem Maße Erlaubnis erhalten, in Christendörfern zu wohnen. Das hält dann zugleich die Tür in die islamische Welt offen und bietet wertvolle Missionsmöglichkeit. Hier handelt es sich um Dörfer auf vorher unbebautem, freiem Boden. Weniger günstig haben sich Landpachtungen erwiesen, bei denen der Missionar gleichsam als Grundherr auftreten muß, also über seine eigentlichen religiös sittlichen Befugnisse hinaus Anordnungen treffen muß. Am schwierigsten ist es da, wo die Christen unter den Mohammedanern zerstreut wohnen. Das stellt an den noch schwachen Christenglauben die höchsten Anforderungen.

Direkte Missionsarbeit durch öffentliche Predigt kennt man in Java kaum. Die Mission sieht sich auf indirekte Arbeit, Heranbildung eingeborener Helfer, Schuldienst und ärztliche Hilfe verwiesen. So arbeitet sie langsamer als direkte Mission, vermeidet aber Reibungen und schafft eine Atmosphäre, die späteren, größeren und schneller reifenden Erfolgen günstig ist. Die Probleme der Mohammedanermission werden uns noch ausführlicher zu beschäftigen haben.

Die zweite Frage, die sich aus der Gesamtübersicht ergibt und die sich uns Deutschen geradezu aufdrängt, ist die, wieweit in Niederländisch-Indien noch Raum ist für neue Arbeit, wieweit noch Arbeitsfelder auf Missionare warten. Da lenkt sich der Blick zunächst auf die größte Insel des Archipels, auf Borneo. Die holländische Regierung hat hier zwei Verwaltungsbezirke, West-Borneo und Südost-Borneo. West-Borneo mit Pontianak als Hauptstadt umfaßt 131850 qkm und zählt 451000 Menschen, das heißt etwa drei Menschen auf den qkm gegen 124 in Deutschland. Nach dem Gesetz der Kolonie, daß jeder Missionar einer besonderen Zulassung bedarf, ist West-Borneo zurzeit der evangelischen Mission verschlossen und den Kapuzinern als Arbeitsfeld angewiesen. Man kann fragen, ob das Gesetz berechtigt ist; aber solange es besteht, kommt eine Besetzung von West-Borneo für evangelische Missionsarbeit nicht in Frage. Von Südost-Borneo hat die Regierung den nördlichen Teil, vom Äquator ab, auch den Kapuzinern zugewiesen, die aber nur eine kleine Arbeit haben (zusammen in Süd- und Nord-Borneo 7847 Christen) und kaum ins Innere vorgedrungen sein dürften. So ist hier vielleicht noch Arbeit für eine deutsche katholische Mission. Südost-

Borneo umfaßt 370 600 qkm, hat aber nur 783 000 Menschen, also nur zwei auf den qkm, darunter an der Küste die fanatisch mohammedanischen Malaien, die sich immer mehr auch im Innern einnisten und sich für die Mission bisher nicht zugänglich erzeigt haben. So bleibt die Arbeit unter den Dajak, die zweifellos die Möglichkeit weiterer Ausdehnung gerade jetzt bietet und zu dem Abkommen geführt hat, daß die Basler Mission Bandjermasin und das Gebiet des Barito von der Rheinischen Mission übernommen hat. Es würde aber unweise sein, hierhin noch eine deutsche Mission zu weisen. Falls die Rheinische Mission zu weiteren Einschränkungen genötigt sein sollte, hätte die Basler das erste Anrecht, die ganze Borneoarbeit, die ihr von Barmen bereits angetragen war, zu übernehmen, und sie dürfte stark genug sein, das dünnbevölkerte, viel Geduld fordernde Arbeitsfeld ausreichend zu besetzen.

Nächst Borneo hat Sumatra den weitesten Raum. Aber über das Gebiet der Batak hat die Rheinische Mission ihr Netz bereits ausgespannt und im Norden und Süden sind schon andere Gesellschaften ihr benachbart. Hier ist also für neue Arbeit kein Platz. Und wie steht es im übrigen Sumatra? Eine in Holland eigens für die Frage nach neuen Arbeitsgelegenheiten eingesetzte Commissie van Advies schaltet sogleich das fanatisch mohammedanische Reich Atjeh an der Nordspitze der Insel aus. Die holländische Regierung würde dort heute eine Mission schwerlich erlauben. Über den Süden der Insel sagt das Gutachten der Kommission: „Die Bevölkerung dieses Teiles der Insel ist von vornherein zum größten Teil islamisiert. Allein im Innern findet man noch heidnische Stämme. Diese stehen jedoch in kultureller Beziehung meist viel höher als die animistischen Heiden in dem östlichen Teil der Inselwelt. Damit hängt zusammen, daß sie in viel stärkerem Maße den Einfluß des Islam erfahren haben und viel mehr dem geistlichen Einfluß der beherrschenden weißen Rasse ablehnend gegenüberstehen. Die Möglichkeit ist darum keineswegs ausgeschlossen, daß sie zum Islam übergehen, sobald Versuche gemacht werden, das Christentum dorthin zu bringen; dieser Verlauf der Dinge kann sogar wahrscheinlich genannt werden." „Eine in größerem Maßstab unternommene Missionsarbeit," heißt es im weiteren Verlauf des Gutachtens, „würde unter dem zurzeit besonders reizbaren Mohammedanismus vermutlich eine große Erregung hervorrufen; auch würde das Ergebnis der Arbeit zu wenig den aufgewandten Kräften und Mitteln entsprechen. Eher schon könnte eine kleinere deutsche Mission in Betracht kommen, die es zum höchsten auf etwa zehn Arbeitskräfte brächte. An eine solche würden vielleicht die Doopsgezinden ihre erwähnte kleine Arbeit in Mandeling bereit sein abzugeben. Dabei müßte ein Hauptgewicht auf ärztliche Arbeit gelegt werden. Endlich wäre zu berücksichtigen, daß den amerikanischen bischöflichen Methodisten schon die Zulassung nach Süd-Sumatra zugestanden ist, wenn sie auch noch keine Versuche gemacht haben, die Arbeit nach dem Innern auszudehnen."

Also auch hier kann von großen Arbeitsmöglichkeiten keine Rede sein.

In Nias, wo zurzeit fast 30000 Taufbewerber auf die Taufe warten und wo die Rheinische Mission alles vorbereitet hat, um ihr Stationsnetz über den ganzen Bereich der Insel auszubreiten, wäre es unrecht, wenn sich irgend eine Mission eindrängen wollte, und auf den Mentaweiinseln und unter den aussterbenden Bewohnern von Enggano ist die Arbeit vollends zu klein. Ebensowenig kann man an die Batuinseln denken, von denen nur die drei größeren und von den 48 kleinen nur etwa 4—6 bewohnt sind, denn auch hier handelt es sich nur um höchstens 2000 Menschen.

Auch Java kommt für eine deutsche Mission nach dem Urteil Sachkundiger nicht in Frage. Es ist dort noch ein Überfluß an Plätzen für einzelne Missionare, aber es ist kein Platz mehr für eine neue Missionsgesellschaft. Missionskonsul Dr. Baron van Boetzelaer van Dubbeldam begründet das mit folgenden Worten: „In der Tat wäre es auf Java beinahe unmöglich, für eine neue Missionsgesellschaft ein geeignetes Gebiet abzugrenzen, so daß sie ihre Arbeit dort beginnen könnte mit der Aussicht, diese im Laufe der Jahre entsprechend ausbreiten zu können. Beinahe alle wichtigen Stützpunkte eines solchen Unternehmens sind besetzt. Es sind gewiß noch ganze Gebiete vorhanden, mit denen die Mission noch nicht in Berührung gekommen ist; aber sie schließen sich alle an Gegenden an, in denen die Mission schon arbeitet. Will man eine Missionsarbeit beginnen, dann hat man doch zuerst eine Basis nötig, von wo aus diese in Angriff genommen werden kann. Diese aber wäre schwerlich zu finden, ohne mit anderen Gesellschaften in Konflikt zu kommen.“ Die Commissie van Advies verweist allerdings auf die Arbeit der N. Z. G. in Mittel-Java, die vielleicht durch eine deutsche Mission abgelöst werden könnte, und auf die kümmerliche Besetzung der dem Java-Komitee zugewiesenen Residentschaften des Ostens, wo zurzeit ein Missionar zwei Stationen mit zehn Außenplätzen versorgen müsse. Selbstverständlich müßten die hier eintretenden Missionare aber des Holländischen soweit mächtig sein, das sie holländisch unterrichten könnten. Und das ist schwieriger, als es scheint. Deshalb hat die Rheinische Mission mit Vorliebe Holländer als Lehrer an ihre Missionsschulen berufen, aber an solchen, die dazu fähig und willig sind, sich rufen zu lassen, ist leider kein Überfluß. Immerhin sollten besonders die auf Mohammedanermission eingestellten deutschen Gesellschaften diesem Winke weiter nachdenken.

Auf Celebes ist nur der Südwestzipfel noch missionarisches Freiland. Ihn nennt auch das schon früher erwähnte Gutachten, allerdings mit dem Bedenken, daß ein neuer Missionsversuch an dem Mohammedanismus seiner Bewohner ebenso scheitern würde wie die beiden, die schon früher dort gemacht worden seien.

Wohl aber bietet Holländisch-Neuguinea noch gute und aussichtsreiche Arbeitsgelegenheit, und hier wäre den Holländern deutsche

Hilfe sehr willkommen. Zwar handelt es sich nicht um große Strecken, sondern um kleinere Stämme, aber um solche, die aufgewacht sind und bei denen es gilt, der islamischen Propaganda zuvorzukommen.

Auch Halmahera und einige kleinere Inseln in seiner Nähe könnten für eine deutsche Mission in Frage kommen. Es handelt sich auch hier nicht um ein gerade großes Arbeitsfeld. Denn auch hier ist die Hälfte der Bewohnerschaft mohammedanisch und die gesamte Arbeit der U. Z. V., die dann mit übernommen werden müßte, umfaßt doch nur 9 Stationen mit 83 Außenstationen und 8000 Christen. Aber immerhin zählt Halmahera 30 000 Bewohner. Die U. Z. V. hat sich bereits bereit erklärt, hier der Basler Mission Raum zu machen, aber bisher hat sich Basel nicht entschließen können, das neue Feld selbst zu übernehmen, wohl aber hat es einen seiner Missionare der U. Z. V. für Halmahera zur Verfügung gestellt und am Ostersonnabend 1921 Missionar Boger nach dorthin ausgesandt.

Ebenso sind die Sangir- und Talauerinseln ein Missionsfeld, das noch Kräfte braucht, und wieder hat Basel mit dem eben genannten Boger die Ehepaare Grau, Scherrer, Billmann, Seibold und Thiele für diese Insel abgeordnet. Sie treten damit in den Dienst des Sangi-en Talaud-Comité und finden neben den 72 000 Christen, die dort schon gesammelt sind, noch mindestens ebenso viele Heiden und Mohammedaner, an denen sie ihren Missionsdienst ausrichten können.

Endlich sind Bali und Lombok noch völlig unbesetzt und es ist kein Wunder, daß die Commissie van Advies auf sie ausdrücklich die Aufmerksamkeit lenkt. Einmal handelt es sich um mindestens 150 000 Menschen, dann um ein stolzes, starkes Volk, drittens um eine ganz eigenartige Mischreligion zwischen Buddhismus, Brahmanismus und Animismus, und endlich um ein übersichtliches, völlig in sich abgeschlossenes Arbeitsfeld. Viel Geduld, viel Weisheit, viel tüchtige Ausbildung für die Missionare wäre allerdings unbedingte Voraussetzung der gewiß nicht leichten Arbeit, aber Schwierigkeiten dürfen nicht schrecken und sie werden nicht schrecken, wenn eine deutsche Mission in dem Ruf nach Bali und Lombok den Ruf Gottes erkennt. Die holländische Mission muß ja, wenn sie ihre bisherigen Arbeitsgebiete gründlich versorgen will, alle Kräfte anspannen und kann an neue Arbeitsfelder nicht denken. So würde sie eine deutsche Mission, vorausgesetzt, daß die Regierung die Genehmigung erteilt, hier von Herzen willkommen heißen.

Im ganzen aber darf man beim Gedanken an neue Missionsfelder für die deutsche Mission auf Niederländisch-Indien nicht zu große Hoffnungen setzen. Wohl werden einzelne Missionare, Ärzte, Lehrer, Lehrerinnen, Gemeindepflegerinnen von der holländischen Mission dringend verlangt, und wer gewandt genug ist, sich soweit in das Holländische hineinzuleben, daß er die Sprache fließend spricht, der mag wohl eine Anfrage im Missionshaus in Oegstgeest bei Leiden wagen. Vielleicht, daß auch noch von der Art Arbeitsgemeinschaft

noch mehr Gebrauch gemacht werden kann, wie sie jetzt die Basler Mission begonnen hat, indem sie holländischen Missionen ihre Arbeiter zur Verfügung stellte, und die Betheler, die eine Schwester in die Salatigamission gesandt hat. Aber eigentlich freie Arbeitsfelder mit ungehinderter Entwickelungsmöglichkeit sind, das hat der Überblick deutlich gezeigt, kaum irgendwo vorhanden.

So wenigstens urteilt die genannte Commissie van Advies. Es soll aber doch nicht verschwiegen werden, daß diese Commissie nicht unfehlbar ist. Die Besetzung Niederländisch-Indiens mit Missionaren ist noch längst nicht so, wie sie sein könnte und sollte, und die stillschweigend zwischen den verschiedenen Gesellschaften verteilten Missionsgebiete sind darum, weil sie gut verteilt sind, noch längst nicht missionarisch gut versorgt. So könnten kleinere deutsche Gesellschaften vielleicht doch noch hier und da als Mitarbeiter willkommen geheißen werden, wo die Commissie van Advies keinen freien Raum mehr sieht. Es käme auf genaue Nachprüfung und das freundliche Entgegenkommen der betreffenden Gesellschaft an.

Die Frage nach neuen Arbeitsfeldern bietet aber auch nur ein nebensächliches und vorübergehendes Interesse. Die Arbeiten selbst mit ihren Fragen und Aufgaben sind wichtig genug, daß wir uns in sie vertiefen.

Doch ehe das geschehen kann, müssen wir einige der deutschen Missionsfelder besser kennen lernen, als dies bei dem ersten orientierenden Überblick möglich war.

5. Die Rheinische Mission auf Borneo.

Als die Rheinische Missionsgesellschaft 1833 auf der Suche nach einem neuen Missionsfelde zwischen Madagaskar, Britisch-Indien, Barma und Niederländisch-Indien schwankte, wurde Niederländisch-Indien, und zwar Borneo, das trotz seiner Größe noch ganz unbesetzt schien, gewählt. Anlaß dazu gaben unter anderem begeisterte Aufsätze des englischen Missionars Medhurst, der sich 1828 mehrere Monate in Pontianak aufgehalten hatte, um unter den dort ansässigen Chinesen Schriften zu verbreiten. Auch die Erzählungen des früheren holländischen Residenten J. Voß, der selbst in Borneo gewesen war und damals im Rheinland lebte, verfehlten ihres Eindrucks nicht. Erzählte doch der alte Herr höchst anschaulich von einer Begegnung mit einem Häuptling, dem er die scheußliche Sitte des Kopfschnellens vorgehalten hatte, wie dieser entgegnet hätte: „Wenn das Kopfschnellen etwas Böses ist und dem großen Geist mißfällt, warum haben uns die weißen Leute das nicht schon lange gesagt?" Sein Sohn aber hätte ein Huhn geopfert und feierlich erklärt, sie würden von jetzt ab keine Menschenköpfe mehr opfern, weil es dem großen Geiste mißfiele, und würden die weißen Leute bis aufs Blut verteidigen, so oft sie Hilfe begehrten. Außerdem hörte man, einige eingeborene Dajak lernten bereits Holländisch und hoffte deshalb, diese Leute zugleich als Sprachlehrer zu verwenden und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Auch Kronprinz Friedrich Wilhelm IV., der damals das Missionshaus in Barmen besuchte und eingehend besichtigte, empfahl die Wahl Borneos. So beschloß denn die Generalversammlung vom 4. Juni 1834, „diese klaren Winke Gottes" mit einem freudigen Ja zu beantworten und die Pioniere Barnstein und Heyer nach der Insel Borneo in Asien zu schicken. Nach fünfmonatiger Fahrt um das Kap herum betraten die beiden am 13. Dezember 1834 in Batavia den Boden Niederländisch-Indiens. Aber Medhurst, bei dem sie Wohnung nahmen, wußte ihnen nicht zu raten, der General-Gouverneur verbot ihnen die Weiterfahrt nach Borneo, solange er nicht aus Europa über sie Nachricht hätte, und Heyer erkrankte so schwer, daß man ihn im April 1835 als tropenunfähig mit dem Segelschiff Borneo wieder heimschicken mußte. Barnstein aber blieb und reiste, nachdem die Erlaubnis eingetroffen war, am 11. Mai mit dem Christen Lukas, einem Malaien, auf einem arabischen Segler nach Borneo ab. 44 Tage war er unterwegs, und fieberkrank kam er am 26. Juni in Bandjermasin an, fand aber doch die Kraft, auf dem merkwürdig verzweigten Stromnetz des Duson und Kapuas ins Innere und an der Küste bis in die Gegend von Pontianak vorzudringen, überall freundlich willkommen geheißen, am freundlichsten im Gebiet des Oberhäuptlings Ponko. Dort stand

nach einem Festessen ein Dajak auf und sprach eine Art Gebet, von dem Barnstein nur das öfter wiederkehrende Wort Hatalla (Gott) verstand. Dann wurde siebenmal Reis auf die Erde gestreut, und Barnstein und sein Begleiter Lukas mußten sich auf eine Bank zwischen die beiden obersten Häuptlinge setzen. Nun traten vier Mann mit Messern hinzu, ritzten jedem der vier die rechte Schulter und fingen das Blut auf. Das wurde, mit einem starken Getränk vermischt, von den Vieren ausgetrunken. Das Volk aber jubelte, daß nun die beiden Fremden ihre leiblichen Brüder seien. So meinte Barnstein die Richtschnur des Paulus 1. Kor. 9, 19—23 befolgt zu haben. Eine zweite Erkundungsreise, bei der ein malaiischer Sergeant nach zwei Monaten Unterricht als Erstling Borneos getauft werden konnte, führte ihn auf einer Prau mitten in das Gebiet der furchtbarsten Schädeljägerei. Zwar wurde er auch hier freundlich aufgenommen, aber er zog es doch vor, in Bandjermasin anzufangen, wenn endlich die längst erbetene Verstärkung eingetroffen wäre, zumal er in Pontianak hörte, auf Sumatra seien zwei amerikanische, auf Nias zwei französische katholische Missionare ermordet worden. Er mußte bis zum 20. Oktober 1836 warten, bis die Missionare Becker, Hupperts und Krüsmann ankamen, mit denen er am 3. Dezember 1836 das Ziel erreichte, in dem er seine Lebensarbeit finden sollte, ohne je selbst unter den Dajak zu arbeiten.

Bandjermasin war eine Malaienstadt von 30—40 000 Einwohnern mit einer Europäerkolonie, in der Regierungsbehörden, Mission und Kaufleute ihre Häuser hatten, zu der aber auch ein Chinesenviertel gehörte. Dajak kamen nur zum Handeln und Steuerzahlen hierher. Trotzdem blieb Barnstein auf dem schwierigen unergiebigen Posten und sah viele Arbeitsgenossen zu den Dajak weiterziehen. Er war das Herz der Dajakmission mit seiner Liebe und unermüdlichen Treue. Sein Haus war das Absteigequartier, das Krankenhaus und die Handelsagentur für die anderen und er mit seiner Frau Ratgeber, Helfer und Vermittler in allen Dingen. Seine eigene Aufgabe war die Pflege der etwa 60 in Bandjermasin wohnenden Weißen, die kirchlich völlig verwahrlost, vielfach mit Dajakfrauen in wilder Ehe lebten und doch dringend das Verlangen nach Unterricht für ihre Kinder und nach der nötigsten kirchlichen Versorgung hatten. So hielt er ihnen, auch den Halbeuropäern, malaiische Gottesdienste und lud dazu auch die Schutztruppe und die jeweils anwesenden Dajak. Anfangs war man ihm gegenüber sehr freundlich und dankbar, aber die erste Teilnahme flaute bald ab, und nur mit Mühe brachte es Barnstein dahin, wenigstens einen ordentlichen Raum für seine Gottesdienste zu gewinnen. Trotzdem scheute er sich nicht, auch öffentlich öffentliche Sünden zu strafen, selbst wenn ihm infolgedessen von Regierungsbeamten durch Monate hindurch verboten wurde, holländischen Gottesdienst zu halten. Im Grunde gewann er dadurch nur an Ansehen, um so mehr, als er bald alle die schnell wechselnden Regierungsbeamten und Kaufleute an Alter und Reife überragte. Zweitens

hatte sich Barnstein um die Chinesen der Stadt zu kümmern, die anfänglich sehr empfänglich zu sein schienen, so daß er nicht nur eine Chinesenschule in seinem Hause, sondern gleich danach noch eine im Chinesenviertel eröffnen konnte und wegen der mancherlei freundlichen Beziehungen zu den Erwachsenen geradezu von einer „blühenden Aussicht" sprach, die sich ihm eröffnet habe. Aber auch hier folgte der anfänglichen Begeisterung ein Abflauen des Interesses, und trotz aller gleichbleibenden Freundlichkeit sah Barnstein nur wenige wirkliche Früchte seiner Arbeit. Selbst Chinesen, die ganz von der Wahrheit des Christentums ergriffen schienen, wagten den Übertritt schließlich doch nicht. Und noch reicher an Enttäuschung war der dritte Zweig seiner Arbeit, die Missionierung der mohammedanischen Malaien. Zwar konnte er viele, gern gelesene Schriften unter ihnen verbreiten, aber in die Kirche lockte er sie, in die Schule ihre Kinder vergebens. „Ich habe es mir Tausende von Worten kosten lassen, malaiische Kinder zu gewinnen, doch bis jetzt vergeblich", schrieb einer seiner Mitarbeiter einmal. Die äußere Liebenswürdigkeit auch der höheren Kreise wich immer mehr einer fanatischen, von den vielen Mekkapilgern geschürten Gegenarbeit des Islams.

In seiner Arbeit war ihm eine ihm 1852 geschenkte Druckerpresse eine große Hilfe. Malaiische, dajakische, ja selbst javanische Bücher konnten seitdem im Lande gedruckt werden, was viel Zeitersparnis und für die Mission auch eine kleine Einnahme bedeutete.

Inzwischen erlebten auch die weiter landeinwärts in das sumpfige Stromgebiet des Kapuas gezogenen Missionare auf ihren Stationen Apui, Palingkau und Bethabara im Pulopetakland und in Gohong am Kahajan Enttäuschung auf Enttäuschung. Zwar konnte in Apui am 10. April 1839 der erste Dajak getauft werden, aber im übrigen vereinigten sich animistisches Heidentum, islamischer Fanatismus, Trunksucht, mit dem heidnischen Kultus verbundene Unzucht und stumpfe Gleichgültigkeit zu stärkstem Widerstande gegen das Evangelium. Die Schularbeit hatte wenigstens die eine Frucht, daß durch sie Missionar Becker als erster Europäer fließend Dajakisch sprechen lernte. Das unkluge Mittel, durch Regierungszwang etwas zu erreichen, verfing natürlich nicht. Zwar setzte die Regierung 1841 einen wüsten Oberhäuptling ab und einen der Mission scheinbar ergebenen, der nach Palingkau ziehen mußte, dafür ein, sie gebot auch den Leuten, sich in ihren Dörfern aufzuhalten, damit die Predigt des Missionars sie erreichen könne, und verbot heidnische Feste am Sonntag, aber der Anfangserfolg dieser Maßregel wurde bald durch Kriegslärm gestört. Es hieß, ein Stamm aus dem Innern, 4000 Mann stark und durch Malaien mit Flinten und Kanonen unterstützt, zöge auf Pulopetak zu. So ließen sich die Missionare bereden, ihrem Häuptling als Generalstäbler zu dienen. Zum Glück kamen zu rechter Zeit holländische Kriegsschiffe, und mit dem Wacht- und Exerzierdienst war es zu Ende. Nun nützten die Missionare ihren Vorteil und beredeten ihren Häuptling, sich taufen zu lassen. In der Tat erreichten sie ihr

Ziel. Zwar viele, die sich anfangs willig fanden, zogen sich zurück, aber ihrer zehn und sechs Kinder wurden am 31. Oktober 1842 feierlich getauft. Ein Sturm des Fanatismus war die Folge. Die Getauften wurden in Verruf erklärt, und alle, bis auf den Häuptling, der standhielt und noch mehr als bisher die rechte Hand der Missionare wurde, fielen ab. Aber mit der Missionsarbeit war es zu Ende. Die Erklärung eines moslemischen Regierungssekretärs, daß sie nicht in die Kirche zu gehen brauchten, war ihnen Vorwand genug. Dem schön und schnell gewachsenen Baum war jäh die Krone ausgebrochen.

Nun geriet man auf ein anderes Verfahren. Man kaufte sogenannte Pandelingen oder Schuldsklaven, die um ihrer Schulden willen dem Gläubiger verfallen waren, bis sie ihm die Schuld bezahlt hatten, frei. Man hatte Mitleid mit den Ärmsten, die oft auf Generationen willen- und wehrlos der Willkür ihrer Gläubiger preisgegeben waren und oft von einem Herrn an den anderen weiterverkauft wurden. Man hoffte auf diesem Wege eine bleibende Grundlage für die Mission zu gewinnen, die durch den Kauf Eignerin der Pfändlinge wurde und sie in Kolonien sammeln sollte. Trotz einiger Bedenken stimmte die Missionsleitung zu und überwies am 3. Dezember 1843, dem Jahrestage der Mission, die ersten 3000 Gulden für diesen Zweck. Bis 1859 hat die Einrichtung bestanden. Etwa 1100 Pfändlinge sind mit rund 30 000 Mk. im ganzen losgekauft und zu einer christlichen Lebenshaltung verpflichtet, die ihnen ermöglichte, die ihnen zinsfrei belastete Loskaufsumme allmählich abzutragen und sich ihre Freiheit wieder zu erwerben. Die Einrichtung hatte manchen unmittelbar einleuchtenden Vorteil, aber daneben den Nachteil, daß Mißgunst und Undankbarkeit sich regten und die freien Dajak nun zu stolz waren, sich der Mission anzuschließen. Im Jahre 1865 hat die Regierung dem Pfändlingssystem ein Ende gemacht.

Eine Hilfe war es der Mission, als die Regierung 1846 aus eigenem Antrieb eine Art Schulzwang einführte. Die Häuptlinge erhielten Befehl, sämtliche schulfähige Kinder zur Schule zu schicken. Die Regierung übte die Aufsicht und gab der Mission die Mittel, Preise für den Schulbesuch auszusetzen. So blühte das Schulleben auf, und das wirkte wieder auf den Kirchenbesuch und ließ die Missionare von einem Frühling träumen, wie Borneo „seit Erschaffung der Welt“ noch keinen gesehen habe. Und doch mußte es die Mission erleben, daß am 2. Oktober nachts die Station Bethabara angezündet wurde und ihr Missionar nichts als sein und der Seinen Leben rettete und Unsicherheit und Widerstand die mühsamen Anfangsarbeiten, z. B. den Druck des Neuen Testaments in der Dajaksprache 1846, begleiteten. „Ich habe hier sehr viele gefunden,“ schreibt einer der Missionare, „die sich eher den Kopf abhauen ließen, als daß sie das Wort vom Kreuz auch nur anhörten; sie fliehen oder verriegeln ihre Häuser, um allen Eingang zu verhindern. Bewußte Teufelsdiener sind ein recht harter Missionsacker.“

Immerhin konnte 1851 die Station Pulutelo, 1855 die Stationen Tanggohan und Penda Alai (an Stelle des aufgegebenen Gohong) und im Flußgebiet des Duson unter den Ma'anjan Marotowo und Tameang lajang angelegt werden, doch schwebten die Missionsleute dort täglich in Lebensgefahr. Schon daß man bei Anlegung der Station am Kahajan den Singa Radja, den Löwenkönig, wie er sich stolz nannte, übergangen hatte, war ein Verhängnis gewesen und hatte die Arbeit auf Gohong gegen den Willen des aufgeklärten, vom Islam umgarnten Heiden zu einer inneren Unmöglichkeit gemacht. „Wenn irgendwo, so ist es hier klar zu sehen, wie tief der Mensch, das edelste Geschöpf Gottes, durch dämonischen Einfluß sinken kann. Und malen wir uns daheim auch das Heidentum mit dem schwärzesten Schwarz, es sind immer nur leichte Schattenbilder gegen die nackte Wirklichkeit", so heißt es in einem Missionars-Tagebuch aus jener Zeit, und die Anschauung zu diesem Urteil bietet die Tatsache, daß einmal, im März 1854 bei Einführung eines Missionars, Gottesdienst gehalten werden mußte angesichts der Leiche eines Häuptlings, die acht Jahre unbestattet, mit Menschenschädeln und Waffen umgeben, über der Erde gestanden hatte! Zu Anfang des Jahres 1859 gab es denn auch nach 23jähriger Arbeit auf den acht Stationen des Landes nur 361 Getaufte, fast ausschließlich Pfändlinge, und doch hielten die Missionare treu zu ihrer Pflicht: „Einladender zur Missionswirksamkeit kann es in jeder Beziehung nirgend sein, als es jetzt hier ist. Nur Arbeiter, Arbeiter! In die 30 Missionare fehlen noch auf Pulopetak, statt dessen sind es nur drei!" Sie meinten, indem sie sich mit Geduld und Humor in ihre schwierige Lage fanden, es sei Grund da zur Hoffnung, daß das kleine Reis auch Blätter gewinnen, in die Höhe und Breite wachsen, Blüten treiben und Früchte ansetzen würde, so der Herr auch ferner Gedeihen dazu geben wollte. Und gerade in diesem Augenblick kam ein furchtbarer Zusammenbruch, der die bornesische Arbeit auf Jahre hinaus vollständig zerstörte.

Schon länger war man in den Kreisen der Regierung wie der Missionare auf Erregung und Unzufriedenheit aufmerksam gemacht worden, die östlich vom Unterlauf des Barito die Gemüter der Eingeborenen beherrschte. Man glaubte, es handle sich um Eifersüchteleien mohammedanischer Häuptlinge und ahnte nichts von der planmäßigen Empörung, die ein von der Regierung bewußt außer acht gelassener Anwärter auf das Sultanat von Martapura und Amuntai bei äußerlich ergebenster Unterwürfigkeit gegen die Regierung und gegen alle Europäer im Lande angezettelt hatte. Hatte doch der Resident von Bandjermasin ein ihm zur Unterstützung gesandtes Kriegsschiff nach Java zurückgesandt, weil keine Gefahr vorhanden sei.

Bei einem Kohlenwerk Pangaron fing der Aufruhr an. Dort wurde ein Christ von Dolchstichen durchbohrt. Er starb mit dem Bekenntnis: „Ich bin ein Christ und will Christ bleiben!" Beim Kohlenwerk Kalagan fielen fast sämtliche Weiße, etwa 20 an der Zahl, nur einige Frauen und Kinder entkamen. Schon vorher hatte Missionar

Denninger in Marotowo die Mannschaft seines Dorfes zum Kampf abziehen sehen und es für geraten gehalten, nach Bandjermasin, genauer auf die Missionsstation Bethabara, zu flüchten. Dort traf er bei Missionar van Hoesen die Missionare Zimmer und Beyer mit ihren Familien. Zimmers waren in Palingkau in größte Unruhe versetzt worden, als am 28. April — es war im Jahre 1859 — ein Häuptling auf der Veranda bei Zimmer erschien und ihn warnte: „Ach, Tuan, geh doch mit deiner Frau und deinen Kindern weg. Es werden Feinde kommen. Wir können laufen, aber du nicht. Darum rette dich, ich will dich begleiten, bis du in Sicherheit bist." Eine zweite, noch ernstere Warnung besagte, daß bereits am Abend sämtliche Missionare ermordet werden sollten, und als Zimmer daraufhin ins Häuptlingshaus ging, fand er dort eine Bande bis an die Zähne bewaffneter Männer, die gegen ihn gedungenen Mörder. Seine Ruhe und Sicherheit schreckte sie und ermöglichte ihm, am nächsten Tage nach Bethabara zu entkommen. Auch Beyers waren gewarnt worden und hatten ihrerseits die Warnung noch nach Tanggohan zu Rotts weitergeben können. So waren wenigstens vier Familien beieinander! Tag und Nacht hielt man Wacht gegen die Feinde, hatte aber den Mut, am 1. Mai, einem Sonntag, an dem der Mordanschlag verwirklicht werden sollte, Gottesdienst zu halten, und konnte es ungestört, da Uneinigkeit den Mut der Verschworenen lähmte. So konnte ein Dampfer aus Bandjermasin mit 25 Soldaten am 6. Mai noch gerade zur rechten Zeit die Rettung bringen. Allerdings wagte der befehlshabende Offizier es nicht, noch auf die Missionare von Tanggohan zu warten, ja, er fuhr mit solch nervöser Hast nach Bandjermasin zurück, daß die Missionsfamilien von ihrer Habe fast nichts zu retten vermochten. Aber sie hatten wenigstens das Leben gerettet. Bethabara wurde natürlich sofort von den Aufrührern ausgeplündert. Ja, von dort machten sich die Mordgesellen nach Tanggohan auf und vollbrachten dort ihr furchtbares Werk. Die Familien Rott, Wiegand und Kind waren gerade beim Ankleiden, als der Ruf sie erschreckte: „Da sind Leute, die wollen die Tuans töten!" Größte Aufregung. Das Dienstmädchen Rotts ergreift die einjährige Lina und stürzt mit ihr in den Wald. Frau Missionar Rott reißt ihre beiden anderen Kinder aus den Betten, um sie ihrem Mann zu bringen. Sie findet ihn halb ohnmächtig zusammengebrochen mit einer Speerwunde, die er empfangen, als er das Haus verlassen wollte. Sie verbindet ihn. Er rafft sich auf und geht mit den anderen Missionaren noch einmal auf die Veranda. Höhnendes Gelächter ist die Antwort auf ihr ernst-freundliches Zureden. Freien Abzug verweigert man ihnen und schüttet einen Hagel vergifteter Pfeile über sie. So bleibt nur eine Rettung, zu Wasser auf dem Fluß hinter dem Hause. Doch wie sie mit Frauen und Kindern dort ankommen, sind die Bote geraubt. Da sitzen sie, Frau Rott hockend auf dem Lattenboden, ihren sterbenden Mann in dem einen Arm, ihren dreijährigen Knaben in dem anderen; Mis-

sionar Wiegand mit Frau und Kind, sich umschlungen haltend; Frau Kind, erst seit vier Wochen ihrem Mann angetraut, mit der fünfjährigen Maria Rott im Arm, Missionar Kind zur Seite. Und ihnen gegenüber die tosende, mordgierige Rotte. Noch einmal sprechen die Missionare Wiegand und Kind zu den Empörern und versichern ihnen, daß sie ihnen herzlich verzeihen. Aber mit dem Ruf: „Auf, wir sind entsetzlich langsam!" stürzen die Heiden auf die Gruppe zu. „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist", betet Rott mit schwacher Stimme, und die kleine Maria sagt: „Jetzt sind wir sogleich bei dem lieben Herrn Jesus". Frau Kind ruft ihrem Mann noch einmal zu: „Sag' es doch unseren Feinden, daß wir ihnen von Herzen vergeben" — und in den tiefen, reißenden Strom hinuntergedrängt, sind sie den weiteren Quälereien entrückt, die drei Missionare mit ihren Frauen und drei Kindern. Frau Rott mit ihrem Söhnchen war die einzige, die gerettet wurde. Ein junger Dajak hatte sie aus dem Wasser geholt, um sie dem Häuptling, wie ursprünglich bestimmt, zuzuführen. Ihr Söhnchen und die in den Wald geflüchtete gleichfalls gerettete Tochter sollten im Islam erzogen werden. Namenlose Qualen hat die arme Frau in den nächsten drei Tagen und drei Nächten unter den Mordgesellen erdulden müssen, bis ein Dampfer aus Bandjermasin kam und Rettung brachte.

Ähnlich war es in Penda Alai zugegangen. Als die Retter dort eintrafen, fanden sie im Missionshause auf einem Brett die Inschrift: „Der Tuan Hofmeister und seine Frau sind durch Leute aus Kahajan getötet worden; 125 sind hier gewesen." Mit Mühe entdeckte man schließlich ihr Grab und darin die der Köpfe beraubten Leichen, und viel, viel später, nach unausgesetztem Bemühen der Beamten und Missionare, die vier in die Gefangenschaft verschleppten Kinder, zwar elend und verwahrlost, aber doch unversehrt. Die näheren Umstände beim Tode der Eltern sind nachher bekannt geworden, aber sie sind zu grausig, um hier nacherzählt zu werden.

Nur Missionar Klammer in Tameanglajang entging noch außer Frau Rott im letzten Augenblick lebend der Gefahr. Einsam, von aller menschlichen Hilfe abgeschnitten, hatte er ausgehalten, solange es ging, ohne zu ahnen, daß die Boten, ihn zu töten, bereits wiederholt von dem ihm ergebenen Häuptling des Dorfes zurückgeschickt waren. In einem kindlich kühnen Glauben schrieb er in jener Zeit: „Schreckensnachrichten über Schreckensnachrichten für den, der sein Ohr allem leiht! Hinter jede Erzählung mache ich aber gewißlich noch ein großes Fragezeichen." „Ich scheue mich nicht, zu bekennen, daß es meinem Fleisch hart angeht, rings umgeben zu sein von einem verräterischen Volke, das ich, so der Herr es ihm zuläßt, jetzt wohl für fähig genug halte, mich auf die Seite zu schaffen, nicht aus Haß gegen meine Person oder um des Evangeliums willen, sondern weil es die Vernichtung der Europäer gilt von jener Seite, deren Willen sie sich hier unterworfen haben. Wem schütte ich mein Herz aus? Bei wem kann ich Trost suchen? Wer hilft mir tragen? Wer spricht mir Mut

ein? Allein zu dir, Herr Jesu Christ, meine Hoffnung steht auf Erden." Als dann die furchtbaren Nachrichten von den Mordszenen in Kalangan, Tanggohan und am Kahajan auch zu ihm kamen und er, obwohl er sie nicht glauben wollte, sah, daß auch er fliehen müsse, vertraute er sich seinem Häuptling an, der ihn auch durch größte Gefahren hindurchbrachte und rettete.

So waren vier Missionare, drei Frauen und zwei Kinder der gegen die holländische Herrschaft gerichteten Bewegung zum Opfer gefallen. Mohammedanischer Haß und Fanatismus und die Charakterlosigkeit der von ihnen eingeschüchterten Dajak sind die Ursachen, nicht ein Versagen der Mission. Denn unmittelbar nach den Schreckenstagen sprach ein Missionar es als seine feste Überzeugung aus: „Heute würden uns die Dajak bis aufs Blut verteidigen." Aber nur eine Missionsstation, Bandjermasin, war übrig geblieben, und den Missionaren wurde aufs strengste von der Regierung verboten, ins Binnenland zurückzukehren. So suchten die meisten sich eine neue Arbeit und schließlich blieben, als Barnstein starb, nur Zimmer und van Hoefen. Um sie sammelten sich Flüchtlinge aus den früheren Missionsstationen, Christen und Heiden, 300—400 an der Zahl, die sich willig der Pflege der Missionare unterstellten. So ertrugen die Missionare willig das Übelwollen der katholischen Regierungsbeamten und die Feindschaft der Europäer, denen sie allzu oft und allzu deutlich die Wahrheit sagen mußten, um ihre Pfleglinge in christlicher Zucht zu halten. „Das Gesuch um Rückerstattung der Vermögensverluste wurde abgelehnt, der, wenn auch nur vorübergehende, Besuch wenigstens der nächstgelegenen Stationen untersagt. Als, vermutlich von Bubenhand angesteckt, die Missionsstation Bandjermasin in Asche sank, erklärte der Kolonialresident noch auf der rauchenden Brandstätte Grund und Boden für Regierungseigentum." Dazu wurden den Missionaren alle Rechte auf ihre Christen und Pfändlinge abgesprochen und diese einem neu berufenen holländischen Prädikanten unterstellt. Es schien, als wollte man die Mission ganz aus Borneo verdrängen, und in Barmen überlegte man alles Ernstes, ob es nicht Zeit sei, die Missionare aus dem holländischen Borneo ganz herauszuziehen, um sie in das englische Borneo zu senden. Mit großem Freimut hat damals, im April 1865, der Barmer Inspektor Dr. Fabri auf einer großen öffentlichen Missionsversammlung in Utrecht den Beschwerden über die missionsfeindliche Haltung der Niederländischen Kolonialregierung Ausdruck gegeben und gezeigt, daß die Mission weiter nichts verlange als Bewegungsfreiheit auf Grund des Gesetzes, ungehindert von polizeilicher Willkür, das aber auch verlangen könne und müsse. Die Folge dieses vielbeachteten Appells an das Forum der öffentlichen Meinung war ein Wechsel in den leitenden Beamten Borneos und die Erlaubnis zur Wiederaufnahme der Arbeit im Innern, doch dürfe die Niederlassung nur in nächster Nähe von Polizeistationen erfolgen und kein Zwang zur Taufe ausgeübt werden.

Nun konnte Zimmer, indes van Hoefen in Bandjermasin

blieb, in Kwala Kapuas, d. h. an der Mündung des Murong in den Kapuas, eine erste Inlandarbeit wieder aufnehmen. Am 21. Juni 1866, kurz vor Mitternacht, traf er ein, am 24. Juni, dem ersten Sonntag, hielt er seine erste Ansprache an etwa 300 Personen, und zwei Jahre hat er dann, obwohl er bereits zwölf Jahre im Lande war, die grundlegende Arbeit tun und drei neue Missionare in die Arbeit einführen können. Er sammelte die Reste der früheren Christengemeinden, gab ihnen Lehrer und Älteste und brachte die Schule zu großer Blüte, ohne von dem staatlichen Schulzwang Gebrauch zu machen. Eine Schreinerei und eine kleine Essigfabrik, sowie ein Seminar waren Beweise seiner umsichtigen, weitblickenden Arbeitsweise.

Die neuaufziehenden Missionare fanden in Pangkoh am Kahajan 1868, in Mandomai am Kapuas 1870, in Telang 1875 und Tameanglajang unter den Maanjan 1877 ihre Arbeitsplätze, aber sie hatten unendliche Geduld nötig und mußten viel Gefahr und Herzeleid über sich ergehen lassen, ehe sie einige Frucht ihrer Arbeit wachsen sahen. Selbst kurzsichtige Regierungspolitik machte ihnen oft das Leben schwer, mehr noch die Verwilderung der Christen, denen jedes christliche Gemeindebewußtsein abhanden gekommen war und die sehr weiser Erziehung bedurften, am meisten wohl die völlige Unzulänglichkeit der Heiden. Zwar wird die Gleichgültigkeit und Trägheit, über die in den Berichten geklagt wird, kaum viel schlimmer gewesen sein als auf anderen Missionsfeldern auch. Es ist ja allgemeines Kennzeichen tropischer Naturvölker, daß sie nur für äußere Güter Sinn zeigen. Auch Unwahrhaftigkeit und Unsittlichkeit sind überall Begleiterscheinungen des Heidentums. Allerdings ist bei den Oloh Ngadju, einem der Dajakstämme, die Unsittlichkeit mit dem Kult verbunden, da die Opferdienerinnen zugleich öffentliche Dirnen sind, aber die Oloh Ngadju sind nicht verschlossener gegen den Christenglauben als die anderen Dajakstämme. Schlimmer mag der Fatalismus sein, den mit dem träg machenden feuchtheißen Klima in Verbindung zu bringen vielleicht nötig ist, am schlimmsten aber wohl die weite Ausdehnung des Landes und die geringe Seßhaftigkeit der Bevölkerung. „Das Land steht überall offen, die Wälder bergen noch viele Reichtümer, der Fischreichtum der vielen Ströme ist unerschöpflich. Gefällt es dem Dajak an einer Stelle nicht mehr, oder findet er nicht leicht seinen Lebensunterhalt, wozu er, nebenbei gesagt, sehr wenig nötig hat, so zieht er an einen anderen, oft Tagereisen entfernten Platz. So kann bei den mangelhaften Verkehrsmitteln der Missionar seinen Pfleglingen längst nicht so nachgehen, wie es nötig wäre, und darunter leidet nicht nur die Heidenpredigt, sondern auch die Gemeindepflege und die Jugenderziehung. Zudem gehörten die meisten Christen ursprünglich den Pfändlingen, später den ärmsten Bevölkerungsklassen an, und so lag auf den Christengemeinden von je ein sozialer Makel. Und dieser wurde durch den religiösen Widerstand der fanatischen Mohammedaner nicht geringer.

Soviel als möglich suchten die Missionare aber doch an die Herzen

heranzukommen, und die Zahl der Getauften stieg in den nächsten zwei Jahrzehnten, also bis 1886, auf etwa 1000.

Von da ab ist dann das Arbeitsgebiet allmählich beträchtlich erweitert worden. Von Pangkoh aus in die Umgebung reisend und meist den Flußläufen folgend, gründeten die Missionare am Kahajan die Stationen Kwalarongan (jetzt Pahandut) und Kwalakuron. Als sich dann im Anfange unseres Jahrhunderts am oberen Kahajan viele dem Christentum zuwandten, kam noch die Station Tewah hinzu. Am mittleren Kapuas entstand Masaran (jetzt Pudjun). Erst 1914 wurde auch der mittlere und obere Duson, der leider allzulange vernachlässigt werden mußte, mit in das Arbeitsgebiet hineingezogen. Endlich erhielt während des Weltkrieges eine kleine Christengemeinde im fernen Westen am Katinganflusse ihren eigenen Missionar, der die Station Kasongan dort anlegte. Im Maanjangebiet entstand die neue Station Beto, und darüber hinaus wurden am Tabalong und noch weiterhin kleine Außenstationen gegründet. Andere Erweiterungen und Stationsanlagen mußten unterbleiben. Nach den letzten Angaben war die Zahl der Getauften auf 4700 gestiegen.

Diese verhältnismäßig schnelle Entwickelung war, da Borneo eigentlich dauernd ungenügend besetzt war, nur durch hingebendste Arbeit und Ausnützung aller Kräfte möglich. Zogen sich infolge der Auffindung von Bodenschätzen oder der Eröffnung eines Handelsplatzes größere Menschenmengen an einem Orte zusammen, so entsandte man dorthin einen Missionar. Man betrieb eine ausgedehnte Reisepredigt auf den Flüssen. Man verteilte Bücher und Schriften. Man schickte junge Dajak auf das für ganz Niederländisch-Indien bestimmte Lehrerseminar in Depok auf Java, das von einem früheren rheinischen Borneo-Missionar geleitet wurde. Man eröffnete 1901 selbst eine Anstalt in Bandjermasin, um den jungen Leuten die Reise in die Ferne zu ersparen. Man sandte besondere Missionsschwestern zu den Chinesenfrauen. Man sammelte die Gemeindeglieder in Vereinen. Man suchte die Steuerkraft der Gemeinden zu heben, indem man Kokospalmen, Gummibäume, Rottang anpflanzte. Aber man blieb bei allem Fortschritt doch in dem Gefühl, vor dem Heidentum wie vor einer undurchdringlichen und unübersteigbaren Mauer zu stehen.

Auch die kleine Bewegung zum Christentum hin, die etwa 1905 einsetzte, hat daran nicht viel geändert. Immerhin mag eine Schilderung der hingebenden Arbeit der Missionare Zimmermann und Epple uns ein Bild von der neueren Zeit in Borneo geben. Missionar Zimmermann war eben in Kwala Kuron eingetroffen, als er schon so von allen Seiten angelaufen wurde, daß er schreiben mußte: „Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll! An drei bis vier Stellen soll ich zu gleicher Zeit sein. Gleich am zweiten Tage meines Hierseins kamen die Häuptlinge von zwei Dörfern, die mit ihren Familien Christen werden wollten, und zwar möglichst schnell. Ich überlegte mit ihnen, wann ich in ihre Dörfer kommen könnte. Inzwischen werden die Leute schon unterrichtet von meinen Evangelisten und den

Lehrern. Ich habe große Freude an diesem Stamm meiner eingeborenen Mitarbeiter. Es sind tüchtige, verständige, in Depok ausgebildete Lehrer." Überall, wo sich Zimmermann sehen ließ, strömten die Leute zusammen und hörten aufmerksam zu. So wurde die Arbeit planmäßig angefaßt, Schulen entstanden, die Zahl der Taufbewerber stieg. Doch war man mit den Taufen zurückhaltend, um einen festen und tragfähigen Unterbau zu gewinnen. Aber die Bewegung nahm dermaßen zu, daß Zimmermann berichtete: „Es geht hier eine große Umwälzung der alten Anschauungen, eine Umwertung aller Werte vor sich. Ich sehe dem Treiben und Brodeln in den Herzen der Heiden mit inniger Freude zu, lasse aber doch auch bisweilen die ernste Mahnung hindurchklingen, daß sie sich nicht so gänzlich ausziehen möchten, wenn sie nicht wirklich entschlossen seien, nun auch das Christentum anzunehmen. Die Hinkehr zum lebendigen Gott ist aber doch nur eine Frage der Zeit. Wir haben getrosten Mut, daß der Herr am oberen Kahajan auf der ganzen Linie Sieg geben wird." Ganz ähnliche Erfahrungen, nur vielleicht noch reicher und schöner, machte Epple in Tewah, wo er von dem Eingeborenen David Tundang kräftig unterstützt wurde. „Es ist jetzt in meinem Herzen," schreibt er einmal, „als wenn die Sonne aufgehen will. Zum vierten Teil ist sie schon herauf." So haben wir es hier mit einer echten Bewegung zum Christentum zu tun. Die Bevölkerung des Oberlandes ist längst nicht so durchseucht von mohammedanischen Malaienstämmen, wie die des Unterlandes, auch nicht so versumpft und entnervt. Sie ist zahlreicher und geschlossener. Die unheilvollen Einflüsse der Küste machen sich weniger geltend. Das erklärt die Bewegung, die auch in die Gegend am oberen Katingan übergriff, zu einem Teil. Die Hauptursache bleibt doch die Wirkung der Predigt.

Natürlich stehen neben den Lichtseiten auch ernste Schatten, Feindschaft der Mohammedaner, Erstarken des Heidentums, Rückfälle in der Christengemeinde, und gerade bei solchen, die als Säulen der Gemeinde gegolten hatten. Aber die Fortschritte der letzten Jahre zeigen doch, daß die Arbeit auf den zwölf Stationen Borneos mit ihren 4700 Gemeindegliedern, ihren 38 Schulen und etwa 1300 Schülern und 200 Schülerinnen aus der Zeit des ersten, Geduld fordernden Wartens in die Zeit eines fröhlichen Wachstums übergetreten ist, wo kräftigere Arbeit reichere Frucht verspricht.

Versuchen wir die besondere Eigenart dieses Missionsfeldes zu begreifen, so werden wir zuerst auf die Weite des Gebietes und die geringe Bevölkerung hinzuweisen haben, die fast nur auf den viel verschlungenen Wasserstraßen zu erreichen ist. Leider hat die Rheinische Mission hier immer nur mit unzulänglicher Kraft arbeiten können, und doch sind hier noch überall „Aufgaben, an die es sich lohnt, vermehrte Kräfte und Mittel zu setzen". Die Arbeitsmöglichkeiten sind unbegrenzt. Dazu müßten allerdings die europäischen Arbeiter erheblich vermehrt werden. Augenblicklich sind nicht einmal alle Stationen besetzt! Und dabei gilt es, dem überall mit den Malaien auf

den Wasserstraßen vordringenden Islam zuvorzukommen. Das Maanjangebiet ist seit Jahr und Tag ohne Missionar. Die Bauten auf den beiden Stationen sind schon verfallen, und die Gemeinden werden folgen, wenn nicht bald Hilfe gebracht wird. Ebenso ist Pangkoh am Kahajan unbesetzt, und der Leiter des Lehrerseminars in Bandjermasin muß zugleich als Gemeindemissionar seine Station und ihre Tochterstationen versorgen.

Neben den sehr weit auseinander liegenden Hauptstationen gibt es in dem weiten Gebiet noch viele größere oder kleinere Christengruppen, für die mehr getan werden müßte als bisher. Das kann aber nur wirksam geschehen durch Anlage neuer Stationen, etwa in Samihin an der Ostküste, am mittleren und oberen Duson, im Tabalonggebiet und im Katingangebiet! Und das sind alles nur Gebiete, die vom Christentum bereits berührt sind, während z. B. der heidnische Stamm der Oloh Sowangan noch gar keinen Missionar hat.

Außerdem müßte den Missionaren das Reisen erleichtert werden. Man sollte noch mehr Motorboote als bisher in Dienst stellen. Man sollte europäische Missionsschwestern verwenden, besonders in Kwala Kapuas, wo eine Schul- und eine Gemeindeschwester, und in Bandjermasin, wo eine Gemeindeschwester wohl auch reichlich Arbeit finden würde. Vor allem aber sollte man doch auf die Gewinnung tüchtiger Evangelisten und Lehrer bedacht sein. Das Lehrerseminar in Bandjermasin könnte besser aus der engen, versuchungsreichen Hafenstadt ins Binnenland verlegt werden und sollte vor allem einen tüchtigen Fachmann, am besten einen holländischen Hauptlehrer, an der Spitze haben. Er wird bei den gesteigerten Anforderungen, die die Regierung an die Schulen stellt, Mühe genug haben, nur Lehrkräfte auszubilden. So muß die Ausbildung der Gemeindeleiter und Evangelisten besonders in die Hand genommen werden, die den überbürdeten Missionaren wenigstens einen Teil der mühsamen und anstrengenden Reisen abnehmen können.

Auch literarische Arbeit ist dringend nötig. Dem Vordringen des Islam muß mit allen Mitteln, auch durch das gedruckte Wort, begegnet werden. Das kleine christliche Monatsblättchen „Brita Bahalap" (Frohe Botschaft) ist ein erster Anfang. Aber er müßte durch Flugschriften und Büchlein ergänzt werden, die den Lesehunger der Eingeborenen befriedigen.

Die Anlegung eines Hospitals, von der Regierung dringend gewünscht und gewiß unterstützt, wäre eine wirksame Hilfe sowohl im alten Gebiet wie da, wo es Bahn zu brechen gilt. Und endlich, wie viele soziale Aufgaben heischen Lösung! Vor allem muß das Volk zu einer besseren Reiskultur erzogen werden. Der jetzige Raubbau zwingt die Leute zu rastlosem, unstetem Umherziehen. Nur Reisbau auf regelmäßig bewässertem Felde kann sie seßhaft und im Welthandel wettbewerbsfähig machen. Nur gehören dazu große Mittel und gründliche Sachkenntnis! Daneben aber fordert der Einstrom moderner Kultur aufmerksamste Beachtung, kann man doch jetzt selbst

in dem abgelegenen Tewah solche Worte hören wie Sozialdemokraten, demokratisch, Kapitalist, Cooperatie, Rechtspersoonlijkheid, Statuten. Wenn z. B. der Dajakbund sein Ziel in Nachahmung europäischer Sitten und Gebräuche sucht und auf diese Weise die soziale Hebung des Volkes erstrebt, so fällt der Mission die Aufgabe zu, die Erkenntnis für wirkliche Kultur und wirklichen sozialen Aufstieg zu vertiefen und nach ihren Kräften auch die Verwirklichung zu fördern.

Die Fülle der Aufgaben macht es verständlich, daß die Rheinischen Missionare die von Basel zu Hilfe gerufen und ihnen zunächst Bandjermasin und das Gebiet des Barito mit den Stationen Mengkatip und Puruk tjahu hoch im Norden abgetreten haben. „Es ist wohl augenblicklich das aussichtsvollste Gebiet und zugleich das dichtestbevölkerte. Gerade jetzt kommt die Nachricht, daß die Häuptlinge des Maanjanstammes, wo einst die Stationen Tameanglajang und Beto lagen, und das für besonders unfruchtbar galt, Christen werden wollen." So kann man nur wünschen, daß es den Baslern bald gelinge, festen Fuß zu fassen, womöglich mit Anlegung einer ärztlichen Station, und daß die Rheinische Mission die ihr bleibenden großen dünn bevölkerten Bezirke vor allem mit den nötigen Evangelisten versorgen könne. —

Alles in allem bietet die Mission auf Borneo ein typisches Beispiel geduldiger deutscher Arbeit mit kleiner Kraft und kleinem Anfangserfolge, aber einer Arbeit, in der viel Glaubensmut, viel Hingebung, viel Weisheit, Opfer und Gebet steckt und die in dem vom Islam stark durchsetzten Gebiete eine wichtige Aufgabe hat. Noch ist das Neue, das mit dem Christentum kommt, nicht zu einer starken Flutwelle geworden, die auch den einzelnen ergreift, trägt und mit sich fortreißt. Noch ist keine neue christliche Atmosphäre geschaffen, vor der die alte, verpestete Luft zurückweicht und der sich niemand entziehen kann. Aber der Anfang ist doch da. Es fehlt nicht an christlichem Selbstbewußtsein im guten Sinne des Wortes und an schönen Zeichen inneren Lebens. Vor allem ist die große Zahl der eingeborenen Mitarbeiter erfreulich. Auf 50 Gemeindeglieder kommt bereits ein Lehrer oder Evangelist. Die Gemeinden sind also fähig und willens, aus sich heraus Kräfte zum Dienst am Evangelium und für seine weitere Ausbreitung zu stellen. So dürfen wir hoffen, daß die christliche Gemeinde in wachsendem Maße selbst eintreten wird für die weitere Evangelisierung Borneos. Und darin liegt die beste menschliche Bürgschaft für eine gesunde Zukunft.

6. Die Rheinische Mission auf Sumatra.

Das Blutbad des Jahres 1859 auf Borneo verschloß das Innere der großen Insel für die Rheinische Mission und machte die Übernahme eines neuen Arbeitsfeldes wünschenswert. Wie Missionsinspektor Dr. Fabri darauf geführt wurde, an die Bataklande in Sumatra zu denken, hat er selbst in den Barmer Berichten so erzählt: „An einem der letzten Oktobertage des Jahres 1859 wurde der Schreiber dieses während einer Unterredung mit einem Herrn in Amsterdam unter einer Menge Schriften, die den Tisch bedeckten, des Evangeliums Johannis in einer ihm völlig unbekannten Sprache mit den eigentümlichsten Schriftzeichen gewahr. Auf die Frage: Was ist das für eine Sprache? ward ihm die Antwort: Die Sprache der Battas auf Sumatra! Wie ist das möglich? fragte ich verwundert weiter, da noch nie ein Missionar unter den Battas in ihrer Sprache gepredigt, ja seit Jahrzehnten kein christlicher Sendbote die verrufenen Battaländer betreten hat? Der mir gegenübersitzende Gelehrte löste das Rätsel, indem er mir mitteilte, daß die Niederländische Bibelgesellschaft sieben Jahre lang einen gelehrten Sprachforscher auf ihre Kosten in den Battaländern unterhalten habe, der, seit zwei Jahren nach Holland zurückgekehrt, mit der Herausgabe seiner sprachlichen Arbeiten soeben beschäftigt sei. Bereits seien von demselben die Übersetzung und der Druck des 1. und 2. Buches Mose, wie das Evangelium des Lukas und des Johannes vollendet, ein Battalexikon unter der Presse und eine ausführliche Grammatik in der Arbeit. Während dieser Mitteilungen fuhr es mir wie ein Blitz durch die Seele: Ist das nicht ein Wink vom Herrn? Ist das nicht ein Fingerzeig, daß die Rheinische Mission zu ihren Arbeitsgebieten ein neues fügen und sich die Battaländer auf Sumatra dazu erwählen soll? Der Hauptzweck der Reise nach Holland war ja gerade, Erkundigungen einzuziehen und auf Winke zu achten, ob und wo sich etwa in Niederländisch-Indien ein neues Gebiet auftue. Bereits hatten wir an den Türen mehrerer Missionsfreunde in Holland angeklopft, der eine hatte uns die Insel Timor, der andere Bali empfohlen, doch gegen beide warm empfohlene Vorschläge erhoben sich Bedenken. Um so heller klang plötzlich der Name Battaland in uns wieder. Ohne Säumen suchten wir den gelehrten Sprachforscher auf. Der Gesamteindruck seiner Mitteilungen war günstig und wurde im Haag durch ermunternde Mitteilungen anderer noch verstärkt, so daß ich, mit fröhlichem Mut auf die Battaländer blickend, ins liebe Missionshaus zurückkehrte.“ In der Tat hat wohl selten eine Mission sich einer solchen Vorarbeit erfreuen dürfen, wie sie Dr. Neubronner van der Tuuk geleistet hatte, dessen Grammatik noch heute unübertroffen ist, wenn auch seine Bibelübersetzungen nur

als wertvolle Vorbereitungsarbeiten gelten konnten. Zunächst verständigte man sich mit Pastor Witteveen, der drei Missionare nach Angkola ausgesandt hatte, dann schickte man van Hoefen zu einer Untersuchungsreise nach Sumatra, und erst, als von ihm ein günstiger Bescheid vorlag, beschloß man am 26. Oktober 1860, die Arbeit in Sumatra anzufangen und mit ihr die Missionare Klammer und Heine und die Missionare van Asselt und Betz aus der Mission Witteveens in Angkola zu beauftragen. Am 7. Oktober 1861 hielten die vier ihre erste Beratung in Sipirok. Dieser Tag gilt seitdem als Geburtstag der Batakmission. Man beschloß, die bestehenden Stationen Sipirok und Bungabondar beizubehalten und im Norden unter den freien Batak noch zwei Stationen anzulegen, die in Pangaloan und Onan Hasang ihren Platz fanden. So ist der Zug nach Norden zum Leitgedanken beim Aufbau der Batakmission geworden und bis heute geblieben.

Sipirok und Bungabondar liegen in der Landschaft Angkola, die damals bereits unter holländischer Verwaltung, also zwar unter dem Einfluß der kolonialen Kultur, aber auch unter dem der eingeborenen mohammedanischen, christenfeindlichen Regierungsbeamten stand. So war die Mission hier auf stille Kleinarbeit angewiesen, mußte gegen viel Haß und Feindschaft angehen, spie man doch gelegentlich den Christen ins Gesicht oder zündete ihnen Schule und Kirche an, verfolgte sie durch falsche Zeugen vor Gericht und wohl auch einmal durch gedungene Mörder, aber das Christentum konnte sich trotz allem langsam und stetig ausbreiten. Sipiongot (1880) in den Wäldern der Landschaft Padangbolak und Simanosor (1897) sind hier später zu Hauptstationen geworden, und jetzt darf man wohl annehmen, daß die meisten Heiden zu Christen geworden sind, und mit ihnen Tausende von Mohammedanern. In Angkola ist somit der Beweis geliefert, daß in einem eben dem Islam sich erschließenden Gebiet eine christliche Mission keineswegs zur Aussichtslosigkeit verurteilt, sondern sogar imstande ist, dem Islam seine Beute wieder abzunehmen.

War Missionar Klammer mit seiner Frau in Sipirok, Betz dagegen in Bungabondar stationiert, so zogen van Asselt und Heine nach Norden in das Batangtorutal. Auf lebensgefährlichen Saumpfaden, die nur ein Eingeborener begehen kann, bergauf, bergab, durch Bäche und Ströme, über schwindelerregende Hängebrücken und durch tückische Sümpfe, belästigt durch Tausende von Moskiten und blutdürstige Blutegel, mußten sie sich ihren Weg bahnen. Argwohn und zudringliche Frechheit wirkten zusammen, den Ankömmlingen das Leben schwer zu machen. Zauberer und Häuptlinge verschworen sich, die Fremden jedenfalls umzubringen, und als die ersten Taufen gefeiert wurden, loderte die Volksleidenschaft in heißen Flammen auf. Eine wütende Bande sammelte sich vor dem Hause des Missionars und verlangte die Herausgabe der Abtrünnigen, weil sie die Ahnen und die Sitte der Väter verlassen und sich dem Gott der Weißen zuge-

wandt hätten. Ein besessenes Medium sprang mit verdrehten Augen und schäumendem Munde vor der erregten Menge herum und forderte im Namen der es beseelenden Ahnengeister, daß die Verräter getötet und aufgefressen würden. So dauerte es Jahre, bis sich die Gemeinden ruhig entwickeln konnten. Der Umschwung trat erst ein, als in Silindung das Christentum über das Heidentum triumphiert hatte. Aber dann setzte auch sofort der Wettbewerb des Islams im Batangtorutal ein, und es hat heiße Kämpfe durch viele Jahre gekostet, ehe dem Christenglauben der Sieg erkämpft war.

Im Juni 1863 machten van Asselt und Heine eine erste Untersuchungsreise in das Tal Silindung. Voller Entzücken ruhte ihr Blick auf dem fruchtbaren, dichtbevölkerten Tal mit seinen 20000 Einwohnern, diesem Garten Gottes, aus dem sich die vielen, von hohen Bambushecken umrahmten Dörfer wie liebliche Haine abheben. Hier ist der Kampf um das Christentum am heißesten entbrannt, und der Führer im Kampf war Ludwig Nommensen, ein seltener Mann, einfältigen Glaubens, unbeirrbaren Mutes, unerschöpflicher Geduld und Ruhe, zähester Ausdauer, intuitiver Sicherheit, großer Klarheit, origineller und originaler Klugheit. Schlangenklugheit und Taubeneinfalt, diplomatische Undurchsichtigkeit und kindlich-herzliche Offenheit, stete Freundlichkeit und echte Demut zierten den wetterharten, einfachen, bei erstem Begegnen vielleicht unscheinbaren Friesen, dem eine reichgesegnete Wirksamkeit von 57 Jahren auf dem Missionsfelde beschert war (1861—1918) und der die Batakmission von ihren ersten Anfängen bis zum Werden einer Kirche mit 170000 Getauften, 789 Lehrern und 40 Predigern anwachsen sah. Unbeirrt durch Betrug, Schmähungen, Drohungen, Verfemung, Mordanschläge, den Tod ständig vor Augen, durch Sanftmut und durch Unbeugsamkeit stark, hat er ausgehalten bis zum Sieg. Von Monat zu Monat wuchs die Feindschaft gegen ihn. Sie erreichte fast Siedehitze, als es ihm nach drei Jahren gelang, acht Erwachsene mit ihren fünf Kindern zu taufen. Aus dem Volksverband ausgestoßen, aller ihrer Habe für verlustig erklärt und mit dem Tode bedroht, flüchteten sie zu Nommensen. Er nahm sie zu sich, kleidete sie, sättigte sie, umgab um ihretwillen seinen sumpfigen Stationsplatz mit Wall und Graben und hieß sie, unter seinen Augen neue Reisfelder anlegen. Er wich auch nicht, als eine schwere Pockenepidemie ausbrach und den Aberglauben zu neuem Fanatismus entfachte. Im Gegenteil, er ließ seine Frau nachkommen. Sein treuer Mitarbeiter Johannsen legte in Pansurnapitu eine zweite Station an, eine dritte entstand in Sipoholon. Tochtergemeinden mit Kapellen und Schulen wurden angegliedert. Umgeben von allen Greueln des wildesten Heidentums, wurden sie bald unter eine feste Gemeindeordnung gestellt. Tischgebet und Hausandacht wurden eingeführt, jeden Abend Gottesdienste gehalten, eine strenge Kirchenzucht zum Gesetz erhoben, die Männer, die Frauen, die Jünglinge, die jungen Mädchen je in Vereine zusammengeschlossen, und schließlich Älteste eingesetzt, die sich um den einzelnen zu kümmern und

in allwöchentlichen Beratungen mit den Missionaren das Wohl und Wehe der Gemeinde zu besprechen und auch unter ihren Landsleuten zu werben hatten.

Es dauerte anderthalb Jahrzehnte, ehe sich der Erfolg dieser umsichtig-treuen Geduldsarbeit zeigte. Aber als man es sah, daß sich die Missionare nicht erbittern ließen, sondern sich in ihrer Hingebung gleich blieben und daß die Christen einen ganz neuen Wandel führten, gegen Lüge, Unreinheit, Lieblosigkeit kämpften und trotz ihrer Absage an die heidnischen Götter und ihre Zaubermittel vorwärts kamen, fing man an, auf die neue Botschaft zu achten. Und als gar einige Häuptlinge auf die Seite der Christen traten und die holländische Regierung das Tal Silindung in ihren Verwaltungsbereich einbezog und Frieden schaffte, da stiegen die Taufziffern schnell auf tausend, ja zweitausend in einem Jahre, und man konnte deutlich erkennen, wie das Christentum zu einer Macht im Volksleben wurde. Und das Erfreulichste ist, daß die Bewegung anhielt und man das Tal Silindung heute als im wesentlichen für das Christentum gewonnen betrachten darf.

Der nächste Schritt führte die Missionare weiter nordwärts auf die „Steppe"; natürlich auch hier viel Widerstand und Feindschaft, bis zu Brandstiftungen und Vergiftungsversuchen. Hier hatte die Mission zum erstenmal einen Vorteil davon, daß sie mit dem kolonialen Fortschritt zugleich vorrückte. Eine Schutztruppe erschien, machte den Dorfkriegen mit ihrer Mordgier und Menschenfresserei ein Ende und suchte sogar bis zu den Ufern des heiligen Tobasees vorzudringen, dessen Spiegel bisher noch keines Weißen Auge geschaut hatte. Da konnten die Missionare die Soldaten begleiten und ihnen als Mittler gegenüber den Eingeborenen dienen. Der Dank war, daß der Oberhäuptling von Balige um einen Missionar bat und die Mission einen neuen Stützpunkt gewann.

Auch ihn mußte sie mit Geduld sichern, durfte nicht zurückschrecken, als auch Balige ein Raub der Flammen wurde und die Missionare alle ihre Habe verloren. Als dann aber noch zwei Stationen angelegt werden konnten, Lintongnihuta und Muara, da brach, von „Singamanga radja" angezettelt, von den fanatisch-mohammedanischen Atjinesen betrieben, ein furchtbarer Aufstand los, dem die neuen Stationen zum Opfer fielen und beinahe auch Balige mit seinen Missionaren und einer dort eingeschlossenen Besatzung erlegen wäre. Ein unerwarteter Ausfall aber brachte Rettung, der Singamanga radja wurde verwundet und mit seinen Scharen in die Flucht geschlagen. Die Gründung der Stationen Laguboti und Sipahutar (1882) war das äußere Zeichen des gewonnenen Fortschrittes, den der Singamanga radja trotz mehrfacher Versuche der Mission nicht wieder streitig machen konnte. Auch hier entstand Kirchlein um Kirchlein, und eine christliche Dorfschaft mit ihrer Schule reihte sich an die andere.

Im Jahre 1890 erhielt die Mission die Erlaubnis von der Regierung, auch im Südosten des Tobasees die Arbeit aufzunehmen. Unter Führung Nommensens besetzte man Si Gumpar, Si Antar,

Parsambilan und Parparean, an das sich noch Muara im Westen schloß. Die Eingeborenen hatten um Missionare gebeten und versprochen, wenn ihnen die Bitte erfüllt würde, sich der Regierung zu unterwerfen und ihr Land durch Wege zu erschließen. Weiter konnte 1892 die große Insel Samosir im Tobasee und 1894 die Landschaft Uluan besetzt werden, zwei neue Stationen im Lande der Menschenfresser.

Der schnelle Fortschritt der Arbeit draußen stellte die Missionare und die heimische Leitung vor die schwierige strategische Frage, ob es geratener sei, das schnell ausgebaute Stationsnetz nun durch gründliche Pflege gleichsam mit engeren Maschen zu versehen oder es weiter zu spannen und in neue unbesetzte Gebiete vorzudringen. An Arbeitsgelegenheit hätte es im bisher eroberten Gelände nicht gefehlt. Man zählte unter 300 000 Menschen erst 51 000 Christen. Aber gerade jetzt wurden neue, weite Landstrecken von der Kolonisation geöffnet, und da wäre ein Zurückbleiben der Mission Pflichtversäumnis gewesen, zumal da die Erschließung einen Schwarm von Moslemen ins Land führte, die als Händler oder als Schreiber bei den Häuptlingen schnell einflußreiche Stellungen erlangten und ohne Zweifel in kürzester Frist das Land islamisiert hätten. So war es wenigstens seinerzeit in Angkola gewesen, und der Übertritt des Häuptlings Pemalang von Si Antar in Simalungan zum Islam lieferte den Beweis, daß auch jetzt die gleiche Gefahr drohte. Das veranlaßte die Mission zu schnellem und tatkräftigem Vorgehen. Eine Forschungsreise in die Landschaften Purba, Raja, Si Antar, Tano Djawa und Bandar bereitete die Besetzung der Stationen Tiga Ras, Purba, Bandar und Sipiak im Nordosten des Tobasees vor. Die Christen der alten Gemeinden zeigten für diese neue Arbeit einen ganz besonderen Missionseifer und stellten eine ganze Reihe tüchtiger Helfer. Umgekehrt bewiesen die neuen Gebiete viel Verlangen nach Lehrern. Nommensen konnte in einem Jahre von 28 Ortschaften berichten, die alle um Lehrer gebeten hätten. Die Folge war die Eröffnung einer beträchtlichen Zahl neuer Schulen und ein starkes Anschwellen der Ziffer der Taufbewerber, und das in einem Gebiet, in dem der Islam eifrigst daran war, die Bevölkerung für sich zu gewinnen.

Einen neuen Fortschritt brachte das Jahr 1908, den Vorstoß in die Pakpaklande mit ihrem Urwald und ihrer rohen Bevölkerung, die noch 1905 Menschenfleisch zum Verkauf auf dem Markt feilgeboten hatte. Hier war der Sieg des Evangeliums um so bemerkenswerter, als er gegen eine fanatische, von den Mohammedanern geschürte Glaubensbewegung erkämpft war. Ehe nämlich die Missionare gekommen waren, hatten mohammedanische Händler das Land überschwemmt und mit ihren Waren auch das Opium gebracht. Sie wollten die Missionare mit allen Mitteln fernhalten und hätten ihr Ziel sicher erreicht und die ganze Landschaft islamisiert, wenn nicht der holländische Regierungsbeamte den Häuptlingen zugeredet hätte, sich die Missionare erst einmal in Ruhe anzusehen, ehe sie gegen sie Partei

nähmen. Heute sind in jener Gegend schon 1500 Christen getauft, die, drei verschiedenen Sprachen angehörend, schon deshalb der Mission besondere Schwierigkeit bereiten, aber andererseits auch gegen viel Feindschaft, Brandstiftung und islamische Verhetzung geschützt werden müssen.

So ist der Sieg des Evangeliums unaufhaltsam gewesen. Von Landschaft zu Landschaft konnten die Missionare von Süden nach Norden vorrücken, und indes die Pioniere Neuland eroberten, festigten die zurückbleibenden Missionare die alten Gemeinden und bauten sie aus. Die Karte Inner-Sumatras zeigt ein dichtes Netz von Christendörfern mit Kirchen, Kapellen und Schulen, und in weiten Strecken klingt der Ton des kleinen, bescheidenen Glöckleins von Dorf zu Dorf und beweist, daß da, wo vor einigen Jahrzehnten noch Schädeljagd und Menschenfresserei im Schwange war, nun christliches Gemeindeleben, Ruhe und Friede eingekehrt ist. Heute zählt die Rheinische Mission auf Sumatra auf 40 Hauptstationen 194 338 Gemeindeglieder, von denen im Jahre 1920 allein 1755 getauft worden sind. Zu diesen 40 Hauptstationen gehören 520 Schulen, und 3192 Taufbewerber stehen noch im Unterricht.

Damit ist der zähen, treuen Arbeit der Rheinischen Missionare ein in der deutschen Missionsgeschichte einzigartig dastehender Erfolg beschieden worden, und das hat sicher auch verschiedene äußere Gründe. Einmal handelt es sich um eine dichtwohnende Ackerbaubevölkerung ohne jede nomadisierende Neigung und ohne die stark hervortretende Unsittlichkeit, wie sie sich bei den Dajak bis in den Kult hinein geltend macht. Dann mögen die dem Evangelium entgegenkommenden Züge in Religion und Sitte der Batak dank der Umsicht der Missionare besser erkannt und ausgenutzt sein, als es vielleicht in anderen gleichwertigen Religionen der Fall gewesen ist. Drittens trat das Evangelium nicht so stark in Gegensatz zu einer bereits tätigen Propaganda des Islams, wie auf Borneo, sondern kam mit dem Islam teils gleichzeitig, teils war es sogar früher auf dem Plan. Man konnte die Gebiete von Silindung, die Steppe und die Tobaländer beim Eintritt der Mission noch als rein heidnisch ansehen, und vor allem war das Klima nicht so mörderisch und das Land nicht so unwegsam wie das sumpfige Flußgebiet in Borneo. Gegenden, die 600—1300 m über dem Meeresspiegel liegen, erwiesen sich als so gesund, daß sie selbst Missionaren aus Nias und Mentawei, die dort nicht länger ausgehalten hätten, als Arbeitsplätze zugewiesen werden konnten.

Das charakteristische Kennzeichen der Batakmission ist die mustergültige Art, mit der man in ihr einen Stand eingeborener teils unbesoldeter, teils besoldeter Mitarbeiter herangebildet und je länger, je bewußter planmäßig erzogen hat. Ein Missionar hat ja überall im Tropenklima die Pflicht, seine eigene Arbeitskraft zu vervielfältigen, indem er seine Mitarbeiter das tun läßt, was sie zu tun imstande sind, und wenn es sich, wie im Batakland, um große Bewegungen zum Christentum hin handelt, wenn ganze Dorfschaften für den Taufunter-

richt vorbereitet, Hunderte von Dorfschaften mit Gottesdienst, Schule, Seelsorge versorgt sein wollen, wenn es gilt, werdende Christengemeinden im Glauben zu gründen und in der sittlichen Widerstandskraft gegen das Heidentum zu stärken, dann ist vollends die Heranziehung der Eingeborenen zur Hilfe unabweisbar, und es war ein Zeichen missionarischen Weitblicks, daß man in den Bataklanden nicht erst dann anfing, die Eingeborenen zur Hilfe heranzuziehen, als die Not es zur Pflicht machte, sondern daß man von vornherein das Ziel einer christlichen Volkskirche mit eigenen Ältesten, Häuptlingen, Lehrern, Pastoren klar im Auge hatte und auch hier den Unterbau fest und tragfähig gestaltete. Ein besonderes Verdienst gebührt in dieser Hinsicht neben D. Nommensen dem späteren Rheinischen Missionsinspektor Dr. A. W. Schreiber und dem unlängst als Ephorus der Batakmission wieder ausgezogenen langjährigen Seminarvorsteher D. Johannes Warneck.

Es ergab sich von selbst, daß das Ältestenamt sich zuerst herausbildete. Der Missionar hatte ja selbst den größten Vorteil, wenn er einen im Glauben bewährten Christen, vielleicht in Anfangszeiten oft den Erstling, mit einer Art seelsorgerischen Verantwortung für seine Mitchristen betraute. Das patriarchalische Verfahren, den Ältesten selbst zu ernennen, wich später dem demokratischen, der Gemeinde durch Wahl ein Berufungsrecht zu gestatten, durch das gleichzeitig das Urteil des Missionars oft richtiggestellt wurde. Aufgabe der Ältesten ist die seelsorgerische Aufsicht über die Christen und die Taufbewerber, besonders die Fürsorge für die Kranken, das Schiedsrichteramt bei Streitigkeiten in der Gemeinde und die Verwaltung der Kassen. Sie sind dem Missionar Rechenschaft schuldig und versammeln sich dazu alle Wochen einmal bei ihm, empfangen von ihm Rat und Dienstanweisung und erstatten Bericht. Je reifer die Ältesten werden, um so tiefer wird die Besprechung, da man sich keineswegs auf Äußerlichkeiten beschränkt, sondern mit ihnen die schwierigen Fragen der christlichen Ethik in heidenchristlichem Neulande bespricht und ihnen eine Einführung in die Heilige Schrift gibt, die sie in den Stand setzen soll, ihren Gemeindegliedern in rechter Weise zu dienen. Selbstverständlich ist ihr Amt Ehrenamt, doch hat ihnen die Regierung Befreiung von den gesetzlichen Vorschriften beim Wege- und Brückenbau zugebilligt.

Eine auf anderen Missionsfeldern in dem Maße nicht nachweisbare Ehrenstellung nehmen neben den Ältesten die christlichen Häuptlinge auf Sumatra ein. In der richtigen Erkenntnis, daß die Sippe der Batak durch ihre Häuptlinge zusammengehalten wird, erteilt die Missionsordnung christlichen Häuptlingen das Recht, an den Gemeindeältesten-Versammlungen teilzunehmen. Auf diese Weise sind sie in der Lage, über alle schwierigen Dinge ihren Rat abzugeben und ihre Wünsche und Bedenken jederzeit rechtzeitig geltend zu machen.

Neben den Ehrenämtern kennt die Batakſche Kirche auch besoldete Gemeindeämter, zunächst als die größte Klasse die Lehrer. Es ist das Verdienst Dr. Schreibers, daß er seit 1868 Lehrer für die Batak-

mission planmäßig ausgebildet hat. Nach seiner Rückkehr in die Heimat trat an Stelle dieses ersten Seminars in Prausorat eine auf die Dauer nicht zu haltende Wanderschule in Silindung. Die Missionare Nommensen, Johannsen und Mohri teilten sich in den Unterricht, der abwechselnd in Pansur na pitu, Huta dame und Si poholon erteilt wurde, aber schon nach Jahresfrist einging. Johannsen gründete nun in Pansur na pitu ein Lehrerseminar, dem er selbstlos von 1877—1898 gedient hat, seit 1883 von Missionar Meerwaldt unterstützt, der 1898 sein Nachfolger wurde. 1901 ist das Seminar nach Si poholon verlegt, wo Johannes Warneck den Holländer Meerwaldt abgelöst und das Seminar bis zum Jahre 1905 geleitet hat, während Meerwaldt 1905 in Narumonda (Toba) ein zweites Seminar gründete.

Aus einfachsten Verhältnissen haben sich diese Seminare zu sehr bedeutsamen Schulen entwickelt. Die Bewerber treten mit 17—20 Jahren in die Anstalt ein, nachdem sie einer gründlichen Prüfung unterzogen sind. Der Kursus dauert vier Jahre und umfaßt biblische Geschichte, Bibelkunde, Katechismus, Kirchen- und Weltgeschichte, Rechnen, etwas Mathematik, Pädagogik, Methodik, Naturkunde, batakſche Grammatik, Aufsatz, Zeichnen, Singen, Musikunterricht, Turnen. Mit jedem Seminar ist eine Übungsschule verbunden, in der die Schüler des obersten Jahrganges unterrichten. Auch Predigtübungen finden statt, da viele Lehrer auf den Außengemeinden den Gottesdienst halten müssen. Wahrscheinlich muß der Kursus demnächst verlängert werden, um das Holländische in den Lehrplan aufnehmen zu können, was als Sprache des herrschenden Kolonialvolkes von allen Gebildeten sehr begehrt wird. Besonderen Unterricht im Malaiischen zu erteilen, erwies sich auch als dringend nötig. An praktischer Arbeit wird Buchbinden, Papparbeit und dergleichen gelehrt. Daneben haben die Schüler selbstverständlich ihre Schule und ihre Wohnräume sauber und in Ordnung zu halten und selbst größere Wiederherstellungsarbeiten zu übernehmen, Holz zu holen, und was solcher Dienste mehr sind, die auf Gehorsam und Charakterbildung hinzielen.

Am Schluß des vierjährigen Lehrganges findet eine Abgangsprüfung statt, der auch ein Vertreter der Regierung, meist ein Regierungsschulinspektor, beiwohnt, und dann folgt die Ernennung der Geprüften zu Dorflehrern. Der Unterricht in den Dorfschulen füllt die Vormittagsstunden von 8—12 Uhr. Am Nachmittag sollen die Lehrer säumige Schüler an ihre Pflicht erinnern, abends die Andacht und Sonntags den Gottesdienst für die Gemeinde halten, und damit sie sich selbst weiterbilden können, haben sie einmal im Monat eine Konferenz im engeren Kreise, einmal im Jahre eine große allgemeine Konferenz. Außerdem werden ihnen Preisaufgaben gestellt, um sie zur Weiterarbeit anzuregen.

Aus den bewährtesten Lehrern werden dann die künftigen sogenannten „Pandita“, die eingeborenen Pastoren, erlesen. Aber sie haben noch eine gründliche Ausbildung durchzumachen, und zwar wieder in

Si poholon auf dem Predigerseminar. Dort wohnen sie, meist schon verheiratet, in einem besonderen Dörflein. Fünf große Häuser enthalten die Wohnungen für je zwei Familien. Jede Familie hat zwei hübsche Zimmer und eine Küche, eine nette Veranda und hinter dem Hause einen Garten. Das ist der Aufenthalt für zwei Jahre, in denen die Kandidaten mit ihren Lehrern eine Reihe biblischer Bücher durchsprechen, eine zusammenhängende, tiefergehende Einführung in die christliche Glaubens- und Sittenlehre erhalten, Kirchen- und Weltgeschichte wiederholen und sich vor allem auf Heidenpredigt, Gemeindepredigt, Seelsorge und kirchlichen Unterricht vorbereiten lassen. Nach bestandener Prüfung müssen die Anwärter noch ein Jahr auf einer Missionsstation als Hilfsprediger Dienst tun, und dann können sie als „Pandita Batak“ ordiniert und angestellt werden. Auch ihre Weiterbildung geschieht durch Konferenzen und Besprechungen.

Zwischen den Lehrern und den Pandita Batak in der Mitte stehen die Evangelisten, Männer aus dem Volk, die nicht kraft einer besonderen Vorbildung, sondern kraft ihrer inneren Tüchtigkeit und ihrer praktischen Begabung mit der Evangeliumsverkündigung und mit der Verbreitung christlicher Schriften beauftragt werden und vielfach dem Missionar die Bahn in bisher verschlossenes Gebiet geöffnet haben. Der Wert ihres Dienstes ist damit schon ausreichend beschrieben. Doch wird ihr Amt um so mehr verschwinden, je mehr gründlich vorgebildete Pandita Batak für die Evangelisation zur Verfügung stehen.

Die letzten Zahlen der Rheinischen Mission weisen für Sumatra 48 Pandita Batak, 21 Evangelisten, 824 Lehrer, 13 Lehrerinnen, 2180 Älteste und 73 sonstige Gemeindehelfer auf, denen nur 50 ordinierte und 6 nichtordinierte Missionare, sowie 11 Missionsschwestern entsprechen. Das heißt, der überwiegende Teil der Gemeindearbeit ist bereits auf die Schultern eingeborener Christen übertragen oder, anders ausgedrückt, die Batakkirche zeigt bereits deutliche Züge eigenständigen Lebens und ist nicht mehr ein Fremdkörper im Volkstum, wie das bei kleinen Missionsgemeinden in Anfangszeiten so vielfach der Fall ist.

Eine der wichtigsten Aufgaben einer werdenden Kirche ist ihre Reinhaltung von allerlei heidnischem Bodensatz. Für diese Aufgabe können die Missionare nur die Richtlinien und Grundsätze angeben, der wichtigste Dienst, die Anwendung auf die Wirklichkeit des Lebens und die strenge Durchführung, fällt den eingeborenen Helfern, ja am besten den Gesamtgemeinden als solchen zu. Deshalb gilt in der Batakmission das Gesetz, daß in Kirchenzuchtsfällen erst das Urteil der Ältesten und Häuptlinge einzuholen ist, ehe der Missionar die Strafe verhängt. In besonders schwierigen Fragen soll und wird der Missionar alle seine Mitarbeiter zu Rate ziehen, während die Pandita Batak verpflichtet sind, nicht ohne ihren vorgesetzten Missionar zu entscheiden. So ist dafür gesorgt, daß der Ernst der Zucht sich mit der Geduld der Liebe verbindet.

Als Strafmittel gelten die Warnung unter vier Augen, die Warnung vor Zeugen, Zurückstellung vom Abendmahl unter Bekannt-

machung an die Gemeinde, Entziehung aller kirchlichen Ehrenrechte und endlich Ausschluß aus der Gemeinde. Die Entziehung der kirchlichen Ehrenrechte bedeutet Fernhaltung vom Abendmahl, vom Ältestenamt oder Patenamt und von kirchlicher Trauung oder Beerdigung. Der Ausschluß aus der Gemeinde, wegen schlimmer Sünden, Ehebruch, Vielweiberei und dergleichen verhängt, kann nur nach einem sehr ernsten Prüfungsverfahren aufgehoben werden, doch hat der Missionar das Recht, Sterbenden bei aufrichtiger Reue die Ehrenrechte ohne Förmlichkeit wieder zuzuerkennen. Eine so durchgreifende Kirchenzucht, in der Heimat fast undenkbar und undurchführbar, ist Lebensbedürfnis für eine heidenchristliche Gemeinde. Sie führt ständig zu der Gefahr, in äußerliche Gesetzlichkeit zu verfallen, und doch ist sie eine notwendige Gegenwirkung des in der Gemeinde wirkenden Gottesgeistes gegen alles widergöttliche Wesen.

Eine Christengemeinde soll sein wie die Stadt auf dem Berge, soll sich verantwortlich wissen für die Überwindung des Heidentums nicht nur in der eigenen Mitte, sondern auch in der Heidenwelt ringsum. Auch in der Beziehung verdienen die Batakchristen ein Lob. Nicht nur Evangelisten, Älteste, Pastoren sind sich ihrer Missionspflicht bewußt, vielmehr darf man rühmen, „daß in allen Gemeinden die besseren Christen unaufgeforderte Herolde und Evangelisten des Christentums wurden, zunächst in ihrer näheren Umgebung, dann auch in ferneren Gebieten". Ja, aus eigenem Antrieb gründeten die Batakchristen 1901 eine eigene batakische Missionsgesellschaft, die Kongsi batak, die sich überraschend schnell zu einer beachtlichen Hilfstruppe für die Christianisierung des Landes entwickelt hat. Aus fast allen Gemeinden kamen regelmäßige Beiträge, die man zunächst aufsparte, bis die Aussendung einiger Evangelisten nach dem Norden und Nordwesten des Tobasees und schließlich die Stationierung des Pandita Samuel in Tigaras am nördlichen Tobaufer und des Lehrers Daniel in Djangga (Uluan) beschlossen werden konnte.

Um das Aufblühen der Gesellschaft, die 1910 bereits 8868 Mk. Einnahme hatte, hat sich vor allem der Pandita Henoch in Pea radja Verdienste erworben, bis er in Regierungsdienste trat.

Ein drittes Zeichen gesunder Entwickelung der Batakgemeinden ist ihre steigende Leistung zu den Gesamtkosten der Missionsarbeit, zu der sie von Anfang an planmäßig erzogen ist. Daß die Gemeinden, die einen Lehrer haben wollten, Schule und Lehrerwohnung, vielleicht auch eine Kapelle in einfachster Form, selbst bauen mußten, entspricht nur dem allgemeinen Brauch in der Mission. Eigenartig aber war die Weise, wie Nommensen den Gemeinden zu einem Grundkapital zum Unterhalt des Lehrers half. Er ließ sich von Missionsfreunden eine Summe Geldes zur Verfügung stellen, das er den Gemeinden, die einen Lehrer anstellten, in kleinen Summen auslieh. Er forderte nur, daß das Geld zu einem Zinsfuß von 20 % angelegt werde. Dieser für uns an Wucher grenzende Satz war für Batakverhältnisse außerordentlich gering, da dort ein Zinsfuß von 200 % nichts Ungewöhn-

liches war, und er ermöglichte den Gemeinden, in fünf Jahren die Schuldsumme zurückzuzahlen und doch die gleiche Summe als Stammkapital für die Lehrerbesoldung zurückzubehalten. So erfolgte die finanzielle Verselbständigung der Schulgemeinden in allerkürzester Zeit und ohne jede fühlbare Belastung. Aber das ging nur in den Anfangszeiten. Steigender Landwert, sinkender Geldwert, zunehmende Kultur, Herabsetzung des ungeheuer hohen Zinsfußes, — alles das machte auf die Dauer eine solche Unterstützung unmöglich. Doch trat, je länger, je mehr der holländische Staat mit erfreulich hohen Schulunterstützungen ein, allerdings nicht, ohne einen immer mehr steigenden Einfluß auf die Ausgestaltung der Schulen für sich in Anspruch zu nehmen. Für die Bedürfnisse der Kirchengemeinden wurde durch freiwillige Gaben, Klingelbeutel, Gebühren bei Amtshandlungen und eine Abgabe von der Reisernte gesorgt, doch scheint es, als bestünden hier größere Schwierigkeiten, zu voller Selbständigkeit zu kommen, als auf anderen Gebieten. Wenigstens urteilt der Missionsarzt Dr. Schreiber über die Verhältnisse im Silindungtal noch ziemlich ungünstig: „Hier gibt es nur wenig Leute mit festem Einkommen. Die Bewohner sind auf die unsicheren Erträge ihrer Reisfelder angewiesen. Der auf anderem Wege erzielte Erwerb würde bei den meisten zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse kaum ausreichen. Infolgedessen ist der Silindunger im allgemeinen nicht imstande, sich genügend abwechselungsreich und kräftig zu ernähren.“ Immerhin brachten die Gemeinden Sumatras im Jahre 1919 bereits 59 560 Mk., das heißt der erste Anfang einer Erziehung zu finanzieller Selbständigkeit ist gemacht. Und das ist bei dem steigenden Einfluß europäischer Kultur von größter Wichtigkeit.

Im Volksbewußtsein findet jetzt das Streben nach höherer Anteilnahme an der Kultur Ausdruck in dem Erscheinen von nicht weniger als vier batakschen Zeitungen und in der Bildung des „Hatopan Kristen Batak“ (H. K. B.), des Batakschen Christenbundes, der immer unverhüllter rein politische und wirtschaftliche Ziele verfolgt und Anlehnung an die Serikat Islam und die reinrevolutionäre Partei „Insulinde“ sucht, seinen christlichen Charakter aber immer deutlicher preisgibt. Sein Führer Hesekiel Manullang ist ein vielgewandter Agitator, der schon ein wechselvolles Leben hinter sich hat. Er hat wachsenden Einfluß gewonnen, hat es auch verstanden, aus seinem Empfang bei dem Gouverneur-Generaal für seine Sache Nutzen zu ziehen. Er wurde im Juni 1920 wegen Beleidigung der holländischen Regierung für mehrere Monate ins Gefängnis gesteckt und ist seitdem erst recht der Held des Tages. Neuerdings ist sogar, ein unerhörter Vorgang in den Bataklanden, seine Frau in einer Frauenversammlung öffentlich aufgetreten und hat dabei unter donnerndem Beifall unter anderem folgendes gesagt: „Wenn wir auch jetzt viel leiden müssen, so wird das doch unseren Nachkommen Frucht bringen, nämlich den Aufstieg unseres Volkes. Dazu kommt, daß wir für die Zukunft sorgen müssen. Denn wenn uns unser Land von Fremden

entrissen wird, werden unsere Nachkommen zerstreut werden und als Fremdlinge in fremden Ländern sich Wohnung suchen müssen. Wir, die wir Mütter sind, sind verpflichtet, alles zu tun, unsere Männer zu stärken, damit sie sich furchtlos für unser Volk aufopfern. Kraft und Mut sollen von den Händen der Frauen festgehalten werden. Wenn wir unsere Männer nach rückwärts ziehen, dann geht unsere Sache zurück. Wenn wir dagegen mitstärken und helfen, so wird das gute Früchte tragen." Wie gegen die Regierung, so traten die Wortführer des H. K. B. auch gegen die Mission und ihre bisherige Art auf. Sie beanspruchten die Kirchen zu ihren Kongressen und Versammlungen, und wo sie ihnen nicht gutwillig gegeben wurden, da schreckten sie nicht vor Drohungen und Gewalt zurück. Sie verlangten in den Gemeinden nach einem Mitregiment und nach Selbständigkeit. Große, wenigstens für batakſche Verhältnisse fast unglaubliche Geldsummen kamen zusammen, besonders, seitdem „Herr Manullang" durch seine Gefängnisstrafe zum Märtyrer geworden war. Man kann aber nicht sagen, daß die Bewegung gegenchristlich sei. Das schließen schon Name und Satzung des H. K. B. aus. Im Gegenteil, die Führer wollen das Christentum ausdrücklich hochhalten. Hesekiel arbeitet in seinen Ansprachen weidlich mit Bibelsprüchen, allerdings oft mit wunderbarer Auslegung und Anwendung, und alle Versammlungen des H. K. B. werden mit Gesang und Gebet geöffnet und geschlossen. Seit 1919 hat der H. K. B. in der Batakschen Stimme eine eigene Zeitschrift, die durch ihre ätzende Kritik an Regierung und Mission schon oft unangenehm aufgefallen ist, der Mission gegenüber aber neuerdings einzulenken scheint. Natürlich wirkt die Kritik weiter auf die Lehrerschaft der Mission und öffnet modern-radikalen Gedanken Eingang, die man lieber ferngehalten hätte. Joh. Warneck sagt in seinem ersten Bericht als Ephorus der Batakmission im Blick auf diese, selbst bolschewistischem Einfluß zugängliche Strömung geradezu: „Wir leben auf vulkanischem Boden". Um so wichtiger ist es für die Mission, diesen ungesunden Zeitströmungen durch eine gesunde Einwirkung auch auf die Kultur entgegenzuarbeiten.

Versuchen wir uns von der in der Batakmission geleisteten Kulturarbeit eine Vorstellung zu machen, so sind wir geneigt, zuerst an die 520 Schulen zu denken, in denen 26 965 Knaben und Mädchen, etwa ⅔ davon Christen, die übrigen Heiden, gesammelt sind. Aber hören wir einmal von Joh. Warneck, was für eine umfassende materielle Kulturarbeit in der Mission geleistet wird: „Ein flüchtiger Besuch in Sipoholon, Pearadja, Narumonda, ja auf jeder Station zeigt, wie die Mission auch um das zeitliche Wohl ihrer Pflegebefohlenen sich bemüht. Seitdem die Batak sich dem Christentum zuwenden, ist die Kindersterblichkeit bedeutend zurückgegangen. Der Wohlstand Silindungs und Tobas hat sich sichtbar gehoben. Immer waren die Missionare, ob sie es beabsichtigten oder nicht, Träger einer segensreichen Kultur. Die Häuser, die sie bauten, die Werkzeuge, die sie brauchten, die Gärten, die sie anlegten, die Lebensweise, die sie in gesunden

und kranken Tagen führten, das alles wirkte erzieherisch auf ihre Umgebung, welche es bald lernte, mit Säge und Hobel, mit Nadel und Nähmaschine, mit Hacke und Hammer umzugehen. In den christlichen Gemeinden entstanden luftige, reinliche Häuser; es wurden Wege angelegt, Brücken gebaut; durch die Schulen hob sich das Bildungsniveau, die Christen wurden reinlicher, fleißiger, gesunder; denn auch verständige hygienische Grundsätze setzten sich mit der Annahme des Christentums, nachdem die Furcht vor den Geistern überwunden war, von selbst durch. Die Missionare versäumten es in ihrem und ihrer Christen Interesse nicht, intelligente junge Leute in nützlichen Fertigkeiten zu unterweisen. Sie zogen sich Schreiner und Tischler heran, ermunterten die Männer, Gärten und Anpflanzungen anzulegen, führten Nähmaschinen, bessere Webstühle, Pflüge, Wagen, Sättel, Türschlösser ein. Heute braucht kein Missionar mehr Hobel und Meißel selbst zu führen, da es inländische Schreiner in Menge gibt, welche mit mehr oder weniger Geschick Häuser bauen und Möbel anfertigen. Einzelne verstehen das Löten, andere das Schneidern; der bekannte Jason in Pearadja lernte das Photographieren und war jahrzehntelang bei Europäern und Eingeborenen beliebt als der Photograph des Landes; zahlreiche Nähmaschinen finden sich heute in den Dörfern, welche man fleißig rasseln hört. Indessen stellte sich im Laufe der Jahre doch das Bedürfnis ein, im Interesse der Hebung der batakschen Christen in kultureller Beziehung intensiver, fachmännischer vorzugehen. So kam es, daß nach eingehenden Vorberatungen im Jahre 1900 eine Industrieschule in Narumonda in Toba von der Mission errichtet wurde. Wir finden in dieser blühenden Industrieschule eine Möbeltischlerei, Drechslerei, Klempnerei, Schmiede, Schlosserei, Uhrmacherwerkstätte, Wagenbauerei, Bootsbauerei, Buchbinderei und in Verbindung mit ihr die Missionsdruckerei. Selbst einen Zahntechniker hat der vielseitige Missionar Pohlig angelernt, der nicht nur Zähne plombiert, sondern auch künstliche Gebisse nach allen Regeln der Technik anfertigt. „Hier herrscht ein reges Leben. Es wird von früh bis abends spät gehobelt, gesägt, gehämmert, gefeilt, geklebt, gezeichnet. Unter Oberaufsicht von Missionar Pohlig walten einige von ihm ausgebildete Werkmeister unter den jungen Leuten ihres Amtes. Bei Gelegenheit einer Ausstellung des niederländisch-indischen Gewerbefleißes inländischer Arbeiten in Medan errang die Missions-Industrieschule sechs Preise. Was heute in den Bataklanden an Büchern, Zeitschriften, Traktaten, Listen, Formularen gedruckt wird, kommt aus der Missionspresse. Das Motorboot, welches auf dem Tobasee verkehrt, ist dort gebaut, und der von Deutschland gesandte Motor dort einmontiert. Ein batakscher Schlosser bedient das Boot auf seinen Fahrten. Die Möbel, welche in der Industrieschule fabriziert werden, stehen denen europäischer Tischler nicht viel nach. Ein dort gedrucktes und gebundenes Buch ist nicht zu unterscheiden von gewöhnlichen heimatlichen Fabrikaten. Vor einigen Jahren siedelte die Industrieschule nach Laguboti über, weil die Kolonialverwaltung eine geräumte

Kaserne mit ihren weitläufigen Gebäuden der Mission zur Verfügung stellte. Viele junge Leute, die durch diese Schule gingen, sind durch das Land hin verstreut als Schreiner, Drechsler, Klempner, Schlosser, Schmiede und beweisen, daß beides in der Mission zu seinem Recht kommt, das ora und das labora."

Es ist kein Wunder, daß solche Kulturleistungen und die modernen Zeitströmungen die Schule vor neue, schwere Fragen stellen. Nachdem die holländische Regierung dem übereilten Streben der Eingeborenen nach holländischer Bildung entgegengekommen ist und mit teurem Gelde holländische Schulen errichtet hat, davon in den Bataklanden allein drei, mußte die Mission, um nicht ihre Schüler in diese religionslosen Regierungsschulen abwandern zu sehen, ihrerseits holländische Schulen gründen; es sind vorläufig zwei. Aber diese Schulen, für die von der Regierung beträchtliche Beihilfen gezahlt werden, machen wegen der hohen Anforderungen, die die Regierung stellt, auch große Schwierigkeiten, so daß die Mission sich nicht mehr ganz als Herrin in ihrem eigenen Hause fühlt und überlegt, ob sie das höhere Schulwesen nicht ganz dem Staat überlassen soll. Joh. Warneck schreibt: „Man erschrickt, wenn man die Menge junger Leute sieht, die auf diesen Instituten höherer Bildung nachjagen, und fragt sich, was aus ihnen allen werden soll. Manche finden ja später ihr gutes Brot als Unterbeamte, auf Plantagen, in Kontoren, und man hat, wie es scheint, in ganz Indien die gewandten, anstelligen und meistens zuverlässigen Batak gern in solchen Stellungen. Wenn man aber die Hunderte von Zöglingen dieser Anstalten sieht, wenn man hört, daß, als das Gouvernement in Balige eine holländische Schule errichtete, sich an 1000 Knaben zur Aufnahme meldeten, wenn man durch das fieberhafte Verlangen der Leute gequält wird, möglichst in jeder Landschaft eine solche Schule zu haben, dann ergreift uns doch tiefe Besorgnis, wo das hinaus will. Muß da nicht ein gebildetes Proletariat allerschlimmster Sorte heranwachsen, dem wir die Waffen in die Hand gegeben haben, mit denen es später staatliche und kirchliche Autorität bekämpfen wird?" Und dabei fordern die Eingeborenen jetzt von der Mission schon solche holländischen Schulen für Mädchen, damit auch sie in sieben Jahren zum Holländisch-Sprechen erzogen werden können, obwohl der Prozentsatz der die Volksschulen besuchenden Mädchen noch recht klein ist. Das Einmaleins und das Lesen und Schreiben begehren sie nicht, wohl aber Holländisch. Und das heißt dann „Hamadjuon" (etwa gleich Fortschritt)!

„Hamadjuon" — das ist auch das Zauberwort, das die Lehrerwelt beunruhigt, die für die modernen Gedanken nur allzu empfänglich ist. Spielt doch schon in Sumatra die Forderung, das Schulamt vom kirchlichen Amt zu trennen, eine recht ernste Rolle. Die Lehrer, innerlich zum Gemeindedienst vielfach zu unreif und deshalb unwillig, wollen der lästigen Pflicht der Seelsorge und des Gottesdienstes am Sonntag überhoben sein. Die Unterstützung der Regierung allein würde ihnen einen ausreichenden Lebensunterhalt sichern und sie hätten

dann nur ihre Schulpflichten. Das wäre für sie bequem, für die Mission geradezu verhängnisvoll, weil damit die Versorgung eines großen Teiles der 465 Außenstationen mit Gottesdienst und Seelsorge in Frage gestellt werden würde. Dazu kommt, daß die höhere Besoldung der nicht besser gebildeten Bataklehrer in Regierungsdiensten die Unzufriedenheit mancher Missionslehrer noch mehr steigert, so daß die Mission tatsächlich darauf sinnen muß, wie sie neben dem Lehrerstand ein Amt besoldeter Gemeindehelfer einrichte, die natürlich besonderer und gründlicher Vorbildung bedürfen, wenn sie hinter den Lehrern nicht allzu sehr zurückstehen sollen.

Ja, schließlich muß die Schulfrage in noch radikalerer Form gestellt werden. Für ihre Schulen zahlt die Rheinische Mission jetzt jährlich 181 000 Gulden. Davon erstattet die Regierung 123 000 durch jährliche Schulbeihilfe, nimmt aber ein umfangreiches Aufsichts- und Verfügungsrecht in Anspruch. Verfügung folgt auf Verfügung. Schulinspektoren, neuerdings auch inländische, besuchen die Schulen und finden viel auszusetzen, stellen Bedingungen und reden in die Methoden hinein. Infolgedessen mußte zunächst der Religionsunterricht vom Stundenplan abgesetzt und auf eine fünfte Stunde außerhalb des Pensums gelegt werden. Er mußte aus einem Pflichtfach zu einem Wahlfach gemacht werden. Die Lehrer aber erlagen der Gefahr, nun den Pflichtstunden allein die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das alles stellte die Mission vor die Frage, ob sie die Schulen in bisherigem Umfange weiter halten wolle und könne. Die Frage wird um so brennender, als es so aussieht, als wollte die Regierung, ähnlich wie sie es in Java bereits getan hat, von der Mission unabhängige, allein durch die Bevölkerung zu unterhaltende Dessa-Schulen einrichten. Im Süden halten die Eingeborenen — Mohammedaner — schon solche von der Regierung unterstützte eigene Schulen ohne pflichtmäßigen Religionsunterricht, und die Folge ist, daß die Kinder aus mohammedanischen Familien in diese Schulen übergehen. Unter dem Druck solcher Verhältnisse hat die N. Z. G. unter den Karobatak unlängst ihre Schulen und Seminare ganz aufgelöst und fühlt sich seitdem von einer schweren Last befreit. Damit entsteht auch für die Rheinische Mission die Überlegung, ob sie ihren Volksschulunterricht der Regierung überlassen soll, um sich künftig nur noch mit Religionsunterricht und religiöser Pflege der Gemeinden zu beschränken. Auch hier mag Joh. Warneck selbst das Wort haben. „Überall läuft die Entwickelung so, daß der Staat die Sache in die Hand nimmt. Für die Unterweisung der Jugend wird es besser sein, wenn der Unterricht von Männern oder Frauen gegeben wird, denen das Seelenheil der Kinder am Herzen liegt, und nicht von Lehrern, die die christliche Unterweisung als eine lästige Zugabe zu ihrem Pensum betrachten. Die mir schwer aufliegende Frage ist nun die, ob wir bewußt und absichtlich auf eine Staatsschule hinstreben, bezw. einer dahingehenden Entwickelung in keiner Weise wehren sollen oder ob wir alles in Bewegung setzen, die gesamte Schule, niedere und höhere, zu halten. Wir

verhehlen uns natürlich die Mängel der staatlichen Schule nicht. Es wird nicht leicht sein, alle Kinder neben der öffentlichen Schule zum geregelten Religionsunterricht zu sammeln und die passenden Lehrer für sie zu finden. Auch würde das einen Bruch mit der bisherigen Missionspraxis wohl aller Missionsgebiete bedeuten. Vielleicht gestattet der Staat den Religionsunterricht im Anschluß an den übrigen Lehrplan. Ich fürchte, daß wir uns auf die Dauer vergebens gegen den Strom stemmen und schließlich doch in die Trennung willigen müssen." — So dringen nach Warnecks Worten die neuesten Fragen des heimatlichen Schullebens auf das Missionsfeld und man lernt daraus aufs neue, wie die Welt eine Einheit bildet und wie die großen Fragen der Heimat in ihren Weltzusammenhängen beobachtet und beurteilt werden müssen.

Eine weitere Kulturaufgabe neben der Schularbeit ist die literarische. Die Mission wird im Laufe der Jahre zur Schöpferin einer Volksliteratur. Mit den Schulbüchern für die Volksschule und das Seminar wird der Anfang gemacht, die Bibel, eine Glaubens-, eine Erziehungs-, eine Predigtlehre, Bogatzkys Schatzkästlein rechnen schon auf einen anderen Leserkreis, ebenso eine Kirchengeschichte, Auslegungen biblischer Bücher, erdkundliche Schriften, ein Lesebuch über den Sieg des Evangeliums in Silindung, Spruchbüchlein, Erbauungsschriften, Kalender, Gesangbuch. Alle diese Bücher sind Gaben der Mission an das Batakvolk. Wichtiger aber ist's, daß diese Gaben die Kräfte des Volkes selbst geweckt haben, und wenn es sich zunächst auch nur um kleinere Arbeiten handelt, die das Leben der Batak in alter Zeit beschreiben oder in den Schatz ihres Rechtes, ihrer Sprichwörter, ihrer Fabeln und Märchen einführen, es sind doch Anfänge eines eigenständigen Schrifttums, die in dem Monatsblatt „Immanuel" seit 1890 eine Sammelstätte gefunden haben und der Beachtung wert sind. Eine dieser Schriftchen, „Ulang lilu hamu" („Laßt euch nicht beirren!"), eine Sammlung von Aufsätzen über den Islam, wurde sogar eine Zeitlang von der Regierung beschlagnahmt!

Im Jahre 1900 wurde mit dem Eintritt des Missionsarztes Dr. Julius Schreiber auch die ärztliche Arbeit planmäßig in Angriff genommen. 19000 Beratungen im ersten Jahre lieferten den Beweis, wie dringend nötig dieser Dienst sei. Dem ersten Missionsarzt mußte ein zweiter zur Seite gestellt werden, und beiden wieder zwei Krankenschwestern mit geburtshilflicher Ausbildung. So hat das Hospital in Pearadja zurzeit eine Poliklinik und je ein Krankenhaus für Männer und für Frauen, während für die Aussätzigen in Sipirok und in Huta salem bei Laguboti Aussätzigenheime gegründet sind. Die Ärzte haben ihrerseits schon wieder eingeborene Heilgehilfen und Hebammen ausgebildet, und mit ihnen an zehn Plätzen Hilfskrankenhäuser eröffnen können, die nur gelegentlich von den Ärzten besucht werden und leichtere Fälle selbständig behandeln. Der Jahresbericht von 1919 meldet 74000 Beratungen auf diesen Hilfsstationen, 1607 Operationen und 2525 Verpflegungstage. 1920 konnte in Pearadja

eine Konferenz mit 34 Heilgehilfen gehalten werden. Das Ziel, jeder Missionsstation einen ausgebildeten Heilgehilfen zuzuweisen, rückt seiner Verwirklichung näher.

Endlich ist als ein wichtiger Arbeitszweig die Schwesternarbeit zu erwähnen, die, seit sich 1890 eine Engländerin in Hester Needham für Pansurnapitu zur Verfügung gestellt hatte, langsam und stetig gewachsen ist, so daß 1919 im ganzen elf Missionsschwestern im Dienst der Frauen und Mädchen teils in der Gemeindearbeit, teils in Krankenhäusern, teils als Lehrschwestern wirken.

Seit 1905 ist das fast unübersichtlich groß gewordene Arbeitsfeld nach den Landschaften in fünf Kreise geteilt. „In jedem Kreis finden jährlich zwei Konferenzen statt, je nach den Verhältnissen und Bedürfnissen mit oder ohne inländische Gehilfen. In jedem wurden die inländischen Prediger und Lehrer zu einem engeren Verband zusammengeschlossen mit einem Vorsitzenden, welchen sie selbst wählten. Jeder Kreis bestellt seitdem ferner zwei bis drei Gemeindeälteste, die als seine Vertreter zu den Konferenzen anderer Distrikte und der Kongsi batak entsandt werden. Endlich hat jeder Bezirk einen Missionar mit der Kreisschulinspektion zu betrauen." Die Gesamtleitung auf dem Missionsfelde liegt in der Hand des Ephorus, zuerst D. Nommensens, seit dem 19. März 1920 in der D. Joh. Warnecks, der nach 14jähriger Heimatarbeit endgültig wieder in den Dienst des Missionsfeldes übergetreten ist.

Es gehört zur Eigentümlichkeit der Tropen, daß man dort an mancher Palme Blüten und Früchte zugleich sieht. Ähnlich ist's mit den Missionsfeldern. Sie zeigen die verschiedensten Stufen der Entwickelung. Auch Sumatra. Neben Gebieten, die als völlig christlich gelten können, finden wir solche, die eben die ersten Anfänge der Missionsarbeit zeigen. Der Süden — Angkola, Padang Bolak, Sibolga — ist soweit christianisiert, als dort noch Heiden wohnten. Er umfaßte nach den Berechnungen Alfred Bonns um 1916 11 200 Christen unter 38 000 Mohammedanern. Das Batangtorutal ist fast ebenso weit, insofern dort neben 17 300 Christen und 2000 Mohammedanern nur noch 1700 Heiden wohnen, während sich Silindung neben 30 000 Christen 5000 Heiden und 4000 Mohammedaner finden. Das ist das älteste, am weitesten entwickelte Missionsgebiet. Auf der Steppe sind die Christen, obwohl es deren bereits 42 000 gibt, noch in der Minderheit, denn sie stehen einer Mehrheit von 74 600 Nichtchristen gegenüber. In den Tobalanden sind mehr als die Hälfte Christen, 34 700 von 66 000, in Uluan etwa ein Fünftes (6700 von 34 700). Auf Samosir dagegen ist noch nicht 3 % der Bevölkerung für das Christentum gewonnen, und weiter im Norden finden wir unter 122 000 Einwohnern nur 5000 Christen. Im ganzen sind, um es noch einmal zu wiederholen, von 600 000 Batak fast 195 000 getauft.

Natürlich entscheiden nicht diese Zahlen über den Wert der Missionsarbeit, sondern der innere Charakter der Christen, und auch da haben wir die verschiedensten Abstufungen vom bloßen Mitläufertum

und Modechristentum bis hin zum echten, erprobten, im Leid sich bewährenden Glauben, ja selbst schlimme Rückfälle ins Heidentum bleiben in keinem Jahre aus. So heißt es im Bericht über das Jahr 1919 aus der Steppe: „Gerade in dem verstrichenen Jahre hat sich die Macht des alten Heidentums auf mancherlei Weise gezeigt und geltend gemacht. Alte heidnische Gebräuche und alte, längst vergessene Opferstätten wurden wieder neu belebt. Es wurde geschlachtet, gegessen, getrunken, gefastet und geopfert, um sich die Geister der Verstorbenen zu Freunden zu machen und um auf diese Weise zugleich gefeit zu sein gegen Krankheiten, Seuchen und andere schädliche Einflüsse. Viele Tausende von Gulden sind so unnütz durchgebracht worden. Leider haben auch oft Christen der unheimlichen Macht, die die Zaubertrommel noch über sie hat, und der Anziehungskraft der Feste mit ihrem Gedränge nicht widerstehen können. Scheuten sie sich auch, offen als Veranstalter von solchen aufzutreten, so gaben sie doch heimlich, vielfach unter dem Druck der Häuptlinge, ihren Beitrag dazu oder fanden sich als Zuschauer ein, wurden aber auch aus Zuschauern Teilnehmer." Neben dem Überhandnehmen der Feste wird ein Erwachen der Spielwut beklagt und ein Zunehmen der Polygamie unter Häuptlingen und Ältesten, die dann unter Kirchenzucht gestellt und aus der Gemeinde ausgeschlossen werden müssen. Nimmt man dazu das Einsetzen der Weltteuerung, das Stocken der Reiseinfuhr, den Rückgang des Ernteertrages infolge übermäßigen Regens, so wundert man sich über Unzufriedenheit, Verdrossenheit, Lauheit unter den Neuchristen weniger als über die Treue derer, die, den kleinen Stamm der Gemeinde bildend, denselben Widerwärtigkeiten und Kämpfen ausgesetzt sind wie die anderen alle.

Auch das Auftauchen von Sekten bringt Unruhe in die Gemeinde; amerikanische Sabbatisten und Mormonen sind dabei, neben einer wunderlichen Mischbildung, den Pormalim, die Animismus, Christentum und Islam in sich vereinigen, in Jesus den Weg zum Vater sehen und an „Maria, die Frau Gottes", glauben, als besonders bedenkliche Erscheinungen zu nennen. Auch der Islam macht große Anstrengungen, vorwärts zu kommen.

Aber am auffallendsten ist doch das Einströmen der neuen Zeit mit ihren Gütern, Kräften und Gedanken. Davon hat erst unlängst Joh. Warneck einen sehr anschaulichen Bericht gegeben, der die Darstellung der Batakmission abschließen mag. Er schreibt: „Daß mir ein in vielen Beziehungen neues Bild entgegentreten würde, wußte ich aus Berichten und Briefen. So war ich denn nicht allzu überrascht, als ich, auf der Ostküste Sumatras angekommen, zunächst mit der Eisenbahn nach der unterdes aus der Erde gewachsenen Stadt Siantar, einem früheren Urwaldsdorf, fuhr, dann mit elegantem Automobil zum Tobasee, über diesen in wenigen Stunden mit schnellem Motorboot nach Toba und wiederum in kürzester Frist mit Auto quer durch die Insel nach Siboga. Der Gegensatz gegen unsere frühere Reiseweise, zu Pferd, auf dem See erst im Kanu, dann in schwer-

fälligem Ruderboot, wirkte verblüffend; und dieser Eindruck einer allzuschnell das Land umgestaltenden Umwälzung begleitete mich fortan auf Schritt und Tritt. Die Kultur, oder sagen wir besser: die Zivilisation, hat das Bataklaud im Sturm überflutet. Eine prachtvolle Chaussee verbindet die Ost- mit der Westküste, betriebssichere Brücken queren die Ströme, auf dem See verkehren Motorfahrzeuge, unscheinbare Orte haben sich zu Städtchen entwickelt, gutgekleidete Männer und Frauen beleben die Straßen, Handelshäuser sind entstanden, wer etwas auf sich hält, trägt elegante Schuhe und weißen Anzug, das alte batakſche Haus mit seinem romantischen Schmutz verschwindet, ebenso der Typ des schwere Last auf der Schulter tragenden Kulis. Auch der Eingeborene geht weitere Wege nicht mehr zu Fuß, sondern bedient sich des Automobils, der Stutzer (den es übrigens schon in der heidnischen Zeit gab; diese Torheit scheint zur Erbsünde zu gehören) kräuselt seine Locken nach der neuesten Mode und zwingt den widerhaarigen Borsten durch Ströme von Fett die gewünschte Eleganz auf, Fahrräder sausen die Straßen entlang, Tennis und Ballspiel finden zahlreiche Liebhaber, auf den größeren Plätzen locken japanische Kinos die schaulustige Menge — Herz, was willst du mehr? Die alte Einfachheit schwindet, man gewöhnt sich neue Genüsse an, gibt mit stolzer Geste Geld aus und klagt über das immer teurer werdende Leben. So wird die unheilvolle Zivilisation des Westens, leider mit ihren sozialen Folgen, einem dafür in keiner Weise reifen Volke aufgedrängt und als Wohltat gepriesen und empfunden, was Gift in sich trägt." So braust die neue Zeit mit ihren Verführungen und Lockungen über die Batak hinweg und läßt sie die Ewigkeitsbotschaft der Mission vergessen. Fortschritt und Verdienen, das sind die Leitworte der neueren Zeit. Ein fieberhaftes Verlangen nach Geld hat viele ergriffen, und man ist nicht mehr wählerisch in der Wahl seiner Mittel. Der Handel hat sich mächtig gehoben, es gibt heute batakſche Händler, deren Umsatz in die Zehntausende geht. Andere gehen an Geschäftsunkenntnis zugrunde. Handwerke, zu denen die Batak Geschicklichkeit genug hätten, sind weniger beliebt. Aber den goldenen Boden der Volkswohlfahrt bildet doch der Reisbau, dem noch immer die meisten mit Fleiß obliegen. Wo die Bevölkerung zu dicht wird, wandern viele aus nach der Ost- und Westküste, wo auf Veranlassung und mit Hilfe der Kolonialregierung Wasserleitungen angelegt und weite Reisfelder bebaut werden.

Diese Wirkungen der Zivilisation zeigen sich vorläufig eigentlich nur an den großen Plätzen und in der Nähe der Landstraße. Im Innern findet man — wenigstens an der Oberfläche — meist noch die früheren Zustände. Aber ganz offenbar geht Sumatra einer neuen Zeit entgegen und der Mission wie der Batakkirche warten noch große Aufgaben, die viel Weisheit erfordern werden. Denn je unruhiger die Zeitströmung wird, um so mehr bedürfen die Christen, die unbefestigten sowohl wie die gereiften, sorgfältigster Anleitung und nachhaltigster Pflege.

7. Die Rheinische Mission auf Nias.

Zu den Missionaren aus Borneo, die nach Sumatra gehen sollten, gehörte auch Denninger. Der Gesundheitszustand seiner Frau machte ihm aber den Aufenthalt in Sipirok unmöglich und veranlaßte ihn, sich in Padang, an der Westküste, niederzulassen. Dort wohnten neben Europäern, Hindu, Malaien, Chinesen auch etwa 2000 Leute aus der kleinen, Sumatra im Westen vorgelagerten Insel Nias. Mit diesen, die meist als Hafenarbeiter und Hausdiener sich schnell Geld verdienen wollten, kam Denninger in Berührung. Er begann, ihre Sprache zu lernen und ihnen zu predigen. Er erkannte aber bald, daß die Arbeit unter dieser rastlosen, stetig wechselnden Bevölkerung nicht so erfolgreich sein könne, wie eine Arbeit auf der Insel selbst, und so erbat und erhielt er 1865 von seinem Vorstande die Erlaubnis, sich auf Gunung Sitoli, dem einzigen, damals mit einem holländischen Beamten und einer kleinen Besatzung belegten Platz der Insel, niederzulassen. Bis zum Jahre 1873 ist er allein dort geblieben. Die ihm 1867 und 1868 zu Hilfe gesandten MissionareKödding und Mohri hatten sogleich einen verfrühten Vorstoß in das Innere versucht, in das Gebiet der heutigen Station Sogge adu. Den nach ihnen, 1871, gekommenen Missionar Thomas hatte es gleichfalls getrieben, eine eigene Station anzulegen, Ombolata. Erst an Missionar Kramer, der 1872 kam, erhielt er einen Gehilfen, der an seiner Seite blieb. Aber die Arbeit war so aussichtslos, daß ein holländischer Beamter dem Barmer Missionsinspektor den Rat gab: „Rufen Sie doch ihre Missionare von Nias fort. Das gibt dort ja doch nie etwas. Die Niasser haben nur Sinn für drei Dinge: für Gold, für Schweine und für Köpfe; und wenn Sie die Missionare noch länger dort lassen, verlassen Sie sich darauf, dann schneiden die Niasser ihnen auch noch die Köpfe ab." Dennoch ließ man sich nicht einschüchtern, und als Denninger zu alt war, um sein Werk noch länger fortzusetzen, da durfte er doch die schöne Erinnerung aus Nias mit fortnehmen, daß er am Osterfest 1874, also nach neun Jahren, die ersten 25 Niasser hatte taufen dürfen, ein Erfolg, der all sein Hoffen und Erwarten weit überstieg. 1875 konnte Thomas in Ombolata mit sechs Niassern die gleiche Feier begehen, so daß der Erfolg zehnjähriger Missionsarbeit war: 31 Christen in drei Missionsstationen und zwei Dörfer, bei denen man einen ganz kleinen Umschwung zum Besseren bemerkte.

Dennoch blieben die Missionare treu. Sie opferten ihr Leben und alle Bequemlichkeit und verloren die Geduld nicht, obwohl 1876 die Zahl der Christen nur 92 betrug, 1885 nur 538, 1890 etwa 700! Zwar hatte man hier und da versucht, festen Fuß zu fassen,

aber überall der Feindschaft der Kopfabschneider wieder Platz machen müssen. Im Süden der Insel deutete nur ein einsames Missionarsgrab an der nach dreijähriger Arbeit wieder aufgegebenen Station Bawo Lowalangi an, daß hier eine Saat gesät war, die nach Gottes Verheißung nicht fruchtlos bleiben konnte. So verstehen wir es, wenn die Missionare nach 25 jährigem Bestehen der Mission recht wenig hoffnungsfreudige Berichte schrieben.

Aber wie mit einem Schlage änderten sich die Missionsaussichten nach dem Jubiläumsjahr. Erst leise und mit zagender Hoffnung, und dann immer lauter und freudiger meldeten die Missionare von neuen Fortschritten. Innerhalb von fünf Jahren durften sieben neue Missionare nach Nias gesandt werden und die Zahl der Getauften stieg um das Dreifache. 1896 zählte man 2380 Getaufte und 1000 standen noch im Taufunterricht. Im Juni 1900, also nach vier weiteren Jahren, betrug die Zahl der Getauften 4300, von denen allein 1000 auf das letzte Jahr kamen. Die Zahl der Missionare war von 10 auf 16, die der Stationen auf 12 gestiegen, und von allen Seiten wurde gemeldet, daß sich die Leute zum Christentum förmlich drängten. Von allen Seiten kamen die Bitten um Lehrer, überall bauten die Leute Kirchen und Schulen, und es fehlte an eingeborenen Gehilfen, um all die sich öffnenden Plätze zu besetzen.

Wie war das so plötzlich gekommen? Die Geschichte einer einzigen Station mag uns als typisches Beispiel für diese Stufe der Entwicklung der Mission auf Nias dienen.

Im Südwesten der Insel, südlich von der Station Lahusa, der Pforte der Schädeljäger, wo Missionar Krumm sich niedergelassen hatte, finden wir auf älteren Karten von Nias die Bezeichnung: „Unerforscht, sehr gebirgig, dichte, sehr wilde Bevölkerung" und dazu den Namen Iraono Huna.

Die Leute, die hier wohnen, machen ihrem Namen „die Wilden" alle Ehre. Sie galten neben den Iraono Lase im Osten für die wildesten aller Niasser. Von ihnen ging das Gerücht, sie äßen Schlangen und lebten wie die wilden Tiere im Walde. Um so freudiger war Missionar Krumm überrascht, als im Jahre 1899 plötzlich einer von den Iraono Huna in vollem Kriegsschmuck bei ihm erschien und sagte: „Tuan (das heißt Lehrer), erzähle auch uns, den Iraono Huna, von der Huku Lowalangi (das heißt: von der Lehre Gottes). Wir wollen auch Christen werden." Erstaunt fragte der Missionar nach der Ursache dieses Wunsches. Da stellte sich heraus, daß Solago, so heißt unser Freund, auf dem Wege zwischen Lahusa und einer anderen Missionsstation ein Büchlein gefunden, dessen Bilder ihn aufs höchste fesselten. Sofort hatte er sich die Bilder von einem Christen erklären lassen und war dann mit seinem Fund in seine Heimat Lolowa'u zurückgekehrt. Dort hatte er nichts Eiligeres zu tun, als den Iraono Huna seine Bilder zu zeigen. Es war das bekannte „Herzbüchlein" mit seinen mehr drastischen als geschmackvollen Darstellungen des Menschenherzens, und Solago erklärte: „Seht,

so sehen unsere Herzen aus, wenn wir stehlen, so, wenn wir töten, so, wenn wir faul sind, aber so," und dabei zeigte er das letzte Bild, „wenn wir der Lehre Gottes folgen." Das Buch ließ ihm keine Ruhe. Nachdem die erste Scheu überwunden war, kam er Woche um Woche nach Lahusa, setzte sich der Missionarsfrau zu Füßen, ließ sich die zehn Gebote, das Vaterunser und Liederverse vorsagen und lernte sie auswendig. Ja, bald brachte er seinen älteren Bruder Fadoli mit, der den Missionar mit dem stolzen Wort begrüßte: Ich bin der Häuptling der Iraono Huna.

So standen denn die beiden Söhne des gefürchtetsten Kopfjägers vor dem Missionar, und Fadoli, der vielleicht Hunderten die Köpfe abgeschlagen und mehr noch in die Sklaverei verkauft hatte, erklärte: „Ich bin satt vom Morden, ich habe aufgehört zu kriegen". Für den Missionar ein unvergeßlicher Augenblick. Aber wie groß war seine Freude, als er dann im Oktober 1899 einen seiner Lehrer auf drei Tage zu den Iraono Huna schicken konnte und die Botschaft hörte: „Die Leute wollen wirklich Christen werden; aber der Weg ist schrecklich, du kannst nicht hinreiten". Weil nun das Weihnachtsfest nahte, lud der Missionar die Leute von Lolowa'u dazu ein. Und richtig, sie erschienen, 28 Mann hoch. Und was gab's, alles für sie zu sehen! Am meisten beschäftigte ihre Gedanken das Pferd des Missionars, von dem sie sich Wunderdinge erzählt hatten, weil es auf Nias sonst keine Pferde gibt, seine Kuckucksuhr und sein Kochherd. Vor diesem schüttelten sie die Köpfe und sagten: „Man sieht kein Feuer, keinen Rauch, und doch kocht das Wasser". Die Frau Missionar war gerade am Backen. Sie gab den Kuchen allerlei Gestalten von Puppen. Als die Niasser das sahen, sagte eine Frau: „O, unsere Gawe (das ist unsere Großmutter) backt Götzen". Als jedoch der Missionar einen dieser Götzen zerbrach und zum Essen anbot, erkannten sie lachend ihren Irrtum. Den Höhepunkt erreichte ihre Freude beim Fest selber. Von der Weihnachtsfeier waren sie so ergriffen, daß Solago sagte: „Tuan, unsere Herzen stehen ganz still. So etwas hat man, so lange die Welt steht, bei den Iraono Huna noch nicht gesehen." Und die anderen erzählten zu Hause, sie hätten gesehen und gehört, wie es im Himmel aussähe. Das wäre so schön, das könne man gar nicht beschreiben, das müsse man selbst erleben. Alle aber schieden mit dem Wunsche: „Tuan, wir wollen auch Christen werden. Komm einmal zu uns." Und so stark war der Wunsch, daß sie sich zu der für ihre Verhältnisse unerhörten Selbstverleugnung bereitfinden ließen, einen Weg von Lolowa'u nach der Missionsstation zu bauen. Zwanzig Mann haben wirklich acht Tage lang gearbeitet, und am 1. Januar 1900 war der Weg fertig, der Missionar konnte seine erste Missionsreise zu den Iraono Huna antreten.

Am folgenden Tage gleich sattelte er sein Pferd und nach zweistündigem Ritt war er um 12 Uhr im Dorfe Siwahumolas, des Neunflammigen, auch eines berüchtigten Schädeljägres. Der hatte

Befehl gegeben, daß man sein Dorf bei dem Wegebau nach Lolowa'u nicht umgehen dürfe. Infolgedessen hatte der Missionar das zweifelhafte Vergnügen, mit seinem Pferdchen den steilen Berg zu übersteigen, auf dem Siwahumolas Dorf stand. Dort sah er ein festes Haus aus Steinen, während sonst die Häuser der Niasser aus Holz und Palmblättern gebaut sind, und mit diesem Hause durch eine Brücke verbunden einen Turm, der nur oben eine Öffnung hatte und manchem armen, für die Sklaverei bestimmten Niasser als Wohnung gedient hat. Auf des Missionars Bitten ließ sich Siwahumola endlich bereit finden, den Führer nach Lolowa'u zu machen, wo man ziemlich müde, nachmittags um 4 Uhr, ankam. Aber ach, das Dorf Fadolis lag auf einem noch höheren Berge als das Siwahumolas. Es zu Pferd zu erreichen, war kein Gedanke. So blieb nichts übrig, als dem kleinen Pferdchen schnell unten einen Schuppen zu bauen, und dann faßten zwei Niasser an und zogen den Missionar förmlich den steilen Berg hinauf. Oben fand er die beiden Häuptlingshäuser und dazu eine Menge Menschen; und immer mehr kletterten mit katzenartiger Geschicklichkeit den Abhang hoch. Kaum hatte Missionar Krumm sich gesetzt, als Solago sagte: „Der Tuan ist da, wir wollen zuerst beten". Das geschah. Darauf brachte man die großen Trommeln — Aramba genannt — und nun ging's los. Fadoli, der Oberhäuptling, erschien im Festesschmuck, mit goldener Krone und goldenem Schnurrbart, den Zeichen größter Feierlichkeit, und gab den Befehl zum Anschlagen der riesigen Aramba. Mit lautem Getön verkündete die Trommel wohl zwei Stunden weit in die Runde den Niassern, welch hohen Besuch Lolowa'u erhalten, und eine alte Donnerbüchse mußte zur Erhöhung der Freude tüchtig knallen.

Danach nahmen alle auf dem Erdboden Platz zur feierlichen Begrüßungsrede. Siwahumola erhielt zuerst das Wort und erfreute alle Zuhörer durch eine dreiviertelstündige Ansprache, deren Sinn kurz war: Früher war ich ein Kriegsmann, jetzt bin ich des Mordens satt, ich erlaube meinen Leuten, der Lehre Gottes zu folgen, ich selbst will noch warten. In ähnlicher Weise nach Inhalt und Länge sprach Fadoli und nach ihm noch drei andere Häuptlinge. Wär's nicht um seines Glaubens willen gewesen, dem Missionar wäre beim Hören die Geduld gerissen. So aber hörte er gerne zu und noch lieber ergriff er nachher das Wort, um auf Solagos Vorschlag das Evangelium zu verkündigen: Gott hat die Zeit eurer Unwissenheit übersehen. Nun aber gebietet er den Dorfleuten von Lolowa'u, Buße zu tun, das heißt das heidnische Leben zu verlassen und die Huku Lowalangi anzunehmen.

Allgemeiner Beifall und der Ruf: „Wahr ist dein Wort!" zeigte dem Missionar, daß er verstanden worden war. Als er geendet, stieg Fadoli auf eine Kiste und rief mit Donnerstimme hinaus ins Land: „Wir verlassen jetzt die Huku des Teufels und folgen der Huku Lowalangi. Hört es, alle unsere Genossen." Alle erwiderten: „Ja'ia ho, so ist es". Solago aber sagte: „Tuan, hole jetzt dein

Buch und pflanze unsere Namen ein, die Namen derer, die wirklich in den Taufunterricht kommen wollen und ihre Götzen wegwerfen." Ihre Zahl war 102. Sie alle brachten ihre Götzen, die Krumm alsbald mit tiefer Bewegung in den Abgrund schleuderte: „Die falschen Götzen macht zu Spott, der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!"

Aber wie eine Ernüchterung kam es über ihn, als er, nachdem man sich wieder gesetzt hatte, aus Solagos Munde die Frage hörte: „Tuan, dürfen wir auch tanzen?" Am Tanz haftet ja eine Fülle heidnischen Aberglaubens, heidnischer Unsitte, darum wird das Tanzen von den Missionaren nicht gern gesehen. Jedoch Lehrer Josia wußte schon Bescheid: „Tuan, laß sie nur, es ist nichts Heidnisches dabei". Und es war nichts Heidnisches dabei. Solago trat als Vorsänger und Vortänzer in die Mitte, die anderen bildeten einen Kreis um ihn und begannen, einander anfassend, sich zu drehen wie die Kinder im Ringelreihen. Solago hob an und sang, die Dorfleute wiederholten und stampften mit dem Fuße. Was sie gesungen, hat Missionar Krumm übersetzt:

Es ist gleich als wenn die Sonne aufgeht über unsern Bergen,
Weil gekommen ist zu uns der Tuan,
Es wird helle bei uns, weil er uns das Wort Gottes verkündigt.
Es hat auch uns erreicht Lowalangi,
Es ist zu uns gekommen der Herr,
Zu uns, den Dorfleuten von Lolowa'u,
Zu uns, den Iraono Huna, der Menge.
Es hat uns erreicht die frohe Botschaft,
Die Botschaft, die das Herz sättigt, stille macht.
Darum haben wir uns versammelt,
Darum sind wir alle da.
Es sind gekommen die Alten,
Es sind gekommen die Jungen.
Wir haben uns hier versammelt, wir sind nun alle da,
Wir drehen uns im Kreise, wir stampfen auf dem Boden.
Weil zu uns kommt die frohe Botschaft,
Weil sie erreicht hat unser Land.
Sie rauscht über unsre Berge, sie geht durch unser Tal,
Weil bei uns ist der Tuan, der Geber einer neuen Rede,
Der Bringer eines neuen Wortes.
Darum ist das Herz so voll, darum ist das Herz so groß.
Woher ist die Botschaft gekommen?
Sie ist gekommen vom Norden,
Daher, wo die Menge wohnt auf den Bergen.
Warum kam die Botschaft vom Norden?
Weil dorthin gekommen ist der Sohn Gottes,
Weil dort ist der Heiland, unser Erlöser.
Er ist gekommen zu den Menschen auf die Erde,
Damit ewiges Leben bekämen die Menschen, die Sünder,
Die vom Teufel Gequälten, die vom Bösen Geführten.

Wenn wir verändern unsre Gedanken,
Wenn wir verlassen die Sünde
Mitsamt dem Neid, mitsamt dem Streit,
Wenn wir lieben unsre Brüder,
Unsre Genossen, unsre Dorfleute,
Dann finden wir den Weg des Lebens.

So Solagos Hymnus zu Ehren des Missionars, ein Beweis für die Empfindungskraft und das Verständnis selbst roher Heiden für das Christentum.

Über dem Tanzen war es natürlich längst dunkel geworden. Dennoch war für den müden Missionar noch nicht an Ruhe zu denken. Zunächst sollte er das Gastgeschenk entgegennehmen, das die Bescheidenheit Fadolis ein „kleines Huhn“ genannt hatte, das sich aber in Wahrheit als ein riesiges Schwein entpuppte, an dem zehn Niasser zwei Stunden lang geschleppt hatten, um es auf die Spitze des Berges zu bringen. Flugs wurde es geschlachtet, und während es zubereitet wurde, sollte der Missionar die Kinder singen lehren. Nun sind die Niasser nach unseren Begriffen recht unmusikalisch, aber was half's, mit Unterstützung des kleinen Posaunenbläsers aus Lahusa wurde das Werk begonnen und gleich zwei Lieder in Angriff genommen, zwei Lieder, weil die Kinder sich an dem einen Liede erholen wollten, wenn sie des anderen müde geworden waren. Nachts um 2 Uhr endlich waren die Kinder nach zweistündiger Mühe soweit, daß sie wenigstens eine leise Ahnung von einer Melodie hatten. Aber noch war das Fleisch nicht gar. So schloß sich an die mitternächtige Gesangstunde nachts von 2—3 Uhr der erste Taufunterricht, in dem die zehn Gebote und das Vaterunser auswendig gelernt wurden. Nun erst durfte man ans Essen denken und nach der Andacht sich fröhlich schlafen legen. Für den Missionar war's eine herrliche Nacht. Er sah im Traum alle Leute von Lolowa'u in die Kirche gehen und hörte einen mächtigen Gesang.

Frühmorgens gab es dann noch viel zu besprechen. Die Leute wollten gern einen eigenen Missionar haben. Zwar konnte Missionar Krumm einen solchen nicht zusagen, aber wenigstens einen Lehrer sollten sie erhalten. Und den haben sie erhalten, und Ende 1901 sind in der kleinen neuerstandenen Kapelle unter den 37 Erstlingen auch Solago und Fadoli getauft.

Das ist ein Bild aus der Zeit des schnellsten äußeren Wachstums der Niasmission, vielleicht ein besonders anschauliches, aber doch nur eins, das einen Eindruck gibt von Art und Kraft des damals erreichten Fortschrittes, indem die Zahl der Stationen auf 16 stieg, und die Zahl der Christen auf 8787. Besonders unter den Jraono Lase im Osten war der Fortschritt erstaunlich. Er ging mit der äußeren Öffnung des Landes parallel. Das Straßennetz wurde von Jahr zu Jahr enger in seinen Maschen. Die Regierung zwang die Eingeborenen, ihre Zwergdörfer von den Hügelkuppen in die Täler zu verlegen und in größere Ortschaften an den Wegen zu vereinigen,

und ihr starkes Durchgreifen machte der Schädeljägerei allmählich ein Ende. Die Feuerwaffen wurden eingezogen und die Macht der Häuptlinge zugunsten der Regierung eingeschränkt. Das alles kam der Mission unmittelbar zugute, denn es erlaubte, zu nah aneinanderliegende Hauptstationen zu verschmelzen und die Zahl der Außenstationen schnell und stark zu vermehren. Das Klima erwies sich Jahre hindurch als so verhängnisvoll, daß die Missionsleitung darauf bedacht sein mußte, die Zahl der europäischen Arbeiter möglichst zu beschränken. Doch wurde das Stationsnetz noch nach Süden weiter ausgespannt, obwohl die Arbeit, wie alle Anfangsarbeit, fast hoffnungslos zu sein schien, sie glich einem „Wurm, der am Eisen nagt", und bei Ausbruch des Weltkrieges zählte die Niasmission auf 14 Hauptstationen mit 120 Außenplätzen 17 000 Christen und 8000 Taufbewerber, aber, und das war das Wunderbarste, die Bewegung zum Christentum hin war noch im Zunehmen.

Da brachte der Krieg das Ereignis, das die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde von neuem voll Spannung und innerster Teilnahme nach Nias blicken ließ, die große Erweckungsbewegung, die die alten Christengemeinden erfaßte und eine ungeahnte Vertiefung und Kräftigung des Glaubensstandes brachte. Von ihr schrieb einer der Barmer Inspektoren: „Wir stehen nicht an, die Kunde von dieser Erweckung die erhebendste Nachricht zu nennen, die je von einem unserer Missionsgebiete an uns gelangt ist. Die Erweckungsbewegung hat uns auf Nias einmal eine volle, reife Frucht der Missionsarbeit erbracht und in den Gemeinden eine sichtlich sich heraushebende Zahl von Christen gegeben, die zu voller neutestamentlicher Glaubenserkenntnis und Glaubenserfahrung hindurchgedrungen sind und das seitdem auch in ihrem Wandel beweisen."

Auf der alten, etwa 3000 Getaufte umfassenden Station Humene hatte Missionar Rudersdorf seit Herbst 1915 Evangelisationsversammlungen gehalten, die zugleich die für das Weihnachtsfest angesetzte Abendmahlsfeier vorbereiten sollten. In diesen Versammlungen wurde ein früherer Hilfslehrer vom Evangelium angefaßt, zu lebendigem Glauben bekehrt und das Werkzeug, eine kleine Zahl Gleichgesinnter Sonntags nach dem Gottesdienst zu einer Gebetsstunde zu vereinigen. Im Februar 1916 nahm Rudersdorf die Evangelisationsversammlungen wieder auf, und zwar am Sonntag nachmittag auf der Hauptstation, in der Woche auf den Dörfern. Daneben setzte er eine schon länger bestehende Bibelbesprechstunde fort, in der vor allem die Schäden des Gemeindelebens besprochen wurden. Auch hier drängte er auf strenge Wahrhaftigkeit im Bekenntnis der Sünden bei der Vorbereitung auf das heilige Abendmahl und hatte die Freude, daß dem ersten, der sich zu ganzem Glauben hindurchgebetet hatte, andere folgten, die offen ihre Sünde bekannten und ihre Seligkeit durch volle Vergebung fanden. „Wir horchten auf," heißt es in dem Bericht Rudersdorfs, „Freude bei den einen, die bereits gefunden hatten, Bußtränen und herzliches Verlangen bei

den anderen, doch auch solch ein Glück zu bekommen." Bei der nächsten Bibelstunde reichte das Missionarshaus kaum für die Zahl der Besucher. Am Abend darauf steht sogar der ganze Platz vor der nahen Kirche noch voll von Einlaß Begehrenden.' Man muß die Kirche öffnen. Die ganze Gemeinde ist in die Bewegung hineingezogen. Die Herzen tun sich auf, um vor ihrem Missionar das Herz auszuschütten. „Einzeln, familien-, truppweise, weinend, manche zitternd und am ganzen Leibe bebend, kommen sie." Und das hält Monate hindurch an. „Einige hatten sich im geheimen wieder einen Götzen gemacht; andere hatten wieder Zaubermittel gebraucht oder sich in anderem Unglauben und Aberglauben neu verstricken lassen. Diebstahl aller Art, Unzuchtssünden, Ehebruch, Verbrechen kommen zur Aussprache. Neid, Haß, Zanksucht werden jetzt als Sünde erkannt und bekannt. Sogar Mordgedanken wider das Leben des Missionars fehlen bei den Bekenntnissen nicht, um von ihm solche ernste Ermahnungen nicht weiter hören zu müssen." „In welche Tiefen von Sünde, Unreinigkeit und Laster haben wir da hineinschauen müssen! Nicht selten haben wir mit den Leuten geweint, wenn sie tiefgebeugt nichts als Sünde und Verderben sahen."

Von der ersten Gemeinde springt die Bewegung auf die andere über. Auch hier ist's die Furcht vor der Allwissenheit und dem Zorn Gottes, die zu Bekenntnissen führt. „Die in den Kreis der Bewegung Gezogenen überfällt gewöhnlich eine große Furcht und eine plötzliche Traurigkeit. Ihre Furcht entspringt aus der Angst vor dem Gericht Gottes, ihre Traurigkeit ist wirkliche Reue über die Sünde. Sie haben das ernste Wollen, mit aller Sünde zu brechen. Männer und Jünglinge klagen über ihr vergangenes Leben, Frauen und Mädchen decken ihre Schandtaten auf." Zu Hunderten kommen sie, sie warten Stunden hindurch, um nur den Missionar sprechen zu können. Die Missionare schauen in entsetzliche Tiefen. „Es schaudert uns oft, wenn wir stundenlang sitzen und solche Beichten anhören müssen. Und doch muß es sein." Von Humene aus wurde zuerst die Gemeinde in Gunung Sitoli, man kann geradezu sagen, angesteckt, dann Bo'uso und Hili Maziaja, also junge Stationen, in denen die Bekehrung zum Christentum fast mit der Erweckung zusammenfiel, dann Ombolata. Von hier schrieb der damalige Präses der Niasmission, der jetzige Missionsdirektor Fries: „Da die Bewegung in Humene schon bedeutend eher einsetzte und zwischen den aneinander grenzenden Bezirken mancherlei verwandtschaftliche Beziehungen bestehen, die für die rasche Verbreitung der Kunde davon erwiesenermaßen von großem Einfluß gewesen sind, so war es immerhin wunderbar, daß scheinbar der Idanoifluß, der die beiden Stationsgebiete teilt, eine scharfe Grenze bildete. Wohl gingen einige Älteste gelegentlich am Sonntag nach Humene, um die Neuigkeit zu prüfen; wohl schickte ich auch die Panditaaspiranten einmal hin, damit sie die Augen aufmachen lernten und selbständig zu dieser neuen Erscheinung Stellung nehmen könnten; wohl kamen auch Leute von

drüben und erzählten dieses und jenes, Richtiges und Falsches, Unklares und Verkehrtes, brachten aber auch deutliche und frohe Kunde; die meisten Leute aber kamen nicht einmal zu wirklichem Nachdenken; mit einem gewissen, ungläubigen Lächeln setzte man sich über die Anregungen hinweg, abgesehen von den Pandita, mit denen ich damals gerade zu gegenseitiger Freude und Gewinn in der Ethik Buße und Bekehrung, Glaube und Wiedergeburt behandelte. Aber das blieb in der Stille und gewann auf die Gemeinde selbst keinen weiteren Einfluß, ebensowenig wie die mit neuem Antrieb erfolgende Wortverkündigung einen sichtbaren Erfolg hatte. Wir waren aufs Glauben verwiesen und hüteten uns im Glauben, äußerlich etwas zu erzwingen, wo doch deutlich Gottes Stunde für unsere Gemeinde noch nicht gekommen war. Dann aber kamen Leute, die Träume und Gesichte gehabt haben wollten, und im Umsehen war Wirklichkeit, was man nicht für möglich gehalten hatte. Nicht nur Sonntags war die Kirche bis auf alle Plätze besetzt, auch mitten in der Woche, und nicht nur auf dem Hauptplatz Ombolata, sondern auch auf den Nebenplätzen: „Überall Hunger und Durst, überall offene Gewissen und offene Herzen, überall ein neues Verständnis, überall aufgewachte Gewissen und Angst um die Sünde. Viele Fragen auf den Lippen und viele Beichten unter vier Augen, Fragen, wie man sie nie gehört, Verständnis, wie man es kaum geahnt, aber auch Beichten von Bergen von Schuld, von denen wir nichts gewußt."

Natürlich blieben bei einer solchen Bewegung krankhafte Auswüchse nicht aus. In Sogae adu erschreckte die Botschaft vom nahen Weltende, die Aufgeregte mit der Kunde von der Erweckung vermengt hatten, einen Lehrer so, daß er, von innerer Angst ergriffen, unter Zeichen von Geistesgestörtheit seine Habe vernichtete und, von einer Prophetin dazu aufgefordert, sich aus dem Fenster seines Hauses stürzte, glücklicherweise ohne anderen Schaden als eine Verstauchung. Nach ihm bekam ein Hilfslehrer aus dem Nachbardorf nächtliche Gesichte, tat sich am folgenden Morgen als den wiedergekommenen Christus kund, gesellte sich als „Prophetin" die Frau eines früheren inländischen Polizisten und als Heiligen Geist seine hysterische Schwester. Dann zogen die drei von Dorf zu Dorf, um die Welt zu bekehren, Sünden zu vergeben und sich huldigen zu lassen. Schließlich kam es zu Prügeleien und zu allerletzt mußte der falsche Christus nach einer Erholung im Krankenhaus seine Schwärmerei als Irrtum bekennen. Neben diesen schlimmsten Entgleisungen sind andere Kinderkrankheiten vorgekommen, wie die Sucht nach Stimmen und Zeichen, aber im ganzen ist die Bewegung in gesunden, nüchternen Bahnen geblieben.

Sie hatte vor allem eine Vertiefung christlichen Verständnisses, eine erhöhte Beteiligung am Gottesdienst und Gemeindeleben und ein gesteigertes Verantwortungsbewußtsein als bleibende Frucht zur Folge. Die meisten Berichte sind voller Freude darüber und voller Dank dafür. Es gereicht den durchgängig eher arm als reich zu nennenden niassischen Gemeinden zur Ehre, wenn die Summe ihrer

Gesamtleistungen auf 26 700 Gulden gestiegen ist und die Schar von freiwilligen Helfern noch dauernd zunimmt. Die Gesamtzahl der Christen beträgt jetzt 42 193, die der Taufbewerber über 28 000. So geht Nias, zumal da die Erweckungsbewegung noch anhält, mit großen Schritten der vollen Christianisierung entgegen.

Das ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob auf die Gemeinden in Nias kein Schatten mehr fiele, als ob nun alles Unheilige und Trübe ausgefegt sei! Der Kampf gegen die Sünde geht durch alle Gemeinden der Christenheit, und das wird immer so bleiben. Aber schon, daß er mit solchem Ernst gekämpft wird, ist ein gesundes Zeichen. Das unterscheidet die Erweckungsbewegung vom flüchtigen Gefühlsrausch. Sie trägt als Siegel die Bewährung des Geistes und der Kraft.

8. Die Salatigamission der Neukirchener.

Aus mehreren Gründen darf in unserem Zusammenhange eine Darstellung der Arbeit der Neukirchener Missionare auf Java nicht fehlen. Einesteils ist nämlich Java mit seiner überwiegend mohammedanischen, aber doch sowohl vom Animismus wie von der indischen Religion berührten Bevölkerung ein so eigenartiges Missionsgebiet, zumal, wenn wir noch an den chinesischen Einschlag denken, daß kaum ein anderes Missionsfeld ihm verglichen werden kann, und anderenteils weicht die Arbeit der Neukirchener Brüder in erheblichen Zügen von der Rheinischen ab und bedarf schon deshalb in ihrer stillen, tieffrommen Art unserer liebevollen Versenkung.

Im Jahre 1853 übernahm ein ausgedienter Offizier des holländischen Kolonialheeres Le Jolle die Verwaltung einer großen Kaffeepflanzung Simo bei Salatiga, einer fast genau im Herzen Javas gelegenen Stadt. Seiner seit kurzem zu lebendigem Glauben erweckten Frau war es ein Herzensbedürfnis, ihren javanischen Angestellten den Herrn Christus bekannt zu machen. Sie selbst hielt in ihrem Hause für ihre Hausgenossen und alle, die sonst teilnehmen wollten, schlichte Andachten und Bibelauslegungen und bat im übrigen den Missionar Jellesma von der N. Z. G., der in Modjowarno bei Surabaja stationiert war, ihr einen javanischen Christen von dort zu Hilfe zu senden. Infolgedessen sammelte sich in Simo in den nächsten zwei Jahren eine kleine Gemeinde javanischer Christen. Anfang 1855 siedelte Frau Le Jolle nach Salatiga, der hochgelegenen Bezirkshauptstadt im Süden der Residentur Semarang, über und bald konnte Jellesmas Nachfolger Hoezoo erst 10, dann 14 Eingeborene taufen. Eine kleine Schule mit 10 Kindern war auch eben eröffnet, als Herr Le Jolle starb und seine Frau nach Holland zurückkehren mußte. Sie sorgte aber noch mütterlich für ihre Gemeinde, indem sie die Regierung veranlaßte, der kleinen Schar mit ihrem Helfer in dem Dörflein Njemoh, $3^1/_2$ Stunden nordöstlich von Salatiga, ein Stück Land zur Urbarmachung anzuweisen, damit sie dort in der ländlichen Einsamkeit vor den Versuchungen des Stadtlebens bewahrt bliebe und sich ruhig entwickeln könne. 1859 wurde in Njemoh ein kleines Bambuskirchlein gebaut. Ende 1860 zählte man dort 47 Getaufte. Die N. Z. G. übte noch eine Zeitlang — bis 1863 — durch gelegentliche Besuche ihrer Missionare Aufsicht über das Gemeindlein, aber als die Besuche aufhörten und der eingeborene Helfer fortzog, schien die Gemeinde dem Untergange geweiht.

Aber Frau Le Jolle, die inzwischen einen Herrn van Vollenhoven geheiratet hatte, hatte ihre Schützlinge nicht vergessen. Sie wußte den Pastor Witteveen in Ermelo mit seiner Gemeinde für

die verwaiste Schar der Javanen zu gewinnen und so stellte sich nach einer Gebetsstunde in Ermelo der Bauernsohn R. de Boer für die verlassene Gemeinde in Njemoh zur Verfügung. Im Oktober 1868 konnte er nach kurzer Rüstzeit mit seiner jungen Frau für seinen Dienst abgeordnet werden und am 4. Juni 1869 zog er in Njemoh ein, von den wenigen treu gebliebenen Christen dankbar begrüßt. Der Anfang war unsagbar schwer. De Boer verlor zuerst seine Frau, bald danach sein einziges Kindlein. Aber eine Tochter des Mennonitenmissionars Jansz, im Lande aufgewachsen, daher mit der javanischen Sprache von Jugend auf vertraut, ward ihm eine zweite, für den Missionsdienst ganz besonders geeignete Gehilfin. So ging es langsam vorwärts. 1880 konnte ein steinernes Kirchlein eingeweiht und ein neues Missionshaus bezogen werden. De Boer hatte besondere Begabung als Evangelist. Frau van Vollenhoven in Utrecht unterstützte ihn mit reichen Mitteln, und es taten sich ihm so viele Türen auf, daß er die Arbeit bald nicht mehr allein bewältigen konnte. Sein Verfahren war jetzt Evangelisation durch Kolonisation. Hin und her suchte er durch Kauf oder durch Überweisung von der Regierung urbar zu machendes Land zu bekommen. Hier siedelte er einige seiner älteren Christenfamilien an und dazu solche Familien, die dem Evangelium geneigt schienen. Er unterstützte sie durch Saatreis, Werkzeug, Zugvieh und anderes, und forderte von ihnen Teilnahme am Gottesdienst, Schulbesuch der Kinder usf. 1882 wurde Njemoh mit dem benachbarten Wonoredjo zu einem Bezirk vereint und unter dem neuen Namen einem Christen als Bürgermeister unterstellt.

Vergebens suchte de Boer in Holland Hilfe. Witteveen, schon leidend, starb am 9. Mai 1884. Sein letzter Zögling, Horstmann, war Anfang 1884 als Lehrer des Holländischen nach Neukirchen gekommen. So war eine Beziehung zu Neukirchen hergestellt und es ergab sich „von selbst", daß die Neukirchener Brüder, Horstmann mit seiner Frau zuerst, dann Heider, Kamp, Jüngst und Zimmerbeutel als Helfer de Boers in Wonoredjo in die Arbeit eintraten, allerdings um sehr bald zu sehen, daß sie die von de Boer begonnene Verbindung von Kolonisation und Evangelisation auf die Dauer nicht durchführen könnten. Und als Boer, der noch zuletzt nach Salagita übergesiedelt war, 1891, von vielen javanischen Christen aufrichtig betrauert, heimging, wurde die Salatigamission ganz von Neukirchen übernommen.

Die Grundsätze, die man dabei auf Grund der Bibel durchzuführen suchte, wichen von denen der anderen deutschen Missionen in entscheidenden Punkten ab. Wir müssen sie deshalb in Anlehnung an die Darstellung, die von den verantwortlichen Leitern der Mission gegeben ist, kennen lernen.

Während die Missionare der alten Missionsgesellschaften der Leitung ihrer Gesellschaft unterstehen und in allen wichtigen Fragen deren Rat und Entscheidung einholen sollen, meint die Neukirchener

Mission aus der Bibel herauszulesen, daß die ersten Missionare nicht von einer Gemeinde ausgesandt und abhängig gewesen wären, sondern in ihrer Arbeit gestanden hätten „so königlich frei, so unabhängig und selbständig, so losgelöst von aller menschlichen Oberleitung, so ganz allein von ihrem König abhängig, von ihm geführt, aber auch so auf ihn allein gelehnt".

Dementsprechend schreibt Missionsinspektor Stursberg im Missions- und Heidenboten: „Ist nun die Zeit der Vorbereitung zu Ende und kommt der Zeitpunkt, wo es dem Herrn gefällt, die betreffenden Brüder in die Arbeit hineinzusenden, und es ergeht dann an irgend einen unserer Brüder der Ruf um Hilfe in der Arbeit, so treten wir miteinander betend vor den Herrn und suchen von ihm Klarheit und Licht. Alsdann, nachdem uns des Herrn Wille und Absicht klar geworden ist, treten wir, unsere gesamte Anstaltsgemeinde, betend mit dem Bruder zusammen, der nun in des Herrn Namen hinausziehen soll, legen ihm in den Vorstehern unserer Anstaltsgemeinde betend die Hände auf, und dann lassen wir ihn gehen, wohin der Herr ihn weist. Von diesem Augenblicke an ist er aus unserer Anstaltsgemeinde und somit auch aus der engeren Leitung und dem engeren Verband derselben entlassen. Wir haben ihn dem Herrn zurückgegeben, der ihn für eine Zeit uns, das heißt unserer Anstaltsgemeinde, geschenkt hatte. Und nun geht er hinaus, für die weitere Richtung seines Weges wie für seine weitere Versorgung allein auf den Herrn angewiesen. Wohl werden wir dem von uns Ausgegangenen auch fernerhin mit brüderlichem Rat zur Seite stehen, wo er es begehrt und soweit wir es vermögen, werden es auch nicht lassen können, betend seine Schritte zu begleiten, werden ebenso von Herzen gerne ihm zur Bestreitung seiner äußeren Notdurft das vermitteln, was uns der Herr für ihn etwa zukommen läßt, oder auch von dem, was uns geschenkt ist, sofern wir es als des Herrn Willen erkennen, ihm mitteilen. Aber eine Leitung für seinen Weg findet er bei uns nicht mehr, ebenso wenig eine Garantie oder Versprechungen für sein äußeres Durchkommen". „Die von uns ausgegangenen Brüder sind uns gegenüber frei, wie sie es waren, ehe sie zu uns kamen. Bleiben wir auch als mitbetende und beratende, auch je und je brüderlich warnende und strafende Freunde in der Heimat ihnen verbunden und zur Seite stehen, die eigentliche Entscheidung für das, was zu tun, die eigentliche Verantwortung für das, was getan ist, bleibt doch auf ihnen selbst ruhen. Damit ist eng verbunden das andere, daß die Brüder keinerlei Zahlungsversprechungen unsererseits mit hinausnehmen. Wir sichern ihnen kein festes Gehalt zu, ja wir wissen überhaupt nicht, ob wir ihnen auch nur etwas von Unterstützung können zuteil werden lassen. Aber das wissen wir, der Herr sorgt für sie, wenn er sie sendet und sie in seinem Namen gehen."

In der Praxis haben sich diese Gegensätze erheblich abgemildert. Die Verbindung mit dem Missionshaus ist viel enger geblieben und geworden, als geplant war. Das Ideal der Freimissionare, die jeder für sich standen, jeder für sich dem Herrn allein verantwortlich, jeder für sich dem Herrn allein für die äußeren Bedürfnisse vertrauend, jeder für sich völlig frei von menschlicher Autorität, ist aufgegeben. Die Missionare haben nach wie vor in Neukirchen ihre Heimat und werden von dort aus beraten und versorgt.

In welcher Weise, das sagt der noch heute geltende Prospekt des Missionshauses, auf Grund dessen die Aufnahme neuer Missionare erfolgt. Er lautet: „Die von hier ausgehenden Brüder sollen sich in besonderer Weise dem Herrn verantwortlich wissen, in besonderer Weise die Leitung und Weisung für ihren Weg und ihre Arbeit in Glaubensabhängigkeit von

ihm suchen und für ihre äußeren oder inneren Bedürfnisse in besonderer Weise ihm vertrauen. Es ist aber um der Sache willen durchaus erforderlich, daß die von hier ausgehenden Missionare, vor allem, wo sie in eine schon bestehende Arbeit eintreten, sich als Glieder eines größeren Ganzen wissen, die geschichtliche Führung beachten und sich sowohl von Neukirchen als auch draußen besonders von ihren älteren Mitarbeitern und der Konferenz der Missionare raten und leiten lassen. Doch sollen sie nicht eigentlich unter unserer Direktion im einzelnen stehen, wie wir auch die Verantwortung für ihr Tun und Lassen im einzelnen nicht übernehmen. — Festes Gehalt oder fest bestimmte regelmäßige Unterstützung können wir den von hier ausgehenden Brüdern nicht zusichern. Doch erhalten die Missionare von hier außer dem, was für sie gegeben wird, möglichst regelmäßige Unterstützung aus dem, was wir für die Missionsfache und zu allgemeiner freier Verwendung empfangen. Aber wir geben nur, was wir haben, Schulden werden nicht gemacht".

Man mag über diese Grundsätze urteilen, wie man will, eins geht aus ihnen unzweifelhaft hervor, daß die Mission nur tief fromme, von allem Äußerlichen unabhängige Menschen aussenden kann, so daß die Salatigamission von Anfang an den Charakter besonderer Innerlichkeit und Tiefe trägt.

Doch ist bis heute die Neukirchener Mission nicht eine Missionsgesellschaft wie die anderen Missionsgesellschaften in der Heimat. Vielmehr bilden die Missionare miteinander einen „Bund der Missionare der Salatigamission". Der Bund hat seinen (wechselnden) Vorstand. Dreimal im Jahre wird die Bundesversammlung abgehalten zur Aussprache und Beschlußfassung über die Fragen der Arbeit. An den Kassierer des Bundes gehen von der Heimat her die eingelaufenen Gelder, er verteilt sie gleichmäßig nach den von der Konferenz festgelegten Grundsätzen, für die Bedürfnisse der Arbeit und für den Lebensunterhalt der Missionare. Auch die Lehrerinnen und Diakonissen sind Mitglieder des Bundes, werden aber auf den Bundesversammlungen der Regel nach durch ihren Stationsmissionar vertreten. Es sollen nur solche europäische Mitarbeiter in die Arbeit der Salatigamission eintreten, die sich ganz auf den Boden der Mission stellen, also auf ein bestimmtes Gehalt zu verzichten willig sind. Die Missionare sind also nicht von Neukirchen ausgesandt und angestellt, sondern sind ausgegangen und müssen ausgehen in der Überzeugung, daß der Herr sie ruft. „Es gibt keine Missionsgesellschaft, von der diese Mission ausgeht, sondern es sind Komitees, die diese Mission unterstützen." Bei der Aufnahme neuer Missionare, bei Gründung einer neuen Hauptstation, bei Übernahme eines neuen Arbeitsfeldes oder Arbeitszweiges sollen die Missionarskonferenz und das Missionshaus gemeinsam beschließen. Dem Missionshaus in Neukirchen steht in Utrecht eine Vereinigung zur Unterstützung der Missionare der Salatigamission gleichberechtigt zur Seite, ja die Vereinigung hat durch Regierungsbeschluß in Holland Rechtsfähigkeit erlangt, so daß alle Besitzungen der Salatigamission auf ihren Namen eingetragen sind. Doch sind Vereinbarungen getroffen, daß über das Missionseigentum immer nur in Gemeinschaft mit Neukirchen verfügt werden dürfe, indem Neukirchen genau dasselbe Anrecht auf die Besitzungen habe, wie die Utrechter Vereinigung.

Zum Anfang wurde den Neukirchenern die große Freude, Zeugen einer erfreulichen Bewegung zum Christentum in der Gegend ihrer drei kleinen Gemeinden Wonoredjo, Tempuran und Kalitjeret zu werden. Ein früherer Opiumraucher wurde das Werkzeug. Er predigte seinen früheren Dorfgenossen so einfach und einfältig, aber auf eine so überzeugende Weise, daß seine Freunde verwundert waren über die mit ihm vorgegangene Veränderung. Er wußte, daß er aus dem Tode zum Leben durchgedrungen war und ruhte nicht, bis er seine Freunde gewonnen hatte und das ganze Dorf, bestehend aus 55 Seelen, sich dem Christentum zugewandt hatte. Auch in andere Ortschaften sprang die Bewegung über. Manche hatten geradezu auf das Evangelium gewartet. Das hat später einmal der Älteste Marsan in Depok bei Purwodadi seinem Missionar Gericke erzählt. In seiner Jugend nämlich hätte ihm sein Vater, ein rechtschaffener Mann und Priesterschüler, oft gesagt, daß der Islam nicht die rechte Religion sei. Es würden aber einmal Leute mit weißer Hautfarbe aus dem Westen übers Meer kommen, die Abgesandte des ratu adil, des Königs der Gerechtigkeit, wären. Diese würden nicht mit Gewalt, sondern durch Predigt und Wohltun das javanische Volk zur rechten Gotteserkenntnis bringen. Ihr Symbol würde nicht der Halbmond, sondern Kris (das ist ein Dolch mit Heft in Kreuzform) sein. Er selbst würde es zwar nicht mehr erleben, aber wenn diese weißen Leute kämen, sollten die Zuhörer doch ja ihren Lehrern nachfolgen.

Natürlich wurden nicht aus allen Blüten reife Früchte. Manche Taufbewerber haben sich enttäuscht zurückgezogen, weil sie nicht das fanden, was sie suchten, und je länger, je mehr wurde die Arbeit zu einem fortdauernden Kleinkampf, zu einem Einzelringen um Seelen, zu einem schrittweisen Vordringen, und oft genug mußte auch wieder ein Posten aufgegeben und als verloren angesehen werden, den man schon gewonnen glaubte. Namen von neuen Orten erscheinen fort und fort in den Berichten, aber alte Namen verschwinden dafür auch wieder. Das, was die Missionsarbeit in heidnischen Ländern manchmal so dramatisch belebt erscheinen läßt, dieser Kampf im Großen, diese tiefgreifende, das ganze Volk oder doch den ganzen Stamm, das ganze Dorf aufwühlende Bewegung der Geister, davon findet sich auf Java äußerst wenig. Es ist Einzelarbeit, Geduldsarbeit, ein Säen auf Hoffnung, dabei aber viel Enttäuschtwerden und Von-vorn-wieder-anfangen-müssen. Zu den Hauptstationen kamen Tjemee, Klampok, Blora als erste Station in der Residentschaft Rembang, Ambarawa und Salatiga. In Salatiga gab's eine erfreuliche Bewegung unter den dort wohnenden, zum Teil recht vermögenden Chinesen, die bis heute einen erheblichen und besonders lebendigen Teil der Christengemeinde in Salatiga bilden. In das Sultanat Solo griff die Mission erst 1912 über, nach Randublatung im Süden von Blora erst 1913, und 1914 mußte dieser Vorposten aus Mangel an Kräften bereits wieder zeitweilig aufgegeben werden. Doch müssen

noch Bodjonegoro, Pemalang und Kendal als Namen wichtiger Hauptstationen genannt werden. Vielfach hat die Kunde von der Medizin, die man bei den Missionaren bekommen könne, den ersten Anstoß gegeben, daß sich neue Taufbewerber meldeten, einmal hat auch das gedruckte Wort den Anlaß geboten. Da kam ein alter Javane mit seiner Tochter und erzählte: „Mein Nachbar besitzt ein Buch, das den Namen trägt: Heilige Schrift. Dies Buch hat der Mann auf dem Markte gekauft und meine Tochter hat das Buch gelesen und liest mir jeden Tag daraus vor. Was wir lesen, finden wir schön. Aber wir verstehen nicht, was es bedeutet. Das heilige Buch erzählt auch von jemand, der Jesus heißt; aber wir wissen nicht, wer er ist. Sage du es uns. Denn kürzlich machte ich mit meiner Tochter einen Besuch in Randublatung. Wir sprachen von dem heiligen Buch. Da sagte man uns: In Blora wohnt ein Europäer, der kann dir alles erzählen, was du über dies heilige Buch wissen willst. Nachdem wir das gehört, läßt mir meine Tochter keine Ruhe mehr und bittet Tag für Tag, den Europäer aufzusuchen. Nun sind wir gekommen, um näheres über dies heilige Buch zu erfahren." Natürlich wurde diese Anknüpfung dankbar benutzt. Sie öffnete die Tür zu einer neuen Gemeinde.

So hat sich die Arbeit in fast 40 Jahren über ganz Mittel-Java ausgedehnt und etwa 2000 Christen gewonnen, die meist aus dem Islam stammen und zum Teil schon in der zweiten Generation Christen sind. Und damit ist manches von christlicher Ordnung und Sitte in den Gemeinden erwachsen. Eine Gemeindeordnung ist neuerdings aufgestellt worden. Sie trägt freilich noch größtenteils ein patriarchalisches Gepräge. Die javanischen Christen und Christengemeinden sind zur Selbständigkeit kaum reif. Die verantwortliche Leitung wird noch auf lange hinaus in europäischen Händen liegen müssen. —

Missionsinspektor Nitsch sagt von dem Leben in den Gemeinden: „Nur ein Teil der Gemeinden hat schon ordnungsmäßig bestellte Älteste. Wo sie aber sind, da hat man doch viele gute Erfahrungen gemacht. Regelmäßige Sitzungen werden mit ihnen gehalten zur Verhandlung über schwebende Fragen des Gemeindelebens. Doch sind die Ältesten bis jetzt weniger eine beschließende und handelnde als eine beratende Körperschaft."

Ein besonders lehrreicher Abschnitt der Geschichte der Salatigamission ist die Begegnung mit den Sadrachchristen.

Zu einer holländischen Dame, Frau Philips, die in Purworedjo in der Provinz Bagelen lebte, kam eines Tages ein Javane aus Semarang, der sagte, er sei Christ. Das setzte die Dame so in Erstaunen, daß sie daraufhin anfing, in der Bibel zu lesen und bald auch für ihr Hausgesinde Andacht zu halten. Bald konnten auch hier durch den Prädikanten von Purworedjo die Erstlinge getauft werden. Die Arbeit breitete sich aus. Frau Philips hatte javanische Helfer gefunden mit Namen Abisai, Tarub und Sadrach. In der

ganzen Umgegend wurde das Evangelium verkündigt, mehrere hundert Menschen wurden in wenigen Jahren getauft.

Dürftig genug war freilich der Unterricht, den die Getauften empfangen hatten. Außer einer geringen Kenntnis vom Evangelium beschränkte er sich im wesentlichen auf das Lernen der zehn Gebote, des Glaubens und des Vaterunsers. Die Kraft der Bewegung war von einigen javanischen Sittenlehrern ausgegangen, wie sie öfter in Java beobachtet worden sind, und die verkündigten, daß man sittlich leben müsse, nur eine Frau haben dürfe, keinen Ehebruch treiben, nicht spielen noch Opium rauchen dürfe, daß man sich untereinander lieben und wertschätzen müsse u. dgl. Das klang ganz ähnlich wie die Predigt der Abisai, Tarub und Sadrach und im Laufe der Zeit wurde Sadrach, zumal seit 1876 Frau Philips starb, der Führer dieser Christen, dessen Ansehen das der Missionare weit überragte.

Aber je länger, je mehr erregte es Befremden, was man von Sadrach erfuhr. Er ließ sich von seinen Anhängern allerlei hochtrabende Titel beilegen und sich fürstliches Zeremoniell gefallen. Wunderbare Dinge wurden erzählt von den Kräften, die von ihm ausgehen sollten. Jedenfalls erwartete man wunderbare Dinge von ihm, und das war für viele Leute Grund genug, sich ihm anzuschließen. Ja, man fing wohl an zu denken, daß er selbst der erwartete „König der Gerechtigkeit" sei, der „wiederkommende Jesus", und Sadrach tat anscheinend nicht viel, um diesen Gerüchten zu wehren.

Seine Anhänger hielten sich für Christen, und wollten es sein. Sie trugen vielfach Schmach um ihres Glaubens und Bekenntnisses willen. Aber jede nähere Prüfung ergab, daß sie zum Teil recht unwissend waren über das Wesentliche des Christentums. Das Wort vom Kreuz, von der Versöhnung, von Buße und Glauben — das kannte man doch nur recht oberflächlich. Was man wußte, das war bei den meisten nur das, daß man die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser beobachten müsse, daß Hochmut, Diebstahl, Unsittlichkeit, Betrug verboten seien, daß man auf den „Herrn" vertrauen und seinen Befehlen gehorchen müsse. So gewiß also christliche Elemente bei Sadrachs Anhängern vorhanden waren, so stark überwogen doch die javanisch-abergläubischen Vorstellungen und erschwerten sehr die tiefere Einführung in biblische Erkenntnis und wahres Glaubensleben. Sadrach selbst, von Jugend auf mit heidnischem Zauberspruch sattsam bekannt und zum Geheimnisvollen geneigt, angeblich mit der Fähigkeit, Ehen durch seinen Segen fruchtbar zu machen und Frieden ins Herz zu geben, wurde schließlich, da ihn weder die Reformierten Kirchen Hollands noch die Neukirchener als den Ihrigen anerkennen wollten, von der apostolischen Gemeinde als „Apostel des Stammes Sebulon" anerkannt, und der „Herold", das Blatt der apostolischen Gemeinde, meldete für 1902, daß das „Apostolat Indien", Mittel-Java, in 63 Gemeinden 5954 apostolische Christen zähle. —

Mit diesen Sadrachchristen kam die Mission in Berührung, als ihr nahegelegt wurde, sich einiger ihrer Glieder in Kendal anzunehmen. So entstand 1894 die Station Kendal. Das gab von vornherein schwierige Arbeit. Einmal war bei den Sadrachleuten von Herzensbekehrung bisher keine Rede, und dann war es schwer, zu ihren Ältesten die rechte Stellung zu finden, zumal diese noch arg im mohammedanisch-javanischen Aberglauben steckten. Was hier für Aufgaben zu lösen waren, deutet der Bericht von 1897 an: „Es ist ein eigenes Ding mit dem Glauben des Javanen. Einen Zweifler habe ich bis heute unter ihnen noch nicht gefunden. Ich möchte, recht verstanden, gerne etwas mehr Zweifel unter ihnen finden, damit ihnen der Glaube auch wieder um so köstlicher werde. Sündennot, wie man sie in der Heimat oft findet, ein monate- oder jahrelanges Suchen nach Vergebung der Sünden oder nach Gewißheit derselben und ein Suchen nach Frieden im Herzen, würde ihnen zu wunderlich erscheinen. Mit sehr vereinzelten Ausnahmen glaubt der Javane einfach der frohen Botschaft vom Heiland der Sünder, wenn er sich einmal den Christen angeschlossen hat, und mit diesem kindlichen Glauben geht er dem Tode getrost entgegen. Etwas anderes ist es mit der Vertiefung des inneren Lebens, mit der wachsenden Erkenntnis, mit dem fortwährenden Ablegen des alten Menschen und dem Brechen mit alten Gewohnheiten. Das kostet einen viel härteren Kampf bei ihnen, und der Missionar hat viel Geduld nötig und viel Weisheit, um auch hinter all die abergläubischen Dinge zu kommen."

Sadrach gab aber sein angebliches Recht auf die Christen nicht auf. Abgesandte forderten, daß man ihn als den ratu ginaib, den verborgenen König, das ist Christus, anerkenne und daß die Ältesten ihre Bestallung von ihm entgegennehmen sollten. In der Tat fallen nun Christen, von denen man das nicht gedacht hätte, zu Sadrach ab. Einer nach dem anderen unternimmt eine Pilgerfahrt nach Karangdjoso zu Sadrach. Dieser kündigt an, daß demnächst alle Holländer wieder aus Java weichen müßten. Dann würde Java regiert werden durch ratu adil, den König der Gerechtigkeit. Diese prahlerische Weissagung hat große Teile der Gemeinde betört und die scheinbar und mit soviel Mühe erreichten Erfolge zunichte gemacht zugunsten eines javanischen Mischglaubens. Das war eine bittere Erfahrung für die Missionare, und wir verstehen die Klage eines unter ihnen: „Ich meine, mein Herz wolle mir brechen!"

Ganz ähnlich ging es in Pekalongan, wo sich die Sadrachchristen ebenso wie die Mohammedaner streng von den Missionaren fern hielten. Mischreligionen sind zwar ein Beweis, daß das Christentum im Lande starke Beachtung findet, aber auch gleichzeitig ein starker Selbstschutz des Heidentums gegen das ihm unbequeme Vordringen der Mission.

Um so dringlicher wurde durch solche Erfahrungen für die Mission die Pflicht, überall recht festen Grund zu legen und in der

Erteilung der Taufe möglichst vorsichtig zu sein. „Die Gemeinde in der Heimat,“ heißt es einmal in einem Missionarsbericht, „hat in mancher Hinsicht falsche Vorstellungen von dem Leben und Treiben, dem Dichten und Trachten der Heiden, mit denen wir es zu tun haben. Die „lieben Heiden“, die da „schmachtend lauschen“ auf das Wort Gottes, sind nicht so lieb, wie das wohl klingt, und sind auch nicht so schmachtend, wie man meint. Im Gegenteil, es sind hier auf Java sehr von sich eingenommene, oft sehr schlaue und durchtriebene Leute, die jeder Sünde Meister sind; und wo sie es in manchem Stück noch nicht waren, haben sie es von den Europäern gelernt. Mit dem allbarmherzigen und erhabenen Gott sind sie „im reinen“, weil sie ja an seinen Propheten Mohammed glauben, und für einen Rechtgläubigen sind Sünden schließlich „nicht von so großer Bedeutung“. Aus diesem Volk sind unsere Christen hervorgegangen, und mit diesem Volk müssen sie täglich umgehen. Auch sie waren einmal so. Gott sei Dank, sie waren einmal so. Jedoch ist das menschliche Herz ein zähes, konservatives Ding, welches viel Gnade braucht, um so vom Geiste durchdrungen zu werden, daß es ganz nach der Leitung des Geistes handelt, denkt und urteilt.

Wir können darum nicht anders als für das Vorhandene dem Herrn von Herzen danken, dessen Gnade und dessen Geist Großes gewirkt hat. Wo hier und da Verirrungen stattfanden, da durften wir immer wieder mit Freuden sehen, wie aus der Gemeinde selbst die Gegenregung kam. Mit Nachdruck habe ich immer wieder den Hauptgrundsatz für den Kern einer Missionsgemeinde betont: rein, und wenn dadurch auch klein, dann doch rein zu bleiben suchen und klar den großen Unterschied zwischen Christen und Mohammedanern und Namenchristen hervorzuheben trachten! Keine Verwischung der Grenzen! Wer Christ sein will, der muß es ganz sein und ganz brechen mit dem früheren Wandel und den früheren Anschauungen und Gebräuchen. Dabei müssen freilich die Schwachen mit viel Geduld und liebevoller Zurechtweisung von den Stärkeren getragen werden.“

Dies Wort ist bezeichnend für den Sinn, in dem die Neukirchener Missionare ihre Arbeit tun.

Auch der Schwierigkeiten müssen wir gedenken, die einer Mission in Java aus der Sprache erwachsen.

Das Javanische ist, wie wohl kaum eine andere Sprache der Welt, die Sprache der Standesunterschiede. Wohl in jeder Kultursprache (und auch in der Sprache vieler, wenn nicht aller primitiven Kulturvölker) gibt es eine Reihe von Wörtern, die man dem Verkehr mit Hoch- und Höchstgestellten oder der Dichtersprache vorbehält, während für den täglichen Verkehr andere Ausdrücke gewählt werden (Haupt — Kopf, Antlitz — Gesicht, Gemahl — Gatte — Mann). Dieser Unterschied in Wortschatz und Satzbildung beherrscht die ganze javanische Sprache. Der Untergebene redet im Verkehr mit dem Höhergestellten eine wesentlich andere Sprache, als dieser mit ihm. Die Sprache der Höflichkeit und Unterwürfigkeit ist das Kromo,

die Sprache des gemeinen Verkehrs, der Herablassung das Ngoko. Zwischen beiden Sprachformen gibt es außerdem noch mindestens acht Zwischenstufen! Durch die Sitte ist genau bestimmt, welche Form der Sprache, Kromo oder Ngoko oder welche Zwischenform dem Angeredeten zukommt. Ein Verstoß gegen die Sitte gilt mindestens als taktlos und unfein, ja dem Höheren gegenüber geradezu als Beleidigung. Dadurch wird dem jungen Missionar das Erlernen der Sprache sehr erschwert. Die Javanen reden ihn in Kromo an und er muß ihnen Ngoko antworten. Er hört also eine ganz andere Sprache als er sprechen muß, und ist infolgedessen auf Bücher und den Unterricht seiner Mitarbeiter angewiesen. So ist's kein Wunder, daß es nur ganz wenige zur völligen Sicherheit im Sprachgebrauch bringen.

Nimmt man dazu, daß jeder Missionar das Malaiische als die Verkehrssprache von ganz Hinterindien lernen muß, so wird verständlich, warum die Sprache als eine der großen Schwierigkeiten der Neukirchener Mission besonders genannt werden muß. Die Hauptschwierigkeit aber bleibt, daß es sich um Mohammedanermission handelt und darum um mühsamste Geduldsarbeit, bei der bewußt auch auf die indirekten Missionsmittel, ärztliche Mission, Schularbeit, Pflege des weiblichen Geschlechts großer Nachdruck gelegt werden muß.

In Purwodadi hat die Mission einen Arzt. Seit 1903 steht Dr. van der Ley dort in gesegneter Arbeit. Das große Krankenhaus ist Eigentum der Vereinigung Pitulungan, das ist Hilfe, und im Dienst dieser Vereinigung steht der Missionsarzt. Die Vereinigung, formell, also auch in der Verwaltung ihrer Kassen selbständig, wird nur von Neukirchener Missionaren gebildet. Krankenhäuser, kleinere und größere, oder wenigstens Gelegenheiten zu poliklinischer Behandlung, befinden sich auf allen Stationen, und dauernd erweist sich der ärztliche Dienst als wertvoller Pionier der Mission im islamischen Lande.

Endlich fehlt es auch nicht an sozialer Hilfe bei Mißernte und Mangel, gegen Wucher und Verarmung. So sind im Laufe der Jahre verschiedene Darlehnskassen gegründet worden, durch die die Christen gegen billigen Zinsfuß Geld bekommen können, und Sterbekassen, die sich bereits als sehr nützlich erwiesen haben. Selbst an Anleitung zur künstlichen Düngung des Feldes, zur Anlage einer Wasserleitung u. dgl. fehlt es nicht. Der äußere Hilfsdienst begleitet die mühsame Geduldsarbeit an den scheinbar so unempfänglichen Herzen der mohammedanischen Javanen und sucht sie im Verein mit dem Wandel der Missionare davon zu überzeugen, daß die Religion der Liebe, die auf Golgatha offenbar geworden ist, auch in Java die Verheißung des Sieges hat.

Als ein besonders schönes Zeichen des Zusammenhaltens deutscher Missionen ist es zu begrüßen, daß die ihrer sämtlichen Arbeit beraubte Bethel-Mission der Neukirchener durch Aussendung einer Schwester nach Salatiga zu Hilfe gekommen ist. Schwester Käthe Weiß ist am 11. Februar 1921 in Batavia angekommen und hat ihre Arbeit

dort in dem kleinen Krankenhause sofort in Angriff genommen. Sie schreibt in ihren ersten Bericht: „Mein Tagewerk beginnt mit einem Besuch in unserem netten, kleinen Krankenhause. Seit etwa 13 Jahren arbeitet dort Punjamin, ein eingeborener Pfleger. Er ist recht geschickt, bedarf aber doch der Beaufsichtigung. Da sehe ich nach allen Kranken, lasse mir Bericht erstatten, sehe den Verbandstisch nach, sehe einige Wunden selbst an, gebe weitere Ratschläge und bereite mit ihm die nötigen Medikamente. Wenn ich erst die Sprache kann, so werde ich natürlich dort länger arbeiten. Dann habe ich meist zu Hause noch etwas Zeit, um mich auf die Sprechstunde bei Bruder Kamp vorzubereiten. Gewöhnlich haben wir die von 1/211 bis 1/212 Uhr. Dann lerne ich noch bis zum Mittagessen um 1/22 Uhr. Am kommenden Sonntag, Ostern, werde ich zum erstenmal Sonntagsschule halten. Die Chinesenkinder sprechen alle Holländisch, da das die Unterrichtssprache ist. Des Nachmittags habe ich dann ein Bibelstündchen für junge Frauen und Mädchen, im Hause von Ong Ansiangs, einer unserer Christenfamilien. Das ist nun auch hauptsächlich wohl meine zukünftige Arbeit, diese Mädchen aufzusuchen, um mit ihnen in der Bibel zu lesen und sie weiter zu lehren, wenn sie die Schule verlassen haben. Am vergangenen Sonntag habe ich zum ersten Male eine Bibelstunde gehalten. O, was ist das doch für eine Gnade, für den Heiland arbeiten zu dürfen. Richtig wird's ja erst gehen, wenn ich der Sprache mächtig bin. Vier Wochen etwa habe ich Unterricht und kann mich wenigstens zur Not verständigen. Sitzt das Malaiische, dann kommt die schwere javanische Sprache an die Reihe." So ist mit der Betheler denn die vierte deutsche Missionsgesellschaft an der Arbeit in Niederländisch-Indien beteiligt. Möchte auch ihre Arbeit gesegnet sein wie die der Rheinischen, der Neukirchener und der Basler.

9. Die Mission im Rahmen kolonialer Kulturarbeit.

In mancherlei Einzelbildern aus der deutschen Mission ist die Art der Arbeit in Niederländisch-Indien vor unseren Augen vorübergezogen. Versuchen wir, die wesentlichen Züge, die sich bei der Gesamtüberschau ergeben, zusammenzufassen, so ist der wichtigste Charakterzug der Mission in Niederländisch-Indien das Hineingestelltsein in eine koloniale Kulturarbeit, die mit zunehmender Geschwindigkeit Land und Leute beeinflußt und die Mission vor mancherlei schwierige Fragen und Aufgaben stellt, und zwar wird diese koloniale Kulturarbeit unter Völkern getrieben, die zum Teil unter dem Einfluß alter, hoher Kulturen und Religionen gestanden haben und stehen, zum Teil als Völker niederer Kultur und einfachster Lebensformen beurteilt werden müssen.

Die koloniale Kulturarbeit bringt es mit sich, daß die Mission in Niederländisch-Indien von vornherein auf die Politik der Kolonialregierung Rücksicht nehmen mußte, während umgekehrt die Kolonialregierung, weil sie das Erbe der alten Ostindischen Gesellschaft übernahm, in ihrer Politik an Grundsätze gewiesen war, die das Verhältnis zur Mission charakteristisch bestimmten.

1. Bis heute gewährt die Regierung der christlichen Mission nur eine beschränkte Bewegungsfreiheit. Zwar verbürgt die Verfassung von Niederländisch-Indien den Einwohnern volle Religionsfreiheit, aber Artikel 123 bestimmt, daß die christlichen Prediger, Priester und Missionare eine vom Gouverneur-Generaal abgegebene besondere Erlaubnis haben müssen, um ihre Tätigkeit in einem bestimmten Teil von Indien auszuüben. Diese Einschränkung hat etwas Überraschendes. Sie richtet sich gegen die Missionare aller Bekenntnisse, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft und ihr Volkstum. Sie untersagt die berufsmäßige Heidenbekehrung, solange die Genehmigung der Regierung nicht eingeholt ist, nicht aber hindert sie das öffentliche Bekenntnis zum Christentum.

Missionsdirektor D. Gunning begründet diese Haltung der Regierung mit dem Hinweis darauf, daß die nichtchristlichen Völker nicht so wie wir die Religion als eine gesonderte Provinz des geistigen Lebens kennen. Sie haben nicht einmal ein besonderes Wort für „Religion“, sondern gebrauchen dafür, wenn sie mit Islam und Christentum in Berührung gekommen sind, das arabische Wort „Agama“. Sie können die Religion nicht trennen von ihrem häuslichen und politischen Leben. Sie urteilen von den Missionaren, wie die Philipper von Paulus und Silas, „daß diese eine Weise verkündigen, welche uns nicht ziemt anzunehmen noch zu tun, weil wir Römer sind“. Ihr Volks- und Rassegefühl widersetzt sich der neuen Weise, und zwar in

allerstärkstem Maße, wenn das Evangelium von einem Vertreter der herrschenden Rasse verkündigt wird. Infolgedessen hat die Regierung, die über die Ruhe des Landes wachen soll, das lebhafte Interesse, die Verkündigung des Evangeliums unter ihrer Kontrolle zu haben. Einmal muß ihr daran liegen, Unruhen in Gebieten zu verhüten, über die sie ihren Machtbereich noch nicht hat ausdehnen können, und andererseits daran, die Unterwerfung neuer Volksstämme dadurch restlos zu erreichen, daß sie auch den Anschluß an die Europäerreligion vollziehen. Die Mission will zwar die Eingeborenen ihrem Volkstum nicht entfremden. Aber schon seit alten Zeiten ist in Niederländisch-Indien bei den Eingeborenen Christwerden gleichbedeutend mit „Holländer werden".

In diesen Ausführungen liegt zweifellos ein Recht. Das Nebeneinander verschiedener Missionen auf einem Felde kann zu mehr als zu Unträglichkeiten führen, kann die öffentliche Ordnung in Gefahr bringen und hat das getan. Es ist umgekehrt nicht zu leugnen, daß die gute Verteilung der missionarischen Kräfte in der Inselwelt unnötige Reibungen fast ausgeschlossen hat. Immerhin liegt hier eine Beschränkung der Bewegungsfreiheit vor, die, falls die Regierung der Mission nicht wohl will, sich einmal übel fühlbar machen könnte, zumal da die Regierung bisher nicht gezwungen ist, die Gründe anzugeben, aus denen sie eine Erlaubnis verweigert. Deshalb ist es eine nicht ganz leichte Frage, ob die Mission gut tut, auf volle, uneingeschränkte Wegfreiheit zu drängen, ob sie beantragen soll, daß die Regierung gezwungen werden kann, die Gründe einer Ablehnung bekannt zu geben, oder ob sie es bei dem gegenwärtigen Zustand bewenden lassen soll. Jedenfalls steht sie bei dem geltenden Recht schlechter da, als es die Kongoakte und die deutsche Schutzgebietsgesetzgebung bestimmten, die keinerlei gesetzliche Einschränkung der Wegfreiheit der Mission anerkannten, allerdings sehr viel besser, als es die neueste britische Missionspolitik will, die die Grenzen der Zulassung von Missionaren national festlegt und damit dem übernationalen Charakter des Christentums, der in Niederländisch-Indien deutlich gewahrt ist, ebenso deutlich Eintrag tut.

2. Die Regierung Insulindes stellt sich mit ihrer Politik aber bereits seit einem Menschenalter keineswegs missionsfeindlich. Im Gegenteil, bis in die jüngste Zeit hinein gebührt ihr der Ruhm, freigebiger als irgend eine andere Regierung die Missionen unterstützt zu haben. Das ist in gewissem Sinne ein Erbteil von der Ostindischen Kompanie her. Nicht nur, daß die Kompanie die Prädikanten und Hilfsprediger angestellt hatte und für die Kosten des Gottesdienstes der Indischen Staatskirche aufgekommen war, sie hatte sich auch die Gründung von Schulen und Seminaren zur Pflicht gemacht. Nur hatte ihre Schularbeit keine dauernden Erfolge und konnte keine haben, weil sie auf sich selbst stand, nicht ein Glied in einem organischen Ganzen war, das die sittliche und geistige Hebung des Volkes zum Ziele gehabt hätte. So lag die Schularbeit in Niederländisch-

Indien noch bis in das 20. Jahrhundert hinein fast ganz in den Händen der Missionen. Was Männer wie Roscott, Hellendoorn, Riedel und Schwarz, Hermann und Mattern, Wilken, Linemann, van de Liefde, Tendeloo und Graafland unter vielen Schwierigkeiten und Enttäuschungen für das Missionsschulwesen in der Minahassa getan haben, kann hier nicht angedeutet werden und ebensowenig die Entwickelung der Schulen in den anderen Missionsgebieten. Nur das ist wichtig, daß diese Schularbeit die Aufmerksamkeit und die Unterstützung der Regierung fand, ehe diese selbst die Schularbeit in Angriff nahm. So wurde schon 1848 durch Königlichen Beschluß Geld zur Verfügung gestellt, damit in den Schulen eingeborene Beamte Unterricht erhalten könnten. Seit 1871 hat die Regierung dann überall versucht, einfache Volksschulen einzurichten. Aber da nur diejenigen, die sich weiterbilden wollten, diese Schulen besuchten, sah sich die Regierung genötigt, neben die Volksschulen auch höhere Schulen zu stellen, ja diese zu bevorzugen. Das ist erst seit 1908 anders geworden. Die Regierung erkannte es seit diesem Jahre für ihre Pflicht, eine allgemeine Volksbildung zu ermöglichen und gründete zunächst in Java ein Volksschulsystem, das bald 5000 Schulen umfaßte und sich starken Zuspruchs erfreute. Dazu hilft einerseits der moralische Druck, den die Regierung übt, andererseits das Interesse der Bevölkerung, der die Regierung einen erheblichen Teil der Unterhaltungspflicht aufgelegt hat.

Das hat aber die Mission in ziemliche Schwierigkeiten geführt. Missionsdirektor Gunning hat dazu auf der 14. Kontinentalen Missionskonferenz ein lehrreiches Beispiel erzählt. Er sagte: „In einem unserer Arbeitsgebiete, wo hervorragende Missionare arbeiten, war es ihnen nach mühevoller Arbeit gelungen, Schulen einzurichten; die neue Einrichtung hatte sich eingebürgert, und die Bevölkerung nahm auf eine Weise an der Deckung der Unkosten teil, die sehr erfreulich war. Natürlich mußte noch in mancher Beziehung Wandel geschaffen werden. Noch gingen nicht alle Kinder in die Schule; Schulausbleiben kam viel zu oft vor. Die fälligen Schulabgaben wurden nicht immer pünktlich bezahlt. Da erschien eines Tages ein Regierungsbeamter, gänzlich durchdrungen von den Prinzipien der neuen Unterrichtspolitik. Er trat mit zu viel Energie und Rücksichtslosigkeit auf, als Vertreter der höchsten Regierungsgewalt befahl er das, was die Missionare bisher mit Freundlichkeit zu erreichen versucht hatten. Die Schule drohte nun ganz in den Machtbereich der Beamten zu fallen, und der Missionar sah je länger, je mehr die Zeit kommen, wo er für sie keine Verantwortung mehr tragen könne und sich darum zurückziehen müsse." D. Gunning fügt hinzu, daß der Konflikt hier dadurch gelöst wurde, daß die Regierung ihren Beamten zurückzog. Der Fall zeigt aber, wie sich Mission und Regierung ins Gehege kommen, wenn sie beide das Schulwesen zu entwickeln versuchen.

Seit dem Bestehen evangelischer Missionsarbeit gilt die Schule als ein wichtiges Missionsmittel. Ja, es hat Zeiten gegeben, in

denen sie geradezu für das wichtigste Missionsmittel gehalten wurde. In der Tat hat die Mission großes Interesse daran, ihre Christen in den Elementarwissenschaften zu unterrichten, damit sie imstande sind, Bibel und Gesangbuch selbständig zu benutzen. Ferner müssen aus den Elementarschulen die künftigen Führer der Christengemeinden hervorgehen. Sobald die Missionsgemeinden sich entwickeln, Selbständigkeit erlangen und sich zu Kirchen zusammenzuschließen, bedürfen sie eines gebildeten Mittelstandes und eines Standes eingeborener Lehrer und Pastoren. So ergibt sich der Ausbau des Schulsystems aus Missionsinteressen heraus mit zwingender Notwendigkeit. Aber das Hauptziel wird für die Mission immer die religiöse Beeinflussung und Vertiefung ihrer Schüler bleiben.

Das Interesse der Regierung ist anders. Hier tritt die religiöse Unterweisung völlig zurück. Verwaltungsrücksichten bestimmen das Ziel. Aber auch hier muß sich das Schulsystem von den primitiven Anfängen bis zu den höheren Stufen allmählich folgerecht aufbauen.

Nun ist's eine allgemeine Beobachtung, daß die von der Kirche gegründete Schule allmählich als weltliche Schule in die Leitung des Staates übergeht. Diesen Prozeß beobachten wir jetzt in Niederländisch-Indien. Er beginnt zunächst damit, daß die Regierung die Missionsschulen zwar unterstützt, ihre Unterstützungen aber alsdann von der Erfüllung bestimmter Forderungen abhängig macht. Meist handelt es sich um Sprachunterricht, aber auch um Lehrerbildung und Ausstattung der Schulgebäude. Die Unterstützungen werden höher, aber in schnellem Grade steigen die Forderungen, und schließlich sieht sich die Mission vor die Frage gestellt, ob sie den Regierungsforderungen noch weiter genügen kann und will oder ob sie die Schularbeit ganz der Regierung überläßt. Es wäre ja ein Mittelweg, auf die Regierungsunterstützungen zu verzichten und die eigene Schule ohne Rücksicht auf die Regierungsforderungen aufzubauen. Allein dieser Weg ist lediglich theoretische Konstruktion und in der Praxis innerhalb einer fortgeschrittenen Kolonisation nicht gangbar. Der Verzicht auf die Regierungsunterstützung würde das Aufhören der regelmäßigen Regierungsaufsicht zur Folge haben und die Schulen in den Augen der Inländer völlig entwerten, zumal da an einen Wettbewerb mit den reich unterstützten Regierungsschulen auf die Dauer nicht gedacht werden kann. Ein Schulsystem aber, das seine Anziehungskraft verloren hat, hat sein Daseinsrecht verwirkt. Also ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit die Frage, ob die Mission auf jede Schularbeit zugunsten des Staates verzichten solle, um sich ganz der evangelisatorischen Arbeit hinzugeben. Wir sahen, daß die Frage in einem Fall bereits bejaht ist und daß sie von den verantwortlichen Leitern in Sumatra sehr ernst erwogen wird, und ich stehe nicht an, zu erklären, daß mir eine Mission ohne Schule richtiger zu sein scheint, als eine von der Regierung zu politischen Zwecken mißbrauchte Missionsschule. Aber ich räume ein, daß die Grenze, wie weit die Mission den Regierungsforderungen nachgeben

dürfe, nur sehr schwer zu finden ist, vielleicht gar nicht durch grundsätzliche Bestimmungen, sondern nur durch persönlichen Takt gefunden werden kann. Im Hinblick darauf, daß sowohl die britische wie die französische Regierung zurzeit alle Aufmerksamkeit auf die Einrichtung von Volksschulen legen und die Missionsschulen für ihre Zwecke benutzen wollen, während in Japan und dem dazu gehörigen Korea die weltliche Volksschule von Staats wegen durchgeführt und die Missionsschule dementsprechend in ihrem Bestande bedroht wird, ist der parallele Vorgang im Schulwesen Niederländisch-Indiens von allergrößtem Interesse.

3. Das Schulsystem der Regierung muß, der Neutralität der Regierung entsprechend, religiös farblos sein. Die Mission darf ihre religiöse Bestimmtheit nicht verleugnen, ohne sich selbst preiszugeben. So steht sie immer in einem gewissen Gegensatz zur Politik der Regierung. Es mag wohl sein, daß dieser Gegensatz die Mission zuerst zu der Erkenntnis geführt hat, daß eine wirkliche Neutralität gar nicht durchführbar ist und daß die vermeintliche Neutralität tatsächlich nichts weniger bedeutet hat als eine Förderung des der Regierung allmählich recht unbequem gewordenen Islams. Hören wir das Urteil des früheren Barmer Missionsinspektors Dr. Schreiber, der selbst lange Jahre in Sumatra gearbeitet hat. Er schreibt: „Sieht man in die Vergangenheit zurück, so findet man, daß der bei weitem größte Teil des vom Islam jetzt im Indischen Archipel eingenommenen Gebietes erst nach der Besitzergreifung durch die Holländer ihm zugefallen ist. Zwar waren auf Sumatra schon Atjeh und Menangkabau vor jener Zeit mohammedanisch geworden, und von dort aus hatte der Islam seinen Weg nach Java gefunden; aber auf Sumatra so gut wie auf Java war die größte Majorität der Bevölkerung noch heidnisch, als die Holländer anfingen, diese Inseln zu erobern, und nach Borneo, Celebes und den Molukken ist der Islam überhaupt erst seit den Zeiten der holländischen Herrschaft gekommen. Jetzt ist die ganze Bevölkerung Javas wenigstens dem Namen nach mohammedanisch, in Sumatra ist nicht mehr viel heidnische Bevölkerung zu finden, und auf Borneo und Celebes wird auch mindestens die Häfte mohammedanisch sein: überall im ganzen indischen Archipel, wo sich unter dem holländischen Gouvernement eine heidnische Bevölkerung in Berührung mit Mohammedanern befindet, macht der Islam reißende Fortschritte. Die Tatsache, daß die holländische Regierung überall, wohin sie kommt, den Islam erzeugt, ist so unwidersprechlich, daß in Sumatra die Mohammedaner selbst glauben, Allah habe eben deswegen den Holländern die Herrschaft gegeben, damit alle heidnischen Stämme durch das holländische Regiment zum Islam bekehrt würden. Ich selbst habe auf Sumatra Heiden angetroffen, die aufs höchste erstaunt waren, zu hören, daß ich und die anderen „Holländer“ (d. h. Europäer) keine Mohammedaner seien; so sehr ist holländisches Gouvernement und Islam in ihren Augen ein und dasselbe.“ Und wie erklärt sich diese auffallende Erscheinung? Nicht nur dadurch, daß Regierungsbeamte,

die dem Christentum innerlich fern standen und daraus kein Hehl machten, ihre „Neutralität“ damit beweisen zu müssen meinten, daß sie gegen den Islam so freundlich wie möglich auftraten und sich mit einer mohammedanischen Beamtenschaft umgaben, nicht nur dadurch, daß die Regierung im Verkehr mit den Eingeborenen das Malaiische gebrauchte, also die Sprache, die neben dem Arabischen als die heilige Sprache des Islams gilt und tatsächlich den Übertritt zum Islam befördert, besonders, solange man sie mit arabischen Schriftzeichen schreibt, sondern vor allem, weil der Islam selbst, als Religion immer zugleich eine politische Macht, sich als die Religion aufspielt, die den Eingeborenen von dem weißen Manne zu befreien in der Lage sei. Der Mohammedaner in der ganzen Welt hält die Europäerherrschaft für ein vorübergehendes Übel und für ein Unrecht gegen die Bestimmung, daß über islamisches Land islamische Herrscher gebieten dürfen. Deshalb erwartet man allgemein den Zeitpunkt, wo der heilige Krieg (porang sabil) die Holländer vertreiben wird. Dabei spielen die panislamischen Träumereien eine wichtige Rolle, und wenn sich auch die Verhetzung, die sich die Mekkapilger gegen die Weißen erlauben, vor deren Ohren meist versteckt, so bleibt sie doch darum nicht minder eine Tatsache: „Sind die weißen Leute auch im Diesseits klüger und mächtiger, in der Ewigkeit sind sie doch das Brennholz der Hölle.“ Der Übertritt zum Islam ist die Flucht in die Religion des braunen Mannes, die alle unterdrückten Völker zur Einheit zusammenschließen und instandsetzen soll, endlich das verhaßte Joch der europäischen Übermacht abzuschütteln. Um so gefährlicher ist dieser Religion gegenüber jede scheinbare Begünstigung, ja schon jede Politik des Schwankens, und es ist geradezu ein Verhängnis in der kolonialen Entwickelung, daß man diese politische Färbung des Islams so spät erkannt hat. So konnte es geschehen, daß überall in europäischen Kolonien die Kolonialpolitik schon dadurch, daß sie Frieden ins Land brachte und Wege anlegte, dem Islam für seine gefährliche Propaganda die Bedingungen schuf und sich selbst einen gefährlichen Rivalen großzog. Dem Islam gegenüber ist, das hat auch die holländische Kolonialgeschichte erwiesen, eine strenge Neutralitätspolitik unmöglich und jede Freundlichkeit wird ungewollt zu einer Begünstigung.

Es ist begreiflich, daß, je mehr sich diese Erkenntnis durchgesetzt hat, um so deutlicher auch die Bedeutung der Mission für die Zukunft der Inselwelt erkannt ist. Ist doch die Mission eine der ganz wenigen Mächte, die dem Fortschritt des Islams Einhalt gebietet oder wenigstens darum kämpft. Ein dem Christentum erschlossenes Volk ist jedenfalls leichter zu regieren als ein islamisches, und wie sich die fortschreitende Kolonisation als eine starke Förderin der Mission erwiesen hat, so die Mission als eine wertvolle Stütze der Kolonisation. So ist es kein Wunder, daß die Regierungsbeihilfen für die Mission in Niederländisch-Indien immer höher geworden sind und die Haltung der Beamtenschaft aus anfänglicher Ablehnung in eine wohlwollende Förderung umgeschlagen ist. Wie hoch die Ausgaben

Niederländisch-Indiens für Kultus und Unterricht sind, kann man aus dem Voranschlag entnehmen, den die A. M. Z. 1906, S. 143, in seinen wesentlichen Angaben abdruckt. Natürlich sind heute die Summen erheblich höher.

Kultusetat.

		fl.
A. Java:		
	25 Pfarrer	130 800,—
	1 Hilfsprediger in Depok	1 800,—
	7 Hilfsgeistliche für die eingeborenen Soldaten	12 600,—
	12 katholische Pfarrer 1. und 2. Ranges	52 200,—
	Außerordentliche Zulagen	126 410,—
	Summa	323 810,—
B. Außenbesitzungen:		
	16 Pfarrer	76 800,—
	26 Hilfsprediger für die Christengemeinden aus alter Zeit	46 800,—
	241 eingeborene Prediger	72 300,—
	15 katholische Pfarrer 1. und 2. Ranges	39 000,—
	11 katholische eingeborene Hilfsgeistliche	3 300,—
	Außerordentliche Zulagen	78 212,50
	Summa	316 412,50
	Außerdem sechs katholische Geistliche ohne festen Wohnplatz	25 200,—
	Reisekosten und sonstige besondere Ausgaben für Pfarrer, Hilfsprediger usw.	103 700,—
	Unterstützung der Sangir- und Talaurmission	31 500,—
	Insgesamt nach Abzug einer Summe für Vakanzen	761 100,—

Schule.

A. Für Europäer-Kinder	3 264 902,—
B. Für Inländer	1 880 341,—

Seit 1905 hat jede Privatschule für Eingeborene ein Recht auf Unterstützung, wenn sie bestimmte Bedingungen erfüllt. Zum Beispiel müssen wenigstens zwölf Schüler vorhanden sein, die Lehrer müssen ihre Tüchtigkeit nachgewiesen haben, es darf nicht mehr als 1 Gulden im Monat Schulgeld erhoben werden. Dafür gibt die Regierung für den Bau und die erste Einrichtung der Schule eine Unterstützung bis zu 3/4 der Kosten und sichert für etwaigen Um- und Ausbau oder Erneuerung einen entsprechenden Betrag zu. Jährlich zahlt sie

1. für jeden Lehrer an der Schule 75 Gulden,
2. für jeden Lehrer, der eine Prüfung bestanden hat, je nach dem Grade der Prüfung, eine Prämie von 30—120 Gulden,
3. eine Summe, die von der Zahl der Schüler abhängt, bis zu 400 Schülern höchstens zwischen 50—800 Gulden.

Dabei soll der religiöse Charakter der Schule völlig unangetastet bleiben.

Entsprechende Beiträge werden für Seminare, Krankenhäuser und Hilfskrankenhäuser gezahlt, und die Zahlungen sind, wie gesagt, seitdem erheblich gesteigert. Das sind hocherfreuliche Zahlen, die eine hohe Wertung der Missionsarbeit in sich schließen. Um so naiver berührt eine Bemerkung des Herrn R. K. Neumann im Berliner Tageblatt vom 16. 11. 1912, 4. Beilage: „Man wird bei allen Büchern von Missionaren den Eindruck nicht los, daß diese Herren mit vorgefaßten Meinungen an die Dinge herangehen. Da es sich um eine deutsche Kolonie handelt (Neu-Mecklenburg), so ist die Sache von Wichtigkeit. Die Holländer, die keine Missionare in ihren Kolonien dulden, kommen mit den Eingeborenen weit besser aus."

Das erfreulichste Beispiel ist die Haltung der niederländischen Regierung zu der durch die Not des Weltkrieges in ihrem Bestande gefährdeten Rheinischen Mission. Der Jahresbericht der Gesellschaft für 1919 sagt darüber: „Für Niederländisch-Indien schulden wir bei einer holländischen Bank 560 000 Gulden. Es war ein Schreckschuß, als sie uns gekündigt wurden. Eine Auszahlung hätte unsere Rücklagen bei dem damaligen hohen Kurs des Gulden weit überschritten. Die Kündigung ist aber zurückgezogen, und wir danken es der holländischen Regierung, daß sie sich selbst zugunsten der Rheinischen Missionsgesellschaft verbürgt hat. Ebenso hat die Niederländisch-indische Regierung zum Fortbetrieb unserer Mission in Niederländisch-Indien zunächst für das laufende Jahr die nötigen Vorschüsse angewiesen, so daß unsere Missionare nicht ganz mittellos dastehen. Wir haben dafür ein Drittel unserer Einnahmen zu hinterlegen." „Leider kann dieser Kredit nur zur Aufrechterhaltung der Arbeit gewährt werden. Also ist für absehbare Zeit jegliche Ausdehnung und jegliche Neuanlage ausgeschlossen." Immerhin ist das eine Regierungsunterstützung und ein Entgegenkommen vielleicht ohne Parallele in der Geschichte der evangelischen Mission, und bei allen Bedenken, die bleiben, gebührt der Holländischen und der Niederländisch-Indischen Regierung für dieses große Maß von Hilfe der Dank aller Missionsfreunde. Die Bedenken allerdings dürfen nicht verschwiegen werden. Schon daß eine Ausdehnung und Neuanlage ausgeschlossen ist, ist eine schmerzliche Fessel. Viel ernster aber könnte es werden, wenn die Regierung die ihr durch ihre Vorschüsse zugefallene Macht dazu benutzte, entweder die Mission noch stärker in die Bahnen ihrer Regierungspolitik zu zwingen, etwa, indem sie in die Schulen hineinregierte, oder dazu, sie nach dem Vorbild der Indischen Kirche ganz zu einem Staatsorganismus zu machen. Wir können deshalb nur hoffen, daß sich das deutsche Missionsleben bald wieder soweit kräftigt, daß es seine Selbständigkeit zu wahren vermag, in der von jeher seine Stärke lag.

Eine eigenartige Ausprägung hat die Beziehung zwischen Mission und Regierung durch die Schaffung des Missionskonsulats gewonnen,

dessen wir hier noch einmal gedenken müssen. Die verschiedenen in Niederländisch-Indien arbeitenden evangelischen Missionen mit Ausnahme der amerikanischen Methodisten und der Neukirchener Mission schlossen sich unter dem Vorsitz der Holländischen Bibelgesellschaft am 1. September 1908 zur Schaffung eines Missionskonsulates in Batavia zusammen, dessen Aufgabe es sein sollte, die gemeinsamen Interessen der Mission der Regierung gegenüber wahrzunehmen. Der Missionskonsul soll jederzeit bereit sein, Reisen zu machen, um entstehende Schwierigkeiten und Fragen an Ort und Stelle studieren zu können. Er hat die Missionsvorstände in allen Fragen der Beziehung von Mission und Regierung zu beraten und soll auch umgekehrt der Regierung für alle Aufklärungen in Missionssachen zur Verfügung stehen. Die Einrichtung hat sich bereits so bewährt, daß weder die Missionen noch die Regierungen sie entbehren mögen. Natürlich hat der Missionskonsul den Missionaren gegenüber keinerlei obrigkeitliche Funktion. Das sollte in seiner Amtsbezeichnung als Konsul, Ratgeber, ausdrücklich gesagt sein. Doch können ihm die verschiedenen Gesellschaften für ihre Missionare eine beamtete Stellung zuerkennen, und sie werden es nicht selten tun.

Das Missionskonsulat hat sich bereits so günstig entwickelt, daß es doppelt besetzt werden mußte.

4. Eine weitere Schwierigkeit, die in Niederländisch-Indien zu überwinden ist, bietet die Rassenfrage. Wie in allen europäischen Kolonien stehen die Europäer unter Europäerrecht, und es ist der höchste Ehrgeiz der gebildeten Eingeborenen, unter dies Europäerrecht aufgenommen zu werden, also wenigstens rechtlich die volle Gleichberechtigung zu erlangen, die ihnen gesellschaftlich doch meist nicht gewährt wird. Auch hier erweist sich die Mission als wertvolle Hilfe. Sie ist die einzige Macht, die Rassenunterschiede nicht kennen dürfte. Und doch macht auch ihr an manchen Orten das Völkergemisch, das sich an einem Orte zusammengefunden hat, Not. Zwar hilft die deutliche Scheidung, die man zwischen den zur Bedienung der Europäer berufenen Prädikanten und den nur für die Eingeborenen berufenen Missionaren macht, über die Schwierigkeit hinweg, daß ein und derselbe Mann in verschiedenen Gemeinden eine verschiedene Kirchenzucht, eine sehr strenge unter den Eingeborenen, eine laxe unter den Europäern, üben muß. Aber es bleibt doch der Gegensatz zwischen den verschiedenen Inselvölkern, den Chinesen, den Indern und etwa noch den Arabern, und vielfach ist da nur dadurch zu helfen, daß die Dorfschaften oder Stadtquartiere voneinander gesondert bleiben.

Man kann sich den Unterschied, der ursprünglich zwischen all den Völkern der Inselwelt bestand und den auszugleichen die Mission auch mit berufen ist, gar nicht groß genug vorstellen. Sklavenjagden und Schädeljägerei unter den Papua auf Neuguinea und auf Nias auf der einen Seite, altjavanische Kultur mit europäischem Firnis auf der anderen, das gibt kaum mehr eine Gemeinschaft. Die Stammes- und Rassengegensätze erweisen sich als so stark, daß es viel-

fach unmöglich war, etwa christliche Helfer aus einem Stamm oder Volk in einem anderen Stamm oder Volk zu verwenden. Ja, in den Anfangszeiten bildeten die wenigen Christen, die man taufen konnte, vielleicht weil man sie in ihrer frühesten Jugend freigekauft und dann im Missionarshaus erzogen hatte, geradezu Fremdkörper in ihrer Volksgemeinschaft, so daß das Christentum, statt sozial auszugleichen, die Gegensätze zunächst verschärfte und vermehrte. Es gelang nicht gleich, die christliche Atmosphäre zu schaffen, in der ein sozialer Ausgleich gedeihen kann.

Es war eine lange Entwickelung nötig, bis die Zustände eintraten, die heute das Bild bestimmen und die den genauen Gegensatz zu jenen Anfangszeiten bilden. Jetzt wird, wenigstens von den primitivsten Völkern, der Anschluß an die europäische Kultur begehrt und aus diesem Grunde das Christentum gesucht. Der Anschluß an den Europäerglauben wird als sozialer Aufstieg empfunden, und es entstehen Massenbewegungen zum Christentum hin, die neben ihrem Reiz auch große Gefahren in sich bergen. Es ist gar nicht zu leugnen, daß die Mission dieses Ergebnis geradezu herbeigeführt hat. Sie konnte die Sago- oder Reisbauern auf die Dauer gar nicht bei ihrem primitiven Raubbau lassen, sondern mußte sich hier fast noch mehr als anderwärts als Erzieherin zur modernen Kulturarbeit erweisen. Sie konnte es auch nicht verhindern, daß der Anschluß an die Mission von den Nichtchristen als Annäherung an das Europäertum empfunden wurde. Schon die Wandlung der Rechtsanschauungen, die mit der neuen Kultur einsetzte, half dazu. Wo man keinen Eigenbesitz an Land kennt, sondern nur ein Gebrauchsrecht für denjenigen, der gerade das Land in Kultur nimmt, und wo das Gebrauchsrecht womöglich auf Sippengenossen beschränkt ist, da ist ein Zusammenschluß zu einer sozialen Einheit fast unmöglich, ehe nicht ein ganz neuartiges Rechtsbewußtsein gewirkt ist.

Die Mission muß das soziale Aufwärtsstreben ihrer Pflegebefohlenen gewiß fördern, doch nur in dem Maße, als es mit der christlichen Ethik vereinbar ist und als es den höchsten Forderungen echter Kultur entspricht. Alle vorschnelle Entwickelung, alles Hasten und Drängen kann nur schädlich wirken. Vielleicht fördert es die Entwickelung des einzelnen, aber es kann auch Karikaturen bilden. In diesem Zusammenhang ist stark zu betonen, daß die Schularbeit ja nicht einen europäischen Zuschnitt haben darf, nicht unsere Lehrpläne und Lehrziele unverändert in die Kolonien übertragen darf, wenn sie nicht verhängnisvoll wirken will. Auch in Niederländisch-Indien sind die Missionsschulen vielfach viel zu intellektuell gehalten und dienen so ungewollt dazu, ihre Schüler ihrem angestammten Beruf zu entfremden und die soziale Zerklüftung zu vermehren. Andererseits aber wirken sie, besonders durch ihren Sprachunterricht, einigend. Neben die Stammessprache tritt in den höheren Schulen eine Fremdsprache, mit Vorliebe das als Regierungssprache verwendete Malaiisch, vielfach aber, besonders in neuester Zeit, einem Wunsche sowohl der Eingeborenen wie der Holländer entsprechend, das Holländische. Das

liegt nicht nur im Interesse der Regierung und der Inselvölker, sondern auch der Mission, die ihren Führern durch diesen Unterricht Anschluß an das geistliche Leben der Heimat ermöglicht und ihnen dadurch hilft, ihre religiöse Überlegenheit über ihre Volksgenossen zu wahren und ihr geistliches Leben aus reicher sprudelnden Quellen zu speisen, als in der Eingeborenensprache fließen oder erschlossen werden können. Ich möchte nicht behaupten, daß die Heranbildung von Führern, die das Malaiische oder besser noch das Holländische beherrschen, sofort sozial ausgleichend wirkt. Es mag viele Europäer geben, die sich von den farbigen Europäern eher abgestoßen als angezogen fühlen. Aber es ist gerade unlängst in einem, wie mir scheinen will, recht bedeutsamen Artikel der I. R. M. (1921, S. 321) von Dr. Paul Monroe darauf hingewiesen worden, daß das stärkste Band nationalen Zusammenschlusses in einer einheitlichen Kultur liegt, und es ist gar keine Frage, daß auch die Missionsschulen Niederländisch-Indiens und neuerdings die vielen Regierungsschulen, nicht zum wenigsten die Holländisch-indischen Schulen, darauf hinarbeiten, in der Inselwelt eine der europäischen nicht gleiche, aber doch verwandte Kulturwelt und damit einen Gemeinbesitz zu schaffen, der national einigend wirkt, auch wenn die Rassen- und Stammesgegensätze vorerst noch nicht ausgeglichen werden können. Vielleicht ist die gemeinsame Kultur sogar stark genug, Rassen- und Stammesgegensätze innerlich zu überwinden, ohne sie äußerlich aufzuheben. Doch können wir das der Zukunft überlassen, zumal da der Mission Aufgaben genug in der unmittelbarsten Gegenwart bleiben, während die angeregten Gedanken in fernere Zukunft weisen.

5. Am stärksten und nachhaltigsten wird die Mission dadurch bestimmt, daß sie in einer mit überraschender und steigender Schnelligkeit sich der modernen Zivilisation erschließenden Bevölkerung getrieben werden muß. Immer wieder sind wir auf diesen Zug gestoßen. Er bringt Unruhe und Unsicherheit in die Arbeit, aber er erhöht die Möglichkeiten des Erfolges. Er zwingt, die Methode des Arbeitens genau zu prüfen und steigert die Verantwortlichkeit. Er bringt in Gefahr, zu veräußerlichen und in Arbeitsweise und Arbeitserfolg Nebendinge zu betonen, aber er enthält auch stärkste Antriebe zu religiöser Vertiefung. Es scheint von Wichtigkeit, auf diesen Zug noch einmal im Zusammenhange einzugehen.

Ohne Zweifel ist die Mission den Eingeborenen in Niederländisch-Indien e i n Zeichen und e i n Träger der neuen Zeit, die mit unwiderstehlicher Gewalt kommt, die Menschheit aus ihrem alten Stammesdasein, aus ihrer Unberührtheit und Vereinzelung herausreißt und sie hineinstellt in den Zusammenhang der Weltkultur und der Weltgeschichte. Nur e i n Zeichen und Träger der neuen Zeit ist ihm die Mission. Mächtiger und verführerischer ist der Handel mit seinen lockenden Waren, gewaltiger die Regierung mit ihren Soldaten, ihren Kriegsschiffen, ihren Beamten, ihren Gesetzen, auffallender auch der Verkehr mit seinen neuen Wegen und seinen neuen Mitteln, Wagen,

Eisenbahn, Dampfer, Kraftfahrzeug, mit Post und Telegraphie, mit Buch und Zeitung. Alles das sind ja Dinge des weißen Mannes, den man halb mit Neugierde, halb mit Mißtrauen kommen und mit Mißtrauen und Unbehagen bleiben sah, gegen dessen alsbald empfundene Überlegenheit man sich vergebens auflehnte und dessen mächtigen Zauber man sich — wenn auch halb widerwillig — zunutze machte, so gut es gehen wollte. Man lernte sehr bald, daß die Europäer ebensoviel brachten, wie sie zerstörten, und gerade dieses Neue übte seinen Zauber. Auch der Missionar war Träger dieses Neuen, anfänglich vielleicht der einzige. — Aber die Zeiten der Urwaldromantik des Missionarslebens sind unwiederbringlich dahin, und was der Missionar an Kulturüberlegenheit bot, lernte der Eingeborene sich bald schneller und bequemer von den Regierungsweißen oder von den Handelsweißen zu holen. Nur eins hatte der Missionar vor den anderen Weißen voraus, seine unbegreifliche, deshalb zunächst mit um so stärkerem Mißtrauen beobachtete selbstlose Geduld und Liebe, sein freundliches Eingehen auf die Wesensart des Eingeborenen, sein jahrzehntelanges, mit viel Opfern erkauftes Bleiben im Lande. So wurde der Missionar zum Vertrauensmann und Anwalt des Eingeborenen, der bald auch als Mittelsmann dienen konnte. Wiederholt haben auf Nias, auf den Mentaweiinseln, auf Halmahera, in Borneo, in Sumatra Missionare der Regierung die Wege geebnet oder drohende Aufstände verhütet, wiederholt berechtigte Wünsche der Eingeborenen bei der Regierung vorgebracht und durchgesetzt, und das hat nicht selten der Mission neue Anhänger in größerer Zahl zugeführt. Natürlich hat eine solche Mittlerstellung für den Missionar ihre Gefahren und Bedenken, und es ist im Interesse der Mission gar nicht unerwünscht, wenn im Laufe der Entwickelung die Regierung immer mehr an Macht und Ansehen gewinnt und Missionar und Mission immer mehr auf ihr eigenstes Gebiet beschränkt werden. Auch dann wird der stark steigende Einfluß des modernen Kulturstromes seine Bedeutung behalten. Die Missionsschule wird, soweit als möglich, über die neuesten Errungenschaften von Wissenschaft und Technik Auskunft geben müssen. Die missionarische Erziehung der Erwachsenen wird der sozialen Umgestaltung ihre Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Das junge Christentum ist noch viel stärker im Kampf zu erproben als in der stillen Zurückgezogenheit des entlegenen Dorfes. Auf Charakterbildung ist der größte Nachdruck zu legen und dafür zu sorgen, daß die Christengemeinden, in sich selbst gefestigt, ihren Gliedern sittlichen Halt geben.

Umgekehrt aber bietet die neue Zeit ganz neue Arbeitsmittel. Die Missionare, die das Dampfboot oder den Kraftwagen zu Hilfe nehmen können, sind ungleich beweglicher als diejenigen, die sich mit der Axt den Weg durch den Urwald bahnen mußten, und diejenigen, die zum Zeitungsinserat ihre Hilfe nehmen oder in den Städten Javas Zeitungskioske eröffnen, die den gebildeten Moslemen Tag und Nacht offen stehen und ihnen Gelegenheit geben zu religiöser Aussprache in ungezwungenster Form, oder die gar mit ihren Pflege=

befohlenen nur durch gedruckte Briefe verkehren, nutzen nur die Vorteile der neuesten Zeit aus, um auf jedem Wege an die Herzen der Nichtchristen heranzukommen. Gewiß sind sie auch ungleich schwereren Angriffen ausgesetzt, weil der moderne Islam sich gern mit der Waffe modernster Theologie gegen das Vordringen des Christentums wehrt, aber in der Missionsarbeit sind nicht die Schwierigkeiten das Entscheidende, sondern das Ringen um die Seele des einzelnen wie der ganzen Völker, und wenn der Islam sich jetzt tatsächlich in jeder Weise zum Kampf gegen das Christentum rüstet, so liefert er damit nur einen Beweis dafür, daß seine alte Stellung unhaltbar geworden ist, daß die neue Zeit ihn in seinen tiefsten Empfindungen und Erkenntnissen aufgerüttelt hat und für die Mission, je weiter sie im Rahmen neuester Kolonial- und Kulturarbeit vorrückt, um so mehr religiöse Positionen gewonnen werden, die zum Entscheidungskampf zwischen Christentum und Islam führen müssen. Unter diesem Gesichtspunkt kann man sich nur freuen, wenn der javanische Islam Kolportage und Zeitung, Versammlung und Briefwechsel, ja selbst Polemik mit den Mitteln europäischer Wissenschaft in seinen Dienst nimmt und es sich geradezu zum Ziel setzt, an der Vertiefung der mohammedanischen Religion zu arbeiten. Das kann nur helfen, daß auch die christliche Mission sich auf ihr Bestes besinnt und die Tüchtigsten in ihren Dienst ruft, um den Sieg für sich zu gewinnen.

10. Ergebnisse und Aufgaben.

Das zahlenmäßige Ergebnis der Missionsarbeit unter den 40 Millionen Nichtchristen des Archipels ist, wie wir sahen, noch recht bescheiden. Es gibt rund 600 000 evangelische und rund 100 000 katholische eingeborene Christen. Aber die neuere Missionsarbeit ist auch noch nicht 100 Jahre alt, und sie hat, wie wir sahen, mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Um so wichtiger wird die Frage nach dem sittlich-religiösen Wert der gewonnenen Christen und der Bewährung der Gemeinden. Darüber ist es schwer, ein allgemeines Urteil abzugeben.

Wir übergehen die törichten Verleumdungen derer, die alle inländischen Christen für Reischristen erklären. Nur ganz wenige haben vom Übertritt zum Christentum insofern einen Gewinn, als sie eine gesicherte Beamtenstellung in der Christengemeinde erhalten. Aber selbst dieser kleine Bruchteil wird so bescheiden besoldet, daß man sich immer wieder wundert, warum so viele Lehrer zum Beispiel bei den Missionen aushalten, die bei der Regierung oder im Handel eine soviel einträglichere Stellung gewinnen könnten. Ganz offenbar hat aber die Mehrheit der Christen von ihrem Übertritt keinen Geldgewinn, sondern im Gegenteil eine empfindsame Belastung für kirchliche und missionarische Zwecke, die zugleich vielfach mit ebenso empfindlichen Schädigungen durch die heidnischen Familien- oder Stammesgemeinschaften verbunden ist. Das Gerede von den Reischristen sollte wirklich endgültig zu Grabe getragen werden. Nicht einmal in dem Sinne kann man den Christen unlautere Motive des Übertritts schuld geben, als wollten sie sich durch die Mission die Vorteile der neuen Regierung sichern. Gewiß bringt die Friedensherrschaft einer starken Europäerregierung viele Vorteile für die Inländer und ebenso gewiß erleichtert sie oft den Übertritt zum Christentum, aber es ist doch erwiesen, daß Missionare Jahrzehnte hindurch ohne Erfolg gearbeitet haben und erst dann anfingen, Frucht ihrer geduldig werbenden Liebe zu sehen, als den Eingeborenen klar geworden war, daß der Missionar nichts mit der Regierung zu tun habe und von ihr unterschieden werden müsse, und selbst da, wo mit dem Anschluß an das Christentum der Anschluß an die Europäerkultur vollzogen werden soll, ist mit dem Christwerden selbst kein Vorteil irgendwelcher Art verknüpft.

Auch das ist Verleumdung, daß die Neuchristen faul und anmaßend seien. Zwar treibt sich in den größeren Städten mancherlei zweifelhaftes Gesindel herum, das sich Christ nennt und weder in der Fabrik noch im Hausdienst noch als Kuli viel taugt, aber dies Gesindel ist meist der Zucht der Muttergemeinde entlaufen und darf

nicht als normales Ergebnis missionarischer Bemühung beurteilt werden. Die wirklich tüchtigen Christen bleiben im Lande und bleiben in ihrem Beruf und kommen damit viel weiter. In der Regel sind die Christen die sozial Fortgeschrittenen, die zu einigem Wohlstand gekommen sind, und das stimmt nicht zu dem Vorwurf der Faulheit. Der Vorwurf der Anmaßung aber mag wohl darauf zurückgehen, daß die Christen im Bewußtsein ihrer Menschenwürde nicht die sklavische Unterwürfigkeit zur Schau tragen, die die Herrenmoral vieler Europäer und ihr ausgeprägtes Rassegefühl den Eingeborenen, man möchte sagen, aufzwingt. Auch hier kann man den Christen ernstlich keinen Vorwurf machen.

Im übrigen muß man sich bei ihrer Beurteilung vor falschen Verallgemeinerungen hüten und den Zustand immer in Rechnung stellen, aus dem die Neuchristen hervorgegangen sind. Dann wird man Nachwirkungen heidnischen Denkens und Empfindens und ein Zurückbleiben hinter der reinen Höhe der sittlichen Forderungen, etwa der Bergpredigt, nicht allzu schwer nehmen, noch dazu, wenn man auf die Parallelerscheinungen in der alten Christenheit Europas achtet. Es ist ja von vornherein zu erwarten, daß die religiöse Beeinflussung durch die Mission bei der ausgeprägt religiösen Bestimmtheit der Inselvölker stark religiöse Wirkung übt und daß sowohl bei dem Übertritt eines einzelnen, also bei dem Schritt aus dem Kommunismus der Stammesreligion in den Individualismus der Persönlichkeitsreligion, wie bei Massenbewegungen, also bei Taufmeldungen ganzer Familien, Dorfschaften und Stämme, die religösen Motive am stärksten mitschwingen. Nur dürfen wir sie nicht ohne weiteres da suchen, wo sie unsere dogmatisch geschulte und geschichtlich bedingte Erfahrung sucht, sondern da, wo die religionspsychologische Beobachtung sie in Wirklichkeit nachweist. Hier zu richtigerem Verständnis geholfen zu haben, ist vielleicht das größte Verdienst des vielgelesenen, auch hier oft zu Rate gezogenen Buches von Johannes Warneck über die Lebenskräfte des Evangeliums.

Versuchen wir uns die Vorgänge, in denen der Missionserfolg beschlossen liegt, in ihrem Werden psychologisch klarzumachen, so steht von vornherein fest, daß die Mission auf die Bekehrung des einzelnen und durch sie auf die Christianisierung größerer Verbände hinzielt. Dies Ziel ist nicht durch Überhastung zu erreichen. Die Mission hütet sich deshalb, vorschnell auf das Taufen hinzudrängen, um so mehr als die Taufe einen einzelnen seinem Volksverbande entfremden und damit sein Wirken innerhalb des Volksverbandes erschweren würde. Es zeigt sich im Laufe der Zeit bald, wie einzelne von der Botschaft des Missionars — vielleicht zunächst aus ganz äußerlichen Gründen — besonders getroffen werden und wie in ihnen ein Fragen nach dem Neuen erwacht. Die Erstlinge sind keineswegs immer Häuptlinge oder angesehene Personen, aber es sind immer Menschen mit dem Mut einer eigenen Meinung, die schon dadurch ihrer Umgebung auffallen. Von ihnen aus beginnt eine Umstimmung der öffent-

lichen Meinung zugunsten des Christentums. Durch sie werden die christlichen Wahrheiten und Grundsätze ganz allmählich Gemeinbesitz einer größeren Menge. Das tritt vielfach nicht ins Gewußtsein, das ändert aber an dem religiösen Charakter des Prozesses nicht das mindeste.

Erst wenn auch bei der größeren Menge der Boden vorbereitet ist, ist die Zeit zum Taufen gekommen und damit die Individualisierung einer christlichen Persönlichkeit einen wesentlichen Schritt gefördert. Gerade wegen des zu überwindenden Widerstandes sind die Erstlinge vielfach besonders tüchtig und besonders gefestigt. Sie bilden den Kern der werdenden Gemeinde. Sie schließen sich dem Missionar natürlicherweise am engsten an und werden so die Werkzeuge, durch die er den meisten Einfluß auf die anderen ausüben kann.

Indem der Missionar seine eigene Wirksamkeit beobachtet, stellt er fest, daß weder seine dogmatischen Sätze noch seine sittlichen Forderungen auf die Heiden tieferen Eindruck machen, daß vielmehr die Heilstaten Gottes entscheiden. „Der Missionar sollte sich gar nicht viel Mühe geben, so schnell wie möglich saubere Eingeborenenworte für die christlichen Begriffe zu finden. Es ist gerade ein Vorteil der Missionspredigt, daß man diese Begriffe nicht zur Verfügung hat, daß man zum Beispiel nicht einfach zu den Eingeborenen sagen kann: „Bekehrt euch", sondern daß man die Sache, um die es geht, umschreiben muß. Es ist viel besser zu warten, bis die sprachbildende Gemeinde der Eingeborenen selbst die Worte angibt, die das Besprochene am besten wiedergeben. Und was die Sittlichkeit betrifft, so ist Gefahr, daß der Eingeborene die als ein christliches Gesetz (adat) ansieht und in eine Werkgerechtigkeit verfällt, die die größte Feindin aller echten Frömmigkeit ist." Das ersehnte Ziel, die Bekehrung der Eingeborenen, erreicht man weder durch das eine noch durch das andere. Wohl aber durch die Verkündigung der Heilstaten Gottes. Der Heide fragt nicht, wer Gott ist, sondern was er tut und vermag. Durch den Bericht von den Taten Gottes geht den Heiden ein neues Licht auf, das ihn anzieht und seinem Leben eine neue Richtung gibt. Denn alles, was er hört, steht im stärksten Gegensatz zu dem, was ihm über die Götter und Geister bekannt ist, und bringt ihn in eine Welt, die ganz verschieden ist von der dauernden Angst und Furcht, worin er bisher gelebt hat. Es will deshalb viel sagen, wenn einer, in dem die Geister- und Götzenfurcht noch mit dem Gottesglauben kämpft, sich dazu entschließt, seine Götzenbilder und Zaubermittel abzugeben oder gar zu verbrennen. Das ist ein Wagstück des Glaubens. Mit dem Christengott wagt man es, den Geistern der Vorfahren Trotz zu bieten. Der Islam verlangt keinen solchen Bruch mit der Vergangenheit; er läßt im Gegenteil die alten Bräuche unverändert weiter bestehen. Das Christentum aber ist unerbittlich, und die Christengemeinde wendet sofort Zuchtmittel an, wenn jemand sich des Rückfalls in heidnische Sitten und Bräuche schuldig macht.

So ist für diese Heidenchristen die Bekehrung in noch höherem Maße als für uns völlige, vertrauensvolle Hingabe an Gott. Und in diesem Vertrauen ist die Befreiung von tausendfacher Furcht beschlossen, die das Leben im Heidentum beherrschte. Ist es auch noch ein weiter Weg von dieser Erkenntnis der alles überragenden Macht Gottes zu dem tiefsten Verständnis seiner Liebe in Jesus Christus, so ist doch schon in dieser Erkenntnis ein volles Maß von Erlösung beschlossen, und es ist kein Wunder, daß solch Erleben ein Band innigster Gemeinschaft zwischen dem jungen Christen und dem knüpft, der ihm Führer zu dem sich in Christo offenbarenden Gott werden durfte.

Dem Maße des Vertrauens, das von nun ab sein Leben beherrscht, entspricht die Innigkeit seines Gebetslebens und die Gewißheit der Gebetserhörung. Das Gebet aber ist nicht mehr ausschließlich wie im Heidentum, ja nicht einmal mehr vorwiegend, Bitte um irdisches Wohlergehen, sondern ein auf tiefinnerlicher Geborgenheit in Gott geborenes, kindliches Reden mit dem Vater im Himmel.

Einen schweren Kampf aber fordert die aus dem Glauben folgende sittliche Bewährung. Sind wir von Jugend auf in christlicher Umgebung groß geworden und mit den Forderungen des Christenglaubens bekannt, so ist der Heidenchrist von Jugend auf belastet mit einer Sittenlosigkeit, von der wir uns kaum einen Begriff machen können. Gewiß hat auch das Heidentum sittliche Züge. Aber die Durcharbeitung des sittlichen Empfindens mit dem Geiste der Bergpredigt bis in die kleinsten Einzelheiten alltäglicher Pflichten und Übungen hinein, der versuchungsreiche Kleinkrieg um ein reines Herz und ein gutes Gewissen, fordern fast mehr noch, als der große und grundsätzliche Sieg über den heidnischen Glauben. Infolgedessen hält auch die sittliche Bewährung der Neuchristen nicht immer gleichen Schritt mit ihrer Glaubensinnigkeit, und Rückfälle sittlicher Art sind unendlich viel häufiger als ein Zurücksinken in Geisterfurcht und Götzendienst. Der Freiheit des Glaubens entspricht die Freiheit des sittlichen Handelns noch nicht in vollem Maße. Vielmehr trägt das sittliche Leben zunächst mehr den Charakter der Gebundenheit, des Gehorsams, einer neuen Gesetzlichkeit. Man handelt nicht so sehr nach dem eigenen Gewissen als nach dem Gebotenen und möchte für alle einzelnen Lebensgebiete am liebsten ausgearbeitete Einzelvorschriften, nach denen man sich richten könnte. Damit hängt weiter zusammen, daß man sich im Falle einer Sünde allzu rasch und allzu leicht der vergebenden Gnade des Vaters im Himmel getröstet. Man hat eben noch kein Verständnis von der Macht und der Schwere der Sünde und begreift infolgedessen auch die Gnade noch nicht in ihrer Tiefe und in ihrem Reichtum. Beides erschließt sich erst im weiteren Umgang mit der Person Jesu. Die Grenze zwischen gut und böse wird schärfer. Vieles wird allmählich als Sünde erkannt, was früher als erlaubt galt. Und vor allem wächst die Einsicht in die Macht und in die Schuld der Sünde, und es entsteht ein Verständnis für

jene tiefe Bezogenheit alles Bösen und aller Gnade auf das Leiden und Sterben Jesu, also für die größten und seligsten Geheimnisse des Christenglaubens. Von da aus erklärt sich endlich das oft und mit Recht gerühmte freudige Sterben der Neuchristen, wenn wir das auch nicht überschätzen, sondern ein gut Teil nachwirkenden heidnischen bezw. islamischen Fatalismus in ihm zugeben wollen. Aber die Hoffnung des ewigen Lebens, die Gewißheit steter, ungehemmter Gemeinschaft mit Jesus Christus sind sicher dabei von größter, ja von ausschlaggebender Bedeutung.

Nennen wir die aus dem Heidentum Gewonnenen kurz Heidenchristen, so können nach Simons Vorgang die aus dem Islam Gewonnenen Mohammedanerchristen heißen. Auch für sie gilt im wesentlichen das eben von den Heidenchristen Gesagte. Doch wirkt bei ihnen noch manches andere mit. Die Mohammedaner sind gegen die Predigt des Evangeliums viel besser gewappnet als die Heiden. Sie haben ganz bestimmte Vorstellungen von der übersinnlichen Welt und fühlen sich als Glieder einer dem Christentum in jeder Hinsicht überlegenen Weltreligion. Das Christentum ist ihnen ein überwundener Standpunkt. Die Christen sind unrein: sie essen ja Schweinefleisch und versäumen die vorgeschriebenen Waschungen und Gebete. So ist ein hochfahrendes, auf den Christen verächtlich herabsehendes Wesen ein Hauptmerkmal nicht nur der Mekkapilger und der Koranlehrer, sondern fast aller Mohammedaner. Zweifellos spielt die starke Gereiztheit des Islams gegen die Lehren von der Dreieinigkeit und von der Gottessohnschaft Jesu hier auch mit, aber das Entscheidende wird doch, für Niederländisch-Indien wenigstens, wo die große Masse der Mohammedaner auf recht tiefer Bildungsstufe steht, darin zu suchen sein, daß der Islam Mohammed am höchsten stellt und es nicht vertragen will und kann, daß Christus noch über ihm stehen soll. Auch die politischen Träumereien des Islams von dem Triumph der islamischen Völker über alle nichtmohammedanischen machen die Annahme des Christentums den Mohammedanern schwer. Um so höher aber ist religiös die Bekehrung eines Mohammedaners einzuschätzen.

Im Glaubensleben des Mohammedanerchristen bildet die Erkenntnis Jesu den Ausgangspunkt für alle Gotteserkenntnis. Simon sagt: „Der Mohammedanerchrist hört von Jesus nicht eine neue Lehre von Gott, neue Aussagen über sein Wesen, sondern Jesu Worte sind Gottes Worte, sein Tun ist Gottes Tun, er ist die Offenbarung Gottes". J. W. Gunning aber meint, der Mohammedaner sehe in Jesus Christus den wahren Propheten (den „waren Voorganger", javanisch: „panoetan kang sedjati"). Die Auferstehung von den Toten sei die zentrale Tatsache, durch die er sich als solchen offenbart habe. Durch sie sei er Anfänger und Vollender des Glaubens im Sinne von Hebr. 2, 2. Auch der Islam läßt Jesus jetzt und in der Ewigkeit eine außerordentliche Stellung einnehmen, aber der Jesus des Koran und der Nabi Isa im indonesi-

schen Volksbewußtsein mag so hoch stehen, wie er will, für das Gottesbild ist er ohne Bedeutung. Das christliche Gottesbild entsteht durchaus und allein an Jesus. Nur soweit wir Jesus kennen, kennen wir Gott. Im Sohne haben wir den Vater. Jesu Wundermacht zeigt den Mohammedanerchristen Gottes Allmacht, vor der die Macht der Geister in nichts zerrinnt, seine selbstlose, suchende Liebe bringt ihm mehr als eine Korrektur seines Gottesbildes, bringt ihm wirklichen Umgang mit Gott, aus dem ihm sittliche Kraft ersteht, nicht im Sinne der früheren islamischen Werkgerechtigkeit, sondern im Sinne christlicher Demut.

Natürlich ist beim Mohammedanerchristen ebenso wie bei den Heidenchristen die Umwandlung nicht mit einem Schlage fertig. Auch bei ihm folgt dem grundsätzlichen Sieg des neuen der stete Kleinkrieg gegen die Sünde, der das ganze Leben durchzieht, folgt der Bekehrung die Bewährung, in der als ein wesentlicher Zug deutlich die werbende Kraft des neuen Glaubens hervortritt. Die erste Generation der Christen sowohl aus dem Heidentum wie aus dem Islam zeigt in Indonesien eine sehr erfreuliche Bereitschaft, die Volksgenossen für den neuen Glauben zu gewinnen. Nur ist leider in der zweiten und dritten Geschlechterfolge deutlich ein Nachlassen des Missionseifers zu spüren, ein Mangel, der immerhin dadurch ausgeglichen wird, daß inzwischen neue Christen gewonnen sind, die das Feuer der ersten Liebe in sich tragen!

Haben wir bisher von den einzelnen, von den Erstlingen gesprochen, die sich dem Christentum zuwenden, so haben wir uns zweitens über das Christentum derjenigen ein Urteil zu bilden, die in größeren Scharen, ja bisweilen fast dorf- und stammweise zum Christentum übertreten, wie das die Geschichte fast jeden einzelnen Missionsfeldes, besonders deutlich die Geschichte von Sumatra und Nias zeigt.

Zunächst darf man sich auch diese Massenübertritte nicht allzu mechanisch vorstellen. Die Masse besteht immer aus einzelnen, und neben den vielen, die übertreten, stehen viele, die den Übertritt mit vollem Bewußtsein nicht vollziehen. Vorgänge, wie wir sie aus der mittelalterlichen Kirchengeschichte kennen, daß Dorfschaften oder Sippen durch Volksbeschluß zum Christentum übertreten, gewinnen durch die Beobachtungen der Massenbewegungen in Indonesien ein neues Licht. Das Fragen nach der Taufe bedeutet aber zweifellos auch so einen völligen Bruch mit der heidnischen Vergangenheit, mit der Lebensanschauung sowohl wie mit der Lebensgestaltung, was die Auslieferung der Zaubermittel und Götzenbilder wieder schlagend beweist. Deshalb darf man auch bei Massenübertritten von dem ersten Schritt aus dem Kommunismus in den Individualismus, aus der religiösen Gebundenheit in die religiöse Selbständigkeit reden, wenn auch die Entscheidung hier nicht so schwer sein wird wie der Bruch, den ein Erstling zu vollziehen hat, und vollends etwas anderes ist, als die Bekehrung, durch die einer in der alten Christenheit aus seinem Gewohnheitschristentum zu lebendigem Glauben durchbricht.

Noch bedeutsamer aber an den Massenbewegungen ist die große Arbeitsmöglichkeit, die sie dem Missionar verschafft und durch die er in den Stand gesetzt wird, die Beweggründe des Übertritts zu läutern und zu vertiefen, in das Verständnis der Heilstatsachen einzuführen und in die Art des christlichen Gottesdienstes einzuweihen. Und die Vorgänge auf Nias zeigen ebenso wie die auf Sumatra, daß der breiter werdende Strom doch an Tiefe nicht zu verlieren braucht. Ja, die „Indische Kirche" ist sogar ein Beleg dafür, daß selbst in Gemeinden, bei denen sowohl die Beweggründe des Übertritts als auch die missionarische Versorgung nachher nicht ohne Bedenken waren, sich zu tüchtigen Gemeinden entwickeln konnten, die für die Mission geradezu einen Halt bedeuten. Die nachwirkende Kraft der christlichen Erziehung, die Lebensmacht des Evangeliums verleugnet sich nirgends!

Daß mit dem Übertritt zum Christentum auch äußerlich ein neues Leben beginnt, mit neuer Tracht, mit neuer Ordnung, mit besseren Wohnungen, mit reinerem Familienleben, mit höheren Lebensansprüchen, ist nicht ganz allein auf Rechnung der Mission zu setzen, sondern auch sehr stark mit dadurch begründet, daß der Missionar nur einer der Träger der auf das Land einstürmenden Zivilisation ist und mit seiner Lebenshaltung nicht nur das Christentum, sondern auch die neue europäische Zivilisation mit ihren begehrenswerten Schätzen als lebendes Beispiel verkörpert. Er weckt selbst da Nachahmung, wo er es nicht will, und so fehlen auch in der Missionsgemeinde jene bald drolligen, bald lächerlichen Gestalten nicht, die in schlimmerer Verzerrung überall in den Mittelpunkten der Kolonialarbeit als Kulturkarikaturen herumlaufen.

Eine weiter wirkende Folge der Hinwendung zum Christentum ist der im Volksverband einsetzende Kampf gegen die Sünden des Heidentums, Raub, Mord, Unsittlichkeit, Trunksucht usf. Hier wird der Umschwung natürlich nicht plötzlich bemerkbar. Vor allem bleibt der Kampf gegen die heidnische Unsittlichkeit ein Kreuz der Missionare, das gilt für Indonesien ebenso wie für die ganze nichtchristliche Welt. Aber es ist doch sehr bemerkenswert, wie schnell sich in der jungen Christengemeinde die Erkenntnis durchsetzt, daß gewisse Dinge nicht erlaubt sind. So fragten zum Beispiel in Halmahera, kurz nachdem dort das Fragen nach der christlichen Taufe begonnen hatte, zwei junge Leute, ob sie nicht auf kurze Zeit ins Heidentum zurücktreten könnten, um den Pflichten der heidnischen Blutrache zu genügen. Sie wußten, daß in der Christengemeinde die Blutrache ihr Recht verloren hatte, und waren dann unschwer zu überzeugen, daß das göttliche Verbot der Blutrache auch für die Heiden gelte. So konnte das Christenrecht in diesem Falle schnell den Sieg gewinnen. Aber es ist noch etwas anderes um die theoretische Anerkennung der sittlichen Forderungen des Christentums als um ihre praktische Verwirklichung.

Wie weit die Gemeinden kirchlich zusammengeschlossen sind, davon

war in anderem Zusammenhang bereits die Rede. Es sei nur noch einmal an die Indische Kirche mit ihrer Staatsaufsicht und Staatsunterstützung und der daraus notwendig folgenden Unselbständigkeit einerseits und an die Kirchenordnungen der Rheinischen Mission auf Sumatra und Nias andererseits erinnert, die bereits eine beratende Mitarbeit der eingeborenen Pandita, also die Anfänge einer Synodalverfassung, vorsehen.

So bedarf die Darstellung der Ergebnisse der Missionsarbeit in Niederländisch-Indien nur noch einer Ergänzung.

Nach den bisherigen Berechnungen sind etwa 600 000—700 000 evangelische Christen gewonnen und für ihre Pflege und die weitere Missionsarbeit stehen bei 40 Millionen Bewohnern der Inselwelt etwa 425 europäische Arbeitskräfte zur Verfügung. Auf die katholische Mission aber kommen bei 557 Arbeitern 108 000 Christen. Das heißt, noch ist nicht der vierzigste Teil der Inselbewohner christianisiert, und es gibt noch weite Strecken vor allem islamischen Gebietes, die kaum die ersten Anfänge christlicher Missionsarbeit zeigen. Dahin gehört vor allen Dingen das so stark unter dem Einfluß der Kolonisation stehende Java. Die Ergebnisse sind verschwindend klein im Vergleich mit den noch zu lösenden Aufgaben.

Man hat berechnet, daß e i n Missionar zur Not etwa einen Bezirk von 20 000—25 000 Nichtchristen missionieren könne. Ich glaube, die Zahl ist zu hoch. Legt man sie aber einmal zugrunde, so ergibt sich, daß zu einer einigermaßen ausreichenden missionarischen Versorgung der Inselwelt die Zahl der europäischen Missionare mindestens vervierfacht werden müßte, denn heute ist ein Missionar noch im Durchschnitt für mehr als 90 000 Nichtchristen verantwortlich.

Wie kann die nötige Zahl der Arbeiter beschafft werden? Natürlich fällt den Holländern als dem kolonisierenden Volk die Hauptverantwortung zu. Bisher haben sie etwa die Hälfte des europäischen Missionspersonals gestellt. Ist diese Zahl noch erheblich zu steigern? Bisher kamen auf vier Millionen protestantische Bewohner der Niederlande schätzungsweise 210 Missionsangehörige, Missionare, Ärzte, Lehrer, Schwestern, das ist im Verhältnis etwas mehr, als das protestantische Deutschland bisher an missionarischer Kraft aufgebracht hat. Nun wird niemand in Deutschland glauben, bei uns sei bereits die Höchstzahl erreicht. Also wird man auch von den Holländern erwarten dürfen, daß sie ihre Anstrengungen noch vergrößern können. Sie sind sich auch dessen bewußt, daß sie es müssen, und klagen sehr über den Mangel an Arbeitskräften. Aber selbst wenn sie ihre Kräfte vervierfachen, wäre erst die Hälfte des zu erreichenden Zieles erreicht, denn die Holländer leisten an missionarischer Kraft etwa die Hälfte dessen, was in ihrer Kolonie für die Mission geschieht. So gewinnen auch die Christen der anderen Länder Anteil an der Verantwortung für die in Niederländisch-Indien zu lösende Aufgabe. Die Christenheit ist ja ihrem Wesen nach eine gliedliche Gemeinschaft; und wenn es Tatsache ist, daß während der Zeit

der holländischen Herrschaft, also unter christlicher Obrigkeit, der Islam seinen Einzug durch die Inselwelt antreten konnte, so wird es höchste Zeit, daß alle ernsten Christen in diesem Sieg des Islams ein Stück eigenen Verschuldens erkennen lernen und sich für die Mission in Indonesien verantwortlich fühlen.

Es wird sich dabei freilich wie überall in der Welt des Islams zunächst um eine entsagungsvolle, viel Takt erfordernde, indirekte Missionsarbeit handeln, vor allem um Pflege der ärztlichen Mission, die denn auch bereits einen sehr breiten Raum einnimmt und eine ganze Anzahl von Ärzten und Krankenpflegerinnen in den Dienst stellt, aber daneben doch auch schon stark in direkte Werbearbeit unter den gebildeten Javanen hineinführt. Und das ist eine Aufgabe von ganz außerordentlichem Reize, die feinste Bildung sowohl in der Theologie des Christentums wie in der des Islams voraussetzt und die allertüchtigsten Kräfte der Heimat an die Front ruft. Hier werden noch viele der Besten gebraucht.

Der deutschen Mission stehen, soweit Menschen rechnen können, bei dem Tiefstande des deutschen Geldes mehr Kräfte zur Verfügung, als sie auszusenden imstande ist. Gewiß bedarf auch sie der Rekruten auf allen Gebieten. Aber sie bedarf vor allem der treuen, stützenden Liebe der heimischen Christenheit. Das große Feld Niederländisch-Indiens mit seiner reichen Ernte und seiner großen Verantwortung, das uns durch die ganze Notzeit des Krieges hindurch ungeschmälert geblieben ist, ist heute unter uns noch viel zu wenig bekannt. Und sie bedarf der geistlichen Kraft und Tiefe. Einst ohne Rücksicht auf Politik und Kolonisation entstanden, nach Niederländisch-Indien auch nur aus reinstem Missionstriebe geführt, soll sie es, wo sie bleiben durfte, erweisen, daß sie nichts anderes sein will als eine Magd ihres himmlischen Herrn, die tut, was sie kann, um ihm den Weg zu bereiten.

Literatur zu 1.

H. Colijn, Neerlands Indië, Land en Volk, Geschiedenis en Bestuur, Bedrijf en Samenleving.
Amsterdam, Uitgevers-Maatschappij „Elsevier" 1911, 2 Bde.

H. Zondervan, Nederland Buiten Europa, Aardrijkskundige Schets der Bezittingen en Koloniën.
Groningen, J. B. Wolters, 4. Druk 1914.

Burkhardt-Grundemann, Kleine Missionsbibliothek, Bd. 4, Abt. 1.
Bielefeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 2. Aufl., 1880.

Grundemann, R., Kleine Missionsgeographie.
Calw-Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1901.

Gundert, H., Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeit.
Calw-Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 4. Aufl. 1903.

Richter, J., Evangelische Missionskunde.
Leipzig-Erlangen, Deichert. 1920. S. 410 f. mit Literaturnachweisen.

Ratzel, Friedr., Völkerkunde, Bd. I.
Leipzig-Wien, Bibliogr. Institut. 1894.

Ferner:

Mededeelingen, Tijdschrift voor Zendingswetenschap. Zendingsbureau Oegstgeest, 65. Jahrgang.

Nederlandsch Zendingsblad, 4. Jahrgang.

Orgaan der Nederlandsche Zendingsvereeniging, Rotterdam.

Literatur zu 2.

A. Zimmermann, Die Kolonialpolitik der Niederländer.
Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

J. W. Gunning, J. Hzn., Hedendagsche Zending in onze Oost.
den Haag, Boekhandel van den Zendingsstudieraad. 2. Druk. 1914.

J. von Pflugk-Harttung, Entdeckungs- und Kolonialgeschichte in Weltgeschichte. Bd. IV. S. 61 ff.
Berlin, Ullstein & Co. 1905.

Literatur zu 3.

Warneck, Joh., Die Lebenskräfte des Evangeliums, Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums.
Berlin, M. Warneck. 6. Aufl. 1922.

Winckel, A., Animisme (Het Heidendom der Natuurvolken) en Christendom.
den Haag, Zendingsstudie Raad. 1913.

Adriani, N., Het animistisch Heidendom als Godsdienst.
den Haag, Zendingsstudie Raad. Ohne Jahr.

Wundt, W., Völkerpsychologie, Bd. IV. Mythus und Religion.
Leipzig, Engelmann. 2. Aufl. 1910.

Vischer, H., Religion und soziales Leben bei den Naturvölkern.
Bonn, Schergens. 2 Bände. 1911.

Die Religionen des Orients, Kultur der Gegenwart, ed. Hinneberg.
Leipzig, Teubner. 2. Auflage. 1913.

Und eine unübersehbar reiche Spezialliteratur, angeführt von Warneck, Wundt u. a.

Simon, Gottfried, Islam und Christentum.
Berlin, Warneck. 2. Auflage. 1914.
Simon, Gottfried, Der Islam und die christliche Verkündigung.
Gütersloh, Bertelsmann. 1920.
Lindenborn, M., Zendingslicht op den Islam.
den Haag, Zendingsstudie Raad. 1912.
Goldziher, J., Vorlesungen über den Islam.
Heidelberg, Winter. 1910.
Rutgers, J., Islam en Christendom,
nar het Engelsch van W. H. T. Gairdner.
den Haag, Zendingsstudie Raad.
Grube, Religion und Kultus der Chinesen.
Leipzig, Haupt, 1910.
Und auch hier eine unübersehbare Spezialliteratur, angeführt bei Simon oder Lindenborn.

Literatur zu 4.

Gunning, J. W., Hedendagsche Zending in onze Oost.
den Haag. 2. Druk. 1914.
Gunning, J. W., Nederlandsch Zendingsjaarboekje voor het Jaar 1919.
den Haag. 1920.
Adriani, N., Posso.
den Haag. 1919.
Rauws, Joh., Nieuw Guinea.
den Haag. 1919.
Bonn, A., Die Rheinische Mission daheim und draußen.
Barmen. 1917.
Kriele, Ed., Das Evangelium bei den Dajak auf Borneo.
Barmen. 1915.
Warneck, Joh., 50 Jahre Batakmission.
Berlin. 1912.
Grundemann, R. Joh., Friedrich Riedel.
Gütersloh. 1873.
Dazu A. M. Z. 1877 S. 319.
1902 Beibl. 1.
1906 S. 224.
1913 S. 76.
E. M. M. 1920 S. 20.
E. Miss. 1920 S. 113.
Jahrbuch der Ver. Deutschen Missionskonferenzen 1921. S. 1 f.
Jahresberichte, Monatsblätter.
Gundert, Die evangelische Mission.
Calw. 1903.
Warneck, Abriß, 10. Auflage.
Berlin. 1913.
Arens, Bernard, Handbuch der katholischen Mission.
Freiburg. 1921.
Colijn, Neerlands Indië.
Amsterdam. 1911.
Licht in Dunkel, Bilder aus der Bethelmission Nr. 46.
Bethel. 1921.
Lindenborn, M., Java-Zending
in Stemmen des Tijds ed. G. J. A. Ruys, Utrecht 1921.

Literatur zu 5.

Kriele, E., Das Evangelium bei den Dajak auf Borneo.
Barmen. 1915.
Bonn, A., Die Rheinische Mission daheim und draußen.
Barmen. 1917.
Sundermann, Die Mission unter den Dajak auf Niederländisch-Borneo.
E. M. M. I 1921, S. 5—13.
Kriele, E., Die Lage der Rheinischen Mission im April 1921.
Barmen. 1921.
Sundermann, Unter den Dajak auf Beto. 4 Hefte.
Barmen. 1899.
Schreiber, A., Eine Missionsreise in den fernen Osten.
Gütersloh. 1899. S. 68—188.
von Rohden, L., Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft.
Barmen. 1888.
Wegner, Von den Urwaldströmen Borneos.
E. M. 1917, S. 193.

Literatur zu 6.

Warneck, Joh., 50 Jahre Batakmission.
Berlin. 1912.
Bonn, A., Die Rheinische Mission daheim und draußen.
Barmen. 1917.
Warneck, Joh., D. Ludwig J. Nommensen.
Barmen. 1919.
Haußleiter, G., Züge aus dem Leben des Ephorus der Batakmission D. Ludwig Nommensen.
Jahrbuch der Vereinigten deutschen Missionskonferenzen 1919, S. 21 f.
A. M. Z. 1918, S. 174—177.
Warneck, Joh., Unsere batakschen Gehilfen.
Gütersloh. 1908.
Spiecker, J., Die Rheinische Mission, Heft 1—5 und 7.
Barmen. 1912.
Simon, G., Tole Vorwärts.
Gütersloh. 1904.
van Asselt, Aus den Anfängen der Batakmission, 2 Hefte.
Barmen. 1911.
von Rohden, L., Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft.
Barmen. 1888.
Schreiber, Eine Missionsreise in den fernen Osten.
Gütersloh. 1899. S. 21—122.
Pilgram, Laban.
Barmen. 1909.
Wegner, Die Außenränder der Bataklande.
E. M. 1917, S. 229; 1918, S. 3 und S. 21.
Wegner, Steppenstation auf Sumatra.
E. M. 1918, S. 113.
Kriele, Aus D. Nommensens Leben und Wirken.
E. M. 1919, S. 49 und S. 69.
Spiecker, J., Der batakſche Christenbund.
E. M. M. 1919, S. 227.

Literatur zu 7.

Sundermann, H., Die Insel Nias.
Barmen. 1905.
von Rohden, L., Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft.
Barmen. 1888.
Schreiber, A., Eine Missionsreise in den fernen Osten.
Gütersloh. 1899.
Lett, A., Im Dienste des Evangeliums auf der Westküste von Nias.
Barmen. 1901.
? Fetero.
Barmen. 1901.
Spiecker, Die Rheinische Mission, Heft 6 und 7.
Barmen. 1912.
Wegner, R., Die Mission auf Nias.
Barmen. 1915.
Bieger, J. N., Erlebnisse eines Missionars, 2 Hefte.
Barmen. 1916/17.
Bonn, Alfr., Die Rheinische Mission.
Barmen. 1917.
Wegner, Lolowua auf Nias.
E. M. 1917, S. 154.
Wegner, Erweckungsbewegung auf Nias.
E. M. 1919, S. 25.

Literatur zu 8.

Missions- und Heidenbote 1912—1917.
A. M. Z. 1898, S. 12 f., S. 67 f.
E. Miss. 1916, S. 217 ff.
Quast, W., Die Salatiga-Mission in Mittel-Java.
Neukirchen. 1910.

Literatur zu 9.

Gunning, J. W., Regierung und Mission.
A. M. Z. 1921, S. 128—170.
Gunning, J. W., Regeering en Zending, Baarn, o. J.
Gunning, J. W., De tegenwoordige toestand, Baarn, o. J.
Limburg, A., De School in het Zendingswerk, Baarn, o. J.
Gunning, J. W., De Invloed der Zending op Maatschappelijke, Baarn, o. J.
Gunning, J. W., De Inlandsche Christenen, Baarn, o. J.
Gunning, J. W., De medische Zending, Baarn, o. J.
Simon, G., De positie van den Zendeling in de Inlandsche Maatschappij.
Simon, G., Islam und Christentum. 2. Auflage.
Berlin. 1914.
Monroe, Paul, Mission, Education and national Policy J. R. M. 1921, S. 321.
Rundschauen in A. M. Z. 1913, S. 71, 122/77; 1919, S. 68, 97, 125.

Literatur zu 10.

Gunning, J. W., De Inlandsche Christenen, Baarn, o. J.
Warneck, J., Lebenskräfte.
Simon, Islam und Christentum.
Gunning, J. W., De Medische Zending, Baarn, o. J.

Namen- und Sachverzeichnis.

In demselben Verlag sind folgende, speziell für

Missionsstudienkreise

bestimmte Bücher und Schriften erschienen:

Missionsstudienbücher

Neue Folge der Basler Handbücher zur Missionskunde.

Herausgegeben von der deutschen Missionsstudienkommission.

I. Band. **Das Christentum und die nichtchristlichen Religionen.** Zwei Teile. Von D. Rob. E. Speer. Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von D. Jul. Richter.

1. Teil. **Die animistischen und ostasiatischen Religionen und der Islam.** Geb. Mk. 20,—.

2. Teil. **Die asiatischen Religionen.** Geb. Mk. 20,—.

Wenn wir Mission treiben, so gehen wir von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß das Christentum die einzig wahre und göttliche Religion ist. Dazu haben wir ohne Zweifel ein Recht. Nur verpflichtet uns diese Behauptung eigentlich dazu, die nichtchristlichen Religionen mit der christlichen zu vergleichen und dann im einzelnen festzustellen, in welcher Hinsicht sich das Christentum als überlegen erweist. Eine solche Vergleichung mit anderen Religionen braucht die christliche keineswegs zu scheuen. Sie kann dabei nur gewinnen, sofern ihr Wahrheitsgehalt dadurch nur in um so helleres Licht gerückt wird. Das genannte Buch unternimmt eine solche Vergleichung und läßt uns dabei hochinteressante Blicke in das Wesen der außerchristlichen Religionen tun. Es ist ein fesselndes Buch, das ich jedem, der für vergleichende Religionswissenschaft einigen Sinn hat, aufs wärmste empfehlen kann.

Monatsblatt von Beuggen, 1914, Nr. 5.

II. Band. **Deutsche Missionsarbeit im Rahmen der deutschen Kolonialmission** (früher: **Das deutsche Kolonialreich und die Mission**). Dargestellt von D. Julius Richter, Professor an der Universität Berlin. 184 Seiten. Geb. Mk. 20,—.

Hier haben wir eine geschichtliche Darstellung vom Werden des deutschen Kolonialreiches und seiner Beziehungen zur Mission. Es steckt ein ungeheuer reicher Stoff in diesen Kapiteln. Kurz und sicher unterrichtend sind alle die Fragen und Probleme aufgestellt, die sich aus dem Verhältnisse von Kolonialreich und Mission ergeben. Erstaunlich ist die Fülle von Kulturarbeit, die von der Mission in den Kolonien geleistet worden ist. Das Vorwort gibt einen tief ergreifenden äußerst wertvollen Überblick über die während des Weltkrieges über die Arbeitsgebiete der deutschen Missionen ergangenen Leiden und Vergewaltigungen. — Ein recht seltsamer, wie beabsichtigt erscheinender Druckfehler steht Seite 64: Der bekannte § 6 der Kongo-Akte vom 26. Februar 1886 wird eine magere statt magna Charta einer humanen Kolonialpolitik genannt!

Zu diesen Büchern sind **Schlüssel** erschienen, die für die fruchtbare Benützung in Missionsstudienkreisen unentbehrlich sind. Preis: zu Bd. I, 1. u. 2. Teil je Mk. 1,—, zu Bd. II Mk. 2,—.

☞ **Die deutsche Missionsstudienkommission ist berechtigt, diese Bücher, wenn von ihr bezogen, an Missionsstudienkreise zu bedeutend ermäßigtem Preise abzugeben.**

Bonorand, M., Missions-Studien-Kränzchen. (Schlüssel zu den „Handbüchern zur Missionskunde“ und zu dem Betrieb der Studienkränzchen.) Mk. 1,—.

Müller, L., Mission und Erziehung. Ein Wort zum Ernste der Entscheidungsstunde in der Weltmission an Lehrer und Erzieher. Mk. 1,—.

Weitere Literatur für **Missionsstudienkreise:**

Handbücher zur Missionskunde

Band I. **Das neue China.** Von H. Smith. Vergriffen.

Band II. **Kamerun als Kolonie und Missionsfeld.** Dargestellt von P. Steiner. Mit Bildern und Kartenskizze. Gebunden Mk. 15,—.

Die Schrift bietet einen prächtigen Überblick über die rasche Ausdehnung der Basler Mission in Kamerun und orientiert auch über die politische Geschichte und die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie. Die Darstellungen Steiners beruhen auf umfassendem Quellenstudium und verdienen, daß ihnen auch außerhalb des Missionskreises Beachtung geschenkt wird. Es existiert über Kamerun noch keine Schrift, die so umfassend und doch so genau alles Wesentliche berührend, Aufschluß über diese rasch aufblühende Kolonie gäbe. Ev. Heidenbote 1908, Nr. 11.

Band III. **Die Basler Mission auf der Goldküste.** Von P. Steiner. Mit Bildern, Tabellen und Kartenskizze. Gebunden Mk. 15,—.

In klarer, ansprechender Form zeichnet das vortreffliche Büchlein den opferreichen, aber so reich gesegneten Märtyrerweg des Evangeliums auf der Goldküste. Wer das Büchlein anschafft und liest, wird uns dankbar sein, auf dasselbe hingewiesen zu haben. Es ist ein schlichtes und doch sehr beredtes Zeugnis von der Siegeskraft des Wortes vom Kreuz. Palmblätter aus der Mission 1909, Nr. 9.

Band IV. **Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir.** Von Dr. John R. Mott. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Mit 8 Bildern. 3. Auflage. Gebunden Mk. 20,—.

Wohl noch nie ist der Christenheit die Riesenaufgabe der Weltmission, wie sie durch die gegenwärtige Weltlage entstanden, in so umfassender und großzügiger Weise vor Augen gestellt worden, wie Dr. Mott es hier tut. Wohl noch nie ist ihr aber auch mit so nachdrücklichen und herzandringenden Worten gezeigt worden, was für sie selbst und was für die Völkerwelt auf dem Spiele steht, wenn sie sich dieser ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigt. Kein Missionsfreund sollte das Buch ungelesen lassen.

Band V. **Missionslose Länder.** Ungelöste Missionsaufgaben. Von D. S. M. Zwemer. Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Luise Oehler, mit einem Vorwort von D. Jul. Richter nebst 8 Bilderbeilagen und 4 Kartenskizzen. Gebunden Mk. 20,—.

Das Buch führt uns durch „das Herz zweier Weltteile“, weist auf Gebiete, die von der Mission noch nicht erreicht sind, und übersehene Millionen. Es zeigt ferner die Hindernisse der Mission, die soziale Not der Heidenwelt und die große zivilisatorische Bedeutung der Missionsarbeit. Das Studium dieses Buches erinnert an die große, noch ungelöste Aufgabe der christlichen Kirche und weckt Interesse an der Mission. Schweiz. evang. Schulblatt 1912, Nr. 1.

Schlüssel sind erschienen zu Band II und IV à Mk. 1,—.

Die Mission der ersten Christen.

Von **Fr. Würz,** Missionsinspektor. 1.—5. Taus. 64 S. Hübsch geb. 8 Mk.

Über die „Mission der ersten Christen“ finden wir im Neuen Testament auf den ersten Blick nur knappe, zerstreute Anhaltspunkte, und diese werden immer nur auf Augenblicke sichtbar. Wer aber diese flüchtigen Durchblicke festhält und miteinander verbindet, erhält von der Mission der ersten Christen doch ein klares, einheitliches Bild. Dieses aufzuzeigen, ist der Zweck des vorliegenden kleinen Buches. Es möchte beitragen zur biblischen Klärung und bietet sich Bibel- und Missionsstudienkreisen zugleich als Führer an.

Reichsgottesarbeit.

Von demselben Verfasser. ○○○○○○○○○○○○○○ 6.—10. Taus. 64 Seiten, hübsch gebunden Mk. 8,—.

B. Sch. schreibt in den Mitteilungen der D. C. S. V.:

Wir haben jetzt wochenlang am Schluß unseres Bibelkreises und Missionskreises gemeinsam aus dem Heftchen gelesen und sind sehr dankbar, daß Würz uns oft kraß die Wahrheit gesagt und die Hoheit des Reiches Gottes viel größer gemacht hat. Das Heftchen kann man nie auslesen. Nur ein paar Männer können meiner Meinung nach in jeder Generation mit solch biblischer Klarheit über die tiefsten Fragen des Reiches Gottes sprechen. Auf jeder Seite spürt man: das kann nur einer schreiben, der lange Jahrzehnte Christus zum König gehabt und zu den Füßen der Apostel gesessen hat, der viel erfahren hat von der krassen Forderung Christi zur rückhaltlosen Hingabe des Ichs, aber auch viel von der Gnade und dem Frieden.

In demselben Verlag sind erschienen:

Stuttgarter Missionsbücher

Eine Sammlung gediegener Missionserzählungen in hübschen Bänden mit einer Original-Einbandzeichnung von W. Jacobs und reichem Buchschmuck. Jeder Band 96 Seiten, gebunden Mk. 10,—.

Die **„Stuttgarter Missionsbücher“** wollen den Missionsfreunden einen Einblick in die Verhältnisse der Missionsgebiete und der Missionsarbeit ermöglichen; sie suchen dies in erster Linie dadurch zu erreichen, daß sie **nur gut ausgewählte Erzählungen** bringen, die auch von solchen mit Interesse gelesen werden, welche bisher der Mission ferne standen. Kurz vor Weihnachten sind die drei ersten Bände erschienen und sie fanden dank ihrer freundlichen und gediegenen Ausstattung über Erwarten viele Freunde. Es sind dies:

Band I. Aus China von E. Oehler-Heimerdinger: **„Über den gelben Strom“.**

Band II. Aus Indien von Missionar W. Spaich: **„Auf indischen Missionspfaden“.**

Band III. Aus Afrika von P. Steiner: **„Im Heim des afrikanischen Bauern“.**

Band IV. Aus China, erscheint neu anfangs Mai: **„Lebensbilder aus der chinesischen Mission“.**

El. Oehler-Heimerdinger: Missions-Erzählungen

Ich harre aus. Geschichten von chinesischen Frauen. 120 S. Geb. Mk. 15,—.

Im finstern Tal. Geschichten aus China. 176 S. Preis geb. Mk. 18,—.

Das Pfarrhaus am Schatzberg. Eine Geschichte aus dem jüngsten China. Zurzeit vergriffen. 2. Auflage erscheint im Juli.

Von † Frau **Adolf Hoffmann-Genf** ist in 2. Auflage erschienen:

Junge Mädchen in weiter Welt.

Ein Missionsbuch für unsere Töchter. 184 Seiten auf gutem Papier, mit vier Bilderbeilagen auf Kunstdruckpapier. Hübsch gebunden in Original-Einband. Preis etwa Mk. 30,—.

In kurzen Erzählungen und Berichten werden uns die Schwierigkeiten und Kämpfe, aber auch die herrlichen Glaubenserfahrungen in der Missionsarbeit in den verschiedenen Erdteilen gezeigt. Zum Dienst und selbstloser Hingabe des Lebens für das Reich Gottes möchte dieses Buch gern anspornen. .... Ein Buch voll köstlicher Gedankenperlen und feiner, aufs Höchste gerichteter Lebensbilder.

Samuel Hebich,

ein Zeuge Jesu Christi aus der Heidenwelt von Miss. J. J. Jaus (Indien) mit einem Anhang ausgewählter Merkworte. Schöner Geschenkband 8°, 180 S., gutes Papier, klarer Druck. 4 Bildbeilagen auf Kunstdruckpapier u. Buchschmuck v. A. Schabel. Preis Mk. 30,—.

Von dieser neuen Hebich-Ausgabe konnten in drei Monaten über 3000 Exempl. abgesetzt werden.

Die Basler Mission in Wort und Bild.

Reich illustr. Geschichte der Basler Mission von **P. Steiner.** Feine Ausgabe, gedruckt auf feinstem Kunstdruckpapier. 116 S. Preis nur Mk. 10,—, einfache Ausgabe Preis nur Mk. 5,—.

Die Geschichte der Basler Mission 1815—1915.

mit besonderer Berücksichtigung der ungedruckten Quellen, dargestellt von **W. Schlatter.** 3 Bände gut geb. in Halbleinen, Friedenspapier. Preis Mk. 100,—.


THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY
11 356 019